

# Das Licht der Welt



# Die Legende von Relsh

## Teil 3: Das Licht der Welt

## Prolog I | Jostons Gastfreundschaft

„Jetzt holt dem armen Ding doch etwas zum Anziehen!“

In Ihrer Faszination über diesen beeindruckenden Tempel, in dem sie stand, hatte Viri völlig vergessen, dass sie keine Kleidung trug. Nackt, inmitten der kühlen Hallen des Gebäudes, auf dem schier eisigen, glatten Marmorboden, in dem sich das Licht der Fackeln an den Säulen so wunderschön spiegelte.

Sie sollte eigentlich frieren, dachte sie sich. Doch ihr Körper empfand kein unangenehmes Gefühl der Kälte. Das Zittern kam eher aus einer inneren, unbeschreiblichen Freude. Endlich war sie in Etheria angekommen. Endlich war sie hier und konnte das tun, was Eding nicht mehr zu tun imstande gewesen war. Sie konnte das Gleichgewicht wiederherstellen. Das Gleichgewicht der Welten.

Und sie war so glücklich darüber, dass Etheria keine tote Welt war, sondern dass hier offenbar andere in Edings Abwesenheit sich um die Geschicke der Welt gekümmert hatten. Viri hatte viel Angst davor gehabt, hier eine tote, ausgestorbene Welt vorzufinden.

Sie wusste, dass das Los der anderen Welten, und insbesondere Hel, von ihr abhing. Sie war hier mit den Kräften desjenigen gesegnet, der alles erschaffen hatte. Nun musste sie nur noch lernen wie diese Kräfte zu beherrschen waren. Doch auch das würde ihr gelingen.

Viri war so glücklich. Eigentlich hatte sie gedacht, dass Etheria vollkommen leer wäre, zumindest hatte sie das in ihrer Erinnerung von ihrer Großmutter gehört.

Vermutlich aber hatten doch einige der Mal'ach, wie man die geflügelten Bewohner nannte, überlebt, sonst würde sie nicht in diesem Tempel stehen.

Das Gesicht des Mannes, der eben das Wort an sie gerichtet hatte war so streng. Die blauen Augen zeigten tiefe Augenringe, doch die Pupillen waren hell und klar und schienen sie zu durchbohren. Er wirkte ernst und sah sie mit strenger Miene an, doch er kümmerte sich um sie. Es dauerte nicht lange, bis aus einer der seitlichen Türen hier in dieser großen, steinernen Halle jemand kam.

Bis dahin hatte Viri nur ihn gesehen. Den großen, blonden Mann mit seinen streng zurückgekämmten Haaren, mit seinem eisigen Blick und seinen gigantischen Flügeln. Eine beeindruckende Statur, wie er auf seinem Thron saß, dem Stuhl, dessen Lehne bis an die hohe Decke des Tempels zu wachsen schien.

Trotz des Lichtes der vielen Fackeln an den Säulen war der Raum dunkel, beinahe finster. So hatte Viri anfangs gar nicht erkennen können, dass zwischen zwei Säulen zu ihrer linken und rechten Seite hölzerne Türen eingelassen waren.

Zwei ältere Frauen waren aus einer der Türen gekommen, die eine trug einige Laken, die andere Dame einige Seile mit sich.

„Bitte, lasst euch helfen“, sagte die Frau zu ihrer linken ruhig. Viri folgte ihr in den Nebenraum und setzte sich auf einen Schemel, der ihr bereitgestellt wurde. Ihr fiel auf, dass keine der Sitzmöglichkeiten eine Rückenlehne besaß. Das war aus ihrer Erinnerung und auch der Wahrnehmung hier auch logisch, denn die Frauen hatten ebenso Flügel wie der Herr auf seinem Thron, und Viri erinnerte sich daran, dass sie als Mädchen aus Etheria seinerzeit auch Flügel hatte. Schmerzhaft waren die Erinnerungen, denn seinerzeit litt sie an schrecklichen Krämpfen, sie konnte sich nicht an die Flügel gewöhnen. Immer wieder hatte sie ihr Gedächtnis verloren und war in der sterbenden Welt dem Tode geweiht. Ihre Großeltern, beide bereits alt und schwach, erlösten sie, indem sie Viri vergifteten.

Erst nach diesem Tod wurde sie zu dem, was sie nun war. Eine junge Frau mit vier Hörnern auf der Stirn, deren einzige Aufgabe es gewesen war, in der Unterwelt die Seelen der Menschen aufzuspüren.

Ihre Gestalt passte nicht zu dieser Welt, und das war das einzige, was Viri einige Sorgen bereitete. Denn eigentlich hatte sie erwartet, dass auch sie wieder als geflügeltes Wesen, als Mal'ach erscheinen würde, wenn sie Etheria betrat. Doch ein solcher Körper sollte ihr wohl nicht vergönnt sein. Letztendlich aber war die Form gleichgültig, wenn sie doch genau wusste, wer sie war.

Viri atmete durch und versuchte sich von diesen Gedanken zu befreien. Es war an der Zeit, nach vorne zu

schauen und sich den Aufgaben zu stellen, die vor ihr lagen.

Die Frau, die ihr schon den Weg gewiesen hatte, half ihr in einige Laken, die sie geschickt mit einigen Schnüren zu einem schönen Kleid zusammenband. Es fühlte sich locker und luftig, aber auch sehr komfortabel an.

„Geht nun zurück, bitte. Er möchte euch sehen“, flüsterte die andere Frau beinahe. Sie traten ehrfürchtig zurück und ließen Viri alleine. Sie ging auf die Türe zu, durch die sie in diesen kleinen, gemütlichen Nebenraum gekommen war. Noch einmal sah Viri sich um und blickte auf das Feuer, das in einem Kamin brannte, auf den großen Fellteppich, der am Boden ausgerollt war und auf den Schemel, auf dem sie gerade eingekleidet worden war.

Sie schloss die Augen und dachte darüber nach, was geschehen war. Der Mann hatte sie begrüßt, mit ihrem Namen, sie jedoch wusste nicht, wer er war. Und er wusste, wer sie war. Viri fasste sich an den Kopf. Das war schrecklich verwirrend.

Viri trat durch die Türe hindurch und sah ihn an, wie er immer noch auf seinem Thron saß.

„Sei nicht besorgt, mein Kind“, sprach der Herr. Er hatte eine tiefe, durchdringende Stimme. Sie passte zu seiner mächtigen, erhabenen Ausstrahlung. Er stand auf, ging die Stufen von seinem Thron hinab und näherte sich ihr.

Als würde eine fremde Macht über sie gebieten ging Viri in die Knie, und der Herr begann zu lächeln.

„Du bist die Erbin von Eding. Es gibt keinen Grund, vor mir zu knien.“

„*Er kennt also auch Eding*“, dachte sich Viri und beruhigte sich immer weiter. Es schien alles zusammenzupassen, der Mann war scheinbar wirklich nur ihr Statthalter, oder etwas in dieser Art.

Viri stand wieder auf und schüttelte den Kopf.

„Ich weiß nicht, was... und... wer?“

Es war eigentlich wichtig, gerade jetzt einen klaren, kühlen Kopf zu haben, doch sie konnte nur Unverständliches stammeln.

Er stand ebenfalls auf, nahm ihre Hand und deutete einen Kuss auf dem Handrücken an.

„Mein Name ist Joston. Es freut mich, dich hier willkommen zu heißen.“

„Bin ich... in Etheria?“, fragte Viri schließlich. Es war schließlich an der Zeit, die Dinge in Ordnung zu bringen.

Joston lachte laut auf. Er nahm ihre Hand und bedeutete, ihm zu folgen.

Etwas unsicher stolperte sie ihm nach, und er blieb kurz stehen.

„Oh entschuldige. Ich wollte dich nicht mitzerren.“

Viri spürte, wie ihr Gesicht rot wurde. Er war wirklich aufmerksam, das gefiel ihr. Sie fühlte sich willkommen, hier in dieser neuen Welt und schüttelte den Kopf.

„Nein, es ist in Ordnung, ich war nur überrascht.“

Joston war auch ohne die Anhöhe, auf der sein Thron stand, sehr groß. Er überragte Viri sicherlich um einen ganzen Kopf. Sie folgte ihm auf dem Weg hinaus in das weite Grasland. Die Treppe führte in das Wasser, in den Teich, durch den sie geschwommen war, um in den Tempel zu gelangen.

Er aber hob nur seine Hand und aus den Tiefen des Teiches erhoben sich Marmorplatten. Sie lagen verschmutzt auf dem morastigen Grund des kleinen Sees, doch als sie an der Oberfläche angekommen waren, schimmerten sie wieder weiß und glänzend im fahlen Licht des frühen Morgens.

Fasziniert folgte sie Joston, als er über die neu entstandene Brücke schritt und wunderte sich über den festen Stand, den die schwimmenden Marmorplatten bieten mochten.

Schweigend gingen sie einige Minuten weg vom Tempel, bis hin zu einer Anhöhe. Joston stützte sich dabei auf einen großen Stab, der an seiner Spitze metallisch glänzte und wunderschön funkelte. Viri war sich nicht sicher, ob er sich wirklich darauf stützte oder ob es nicht so etwas wie das Zeichen seiner Hoheit oder Macht war. Der Mann sah so unbeschreiblich mächtig aus, dass sie beim Gehen



weiche Knie bekam. Woher diese Ehrfurcht kam, konnte sie sich allerdings nicht erklären.

Auf diesem kleinen Hügel blieb er stehen und ergriff ihre Schulter. Mit dem anderen Arm deutete er mit seinem großen Stab auf die Wiesen. Sie waren wunderschön. Soweit das Auge reichte blühten Sonnenblumen und hohe Gräser, in der Mitte stand der Tempel inmitten des kleinen Sees. Die Beiden waren ziemlich weit gegangen, denn der Tempel schien viel kleiner, als er tatsächlich war.

Viri sah in die Ferne, und es schien ihr, als würde die Landschaft kontinuierlich ansteigen. Vermutlich lagen diese wunderbaren Weiden inmitten eines Tales, denn ganz am Horizont konnte sie Berge erkennen.

Stück für Stück wurde der Tag heller, und Viri atmete tief ein, sie sog die Gerüche dieses jungen Sommermorgens an, die feuchten Gräser und die Blumen sorgten für einen frischen, wunderbaren Duft.

Doch auch wenn der Tag so schön begann, vergaß Viri nicht, wer sie war. Sie hatte die Macht von Eding geerbt. Sie war diejenige, die in Etheria die Dinge wieder in Ordnung bringen konnte, so dass die seltsamen Ereignisse in Hel und auf der Erde ein Ende nahmen. Sie wusste nicht viel von den Zusammenhängen innerhalb der Welten. Nein, eigentlich wusste sie auch nicht viel von dieser Welt, doch Viri war sich sicher, dass ihr dieser Mann helfen würde.

„Das hier...“, begann er schließlich zu sprechen, um gleich wieder eine Pause zu machen. Er wählte die Worte sehr bedacht und sprach sie deutlich aus.

„Das hier, meine liebe Elvira, mein liebes Kind, ist Parmacia.“

„Ist das... eine Art Provinz in Etheria?“

Er musste ihr so vieles erklären, sie schämte sich. Joston lächelte sie an. Das strenge Gesicht war es nicht gewohnt zu lächeln, das sah man ihm an.

„Nein, das ist sie nicht.“

Er sah wieder in die Ferne.

„Parmacia ist eine Welt, wie auch Etheria sie war. Sie blüht und lebt und steht im Zentrum aller Welten.“

„Aber... was ist dann mit Etheria? Ich muss dorthin.“

Es war schön hier, doch ihr Ziel war dann doch ein anderes. Immerhin hörte sich das Zentrum aller Welten nicht vollkommen falsch an, möglicherweise konnte sie von Parmacia aus nach Etheria gelangen.

Joston schloss die Augen und schüttelte den Kopf.

„Etheria existiert nicht mehr.“

Viri gefror das Blut in den Adern, eiskalte Schauer liefen ihr den Rücken hinab. Das konnte nicht sein. Wenn sie nicht in Etheria wieder alles in Ordnung bringen konnte, dann waren ihre Welt verloren. Ihre Freunde. Ihr Kind. Ihr Mann.

„Eding war ein solcher Narr. Er war ein verblendeter Träumer, durch und durch. Seine Idee verfolgte ihn so sehr, dass er beinahe auch meine Welt mit seiner Saat des Wahns überzog.“

Joston atmete tief durch. Seine Brust hob und senkte sich merklich. Das konnte sie auch unter dem weiten, wallenden Mantel den er trug sehen.

Seine Hände mit den langen Fingernägeln umklammerten den Stab so, dass seine Knöchel weiß hervortraten. Er begann, am ganzen Körper zu zittern, doch nach einigen Atemzügen beruhigte er sich wieder.

Nun sah er sie wieder ernst an. Kalt. Eiskalt. Seine Augen durchbohrten ihr Herz.

„Es hat mich viel Mühe gekostet, die Dinge wieder so in Ordnung zu bringen, dass sein Irrsinn ungeschehen gemacht wurde. Alles, was von ihm noch übrig ist, steht vor mir.“

Viri fühlte sich nicht mehr sicher. Der eben noch so gütige, ruhige Mann wurde ihr unheimlich. Sie fühlte den Drang, zu fliehen, doch sie konnte nicht.

Joston aber schnaubte verächtlich. Er umklammerte seinen Stab mit beiden Händen und sah sie an.

„Was bist du? Du siehst aus wie eine Sayt und auch wenn ich die Kraft eines hohen Wächters in dir spüre, so kannst du nicht damit umgehen. Du stehst vor mir wie ein gewöhnliches niederes Lebewesen aus einer der Welten.“

Er spuckte ihr ins Gesicht. Viri wich zurück und wischte sich seinen Speichel von den Augen. Es fühlte sich widerlich an.

„Eine Schande! Dieser in alle Ewigkeiten verdammte Eding.“

Er senkte den Stab, und erst jetzt erkannte Viri, was so schön gefunktelt hatte. Vom oberen Drittel bis hin zur kugelförmigen Spitze durchzog ihn eine lange, scharfe Klinge.

Eding setzte tief an, zog den Stab hoch und riss ihn einmal durch ihren Körper hindurch. Seine Kraft hielt Viri fest, und so wurde sie bei der Berührung von Fleisch und messerscharfem Metall nicht nach hinten gedrückt. Die schwere Waffe schnitt ihren Körper auf, zerteilte ihre Knochen in den Beinen, riss ihren Körper in Stücke und fuhr brennend und heiß über ihr Gesicht.

In ihrem Augenwinkel sah sie eines ihrer Hörner in hohem Bogen davonfliegen. Als Joston sie aus seiner Gewalt entließ taumelte Viri nach hinten und fiel mit dem Rücken auf den Boden. Sie drückte dabei noch einige Sonnenblumen zur Seite als sie den kleinen Hügel hinunterrutschte.

Viri spürte, wie ihre Kraft aus dem Körper wich, wie die offenen Wunden zu brennen begannen und wie ihr Atem immer rasselnder wurde. Joston hatte sie getötet. Und sie wusste nicht einmal warum. Er näherte sich ihr und beugte sich hinab.

„Für dich, meine Liebe, tut es mir wirklich leid. Aber nun sind die Welten wieder im Gleichgewicht.“

Er umklammerte ihren Körper und riss ihn hoch. Noch einmal hörte sie die Knochen in ihren Beinen knacken und spürte, wie ihre Haut noch weiter aufriss.

Wenigstens fühlte sie durch den Schock keine Schmerzen mehr, und sie wusste auch nicht, wie ihre Verletzungen genau aussehen mochten. Viri hatte keine Kraft mehr, sich zu bewegen. Ihr Kopf baumelte nach unten und sie sah die Landschaft an sich vorbeiziehen. Die schönen, unberührten Weiden.

Alleine ihre Gedanken mochten sich nicht in die Bewusstlosigkeit retten, sie war immer noch bei klarem Verstand. Und sie spürte, wie das Blut aus ihrem Mund floss, wie die warme Flüssigkeit an ihren Wagen hinab lief.

Joston trug sie zurück zum Tempel und warf sie zu Boden. Viri schlug mit dem Gesicht auf den Boden auf, das Blut verteilte sich unter ihr, ihre Zunge spürte den blechernen, warmen Saft. Es war ein ekelhafter Geschmack.

„Bringt sie weg!“, rief Joston seinen Helferinnen zu und verließ dann den Raum. Die Schritte wurden leiser und eine Türe fiel in die Angeln.

Viri versuchte noch einmal an all diejenigen zu denken, die ihr wichtig waren. Doch durch ihre zerfleischte Brust

zuckte ein Gedanke, der mehr weh tat als die Wunden,  
die ihr Körper erleiden musste.

Sie hatte alle enttäuscht. Vor allen Dingen ihre Tochter,  
die so viel auf sich genommen hatte, um Viri zu dem zu  
machen, was sie war. Und dabei hatte sie doch gerade  
erst Eilies Vertrauen gewonnen. Auch Manai hatte sie  
gerade erst wiedergesehen. Sie würde ihn niemals wieder  
treffen. Es war für alles zu spät.

„Es tut mir leid“, brachte sie noch gurgelnd hervor.

# 1 Jebelle | Ausflugsfreuden

Er war nun wirklich ein Sonderling. Dieser Tag war doch so wunderschön. Die Sommersonne wärmte die kalten, grauen Mauern des Steintempels, die Bäume standen inmitten des zentralen Hofes in sattem Grün, es roch nach den wachsenden Gräsern draußen auf den kleinen Feldern vor den Toren des Tempels, und doch stand er hier und kehrte seine kleine Stube.

Doch es war ihm wichtig, immer alles ordentlich zu hinterlassen. Jebelle hatte die Chance bekommen, ein Wächter zu werden. Ein Wächter, er, der Sohn eines schmutzigen Minenarbeiters. Nein, diese Chance musste ergriffen werden. Und wenn seine Lehrer von ihm verlangten, dass seine Stube ordentlich und sauber zu sein hatte, dann würde er seine Stube auch jeden Tag fegen.

Jebelle betrachtete sein Werk und war zufrieden. Das Licht, das aus dem schmalen Fenster hineinstrahlte, leuchtete nicht mehr neblig in einer Staubschwade, sondern erhellte den Raum gleichmäßig. Der einfache Holztisch im Eck war mit einer kleinen Zierdecke und einer leeren Vase dekoriert, auf dem Holzstuhl lag ein dünnes, abgewetztes, aber sauberes Kissen. Das Bett war gemacht, die rotweiß karierte Bettwäsche lag sauber gefaltet auf der Matratze, das Kissen war zu einem Dreieck aufgestellt.

Er holte den zusammengerollten Vorleger aus Bast von seinem schmalen Bücherregal herunter und legte ihn vor das Bett. Nun war er zufrieden. Jetzt musste er nur noch den Reisigbesen wieder zurück in die Kammer der Magd bringen, und er hatte sich seinen freien Tag verdient.

Vor der hölzernen Tür seiner Kammer lag der offene Hof. Die einzelnen Räume der gut dreißig Wächterstudenten waren in einem Gebäude untergebracht, das an die alte Außenmauer des Steintempels angebaut wurde. Es war ein dreistöckiges Haus, dessen Zimmer nur über außen geführte hölzerne Stege, Balkone und Treppen verbunden wurden. Einerseits war das ganz angenehm, da er so seine Ruhe hatte, wenn er sie wollte. Doch manchmal wäre ein trockener Weg von den Kammern zur heiligen Halle oder den Studiensälen ganz angenehm gewesen. Und wenn es einmal regnete, dann wurde der erdige Boden des Innenhofs derart schlammig, dass Jebelle immer Schmutz in sein Zimmer trug.

Heute aber war es wunderbar sonnig und trocken im Steintempel. Jebelle ging durch den Hof, durch die drei Bäume, die in seiner Mitte angenehmen Schatten vor der Sonne des späten Vormittags spendeten. Der Weg führte ihn vorbei an den hölzernen Bänken, auf der normalerweise immer die alten Wächter saßen und leitete Jebelle zum Seitenbau des Tempels, in welchem die Gemächer der Mägde und Professoren lagen.

Der alte Steintempel war kaum würdig, als Tempel bezeichnet zu werden. Im Gegensatz zu den mächtigen



marmornen Hallen in Kierop, Gurobu oder Flussforke war dieser alte Tempel kaum mehr als eine besser erhaltene Burgruine. Hinter den zentralen Bäumen des Innenhofs befand sich die heilige Halle, ein großer, etwa zwanzig Meter langer Raum, der von acht Säulen innen gestützt wurde. Die schmalen, spitz zulaufenden Fenster spendeten dem Innenraum nicht viel Licht, der deswegen immer mit Fackeln und Kerzen erhellt werden musste. Das Licht der Flammen sorgte andererseits wieder dafür, dass die Säulen und die Gewölbedecke dunkel vom Ruß waren.

An der Spitze der Reihe von Sitzbänken, auf denen die Studenten und Professoren beteten, befand sich eine kleine steinerne Empore mit dem Thron des lokalen hohen Wächters, der geistigen Eminenz des Reiches von Hrvic.

An der linken Seite der großen Halle war ein kleinerer Flügel angebaut, in dem die Professoren und Mägde wohnten. Dieses Gebäude diente auch als Zeughaus, da nicht so viele Bedienstete hier lebten, wie Räume zur Verfügung standen.

Der rechte, östliche Flügel hingegen beinhaltete die Säle mit den Klassenzimmern. Der Teil des Gebäudes war irgendwann einmal umgebaut worden, da hier die Fenster größer und rechteckig waren, was das Lernen in diesen Zimmern bedeutend einfacher machte. Außerdem waren diese Fenster verglast, es zog nicht so unangenehm, und zwei der Räume hatten sogar einen

Kamin. Hier wurde es in den Wintermonaten immer eng, da jeder in den warmen Stuben lernen wollte. Weder die heilige Halle noch die Kammern der Studenten hatten Heizungen, und im Winter wurde es hier oben auf dem Berg oft bitterkalt. In manchen Nächten gar mussten die Studenten in den Lehrsälen schlafen.

Hrvic war ein armes Reich, und der Verrat, den die Anführer des Landes beinahe fünfhundert Jahre zuvor begangen haben, musste immer noch gebüßt werden. Nirgendwo in Parmacia waren die Steuern höher und die Soldaten grausamer. Selbst Pirvell, der hohe Wächter, hatte bei Joston, dem ewigen Herrscher dieser Welt, noch keine Gnade erbitten können.

Oh wie Jebelle seine Ahnen für diesen Verrat hasste. Doch er würde sein Bestes geben und ein zuverlässiger, wertgeschätzter Wächter werden. Vielleicht würde es ihm so sogar gelingen, die Meinung von Joston zu ändern.

Die strenge Magd, die ihm ansonsten immer den Besen ausgehändigt hatte, schien heute nicht hier zu sein. Am Morgen noch hatte sie ihn mit einem ernsten Blick ermahnt, das Kehrstück zurückzugeben. Nun aber schien auch sie hinab in das Dorf gegangen zu sein, um sich in der Schänke von Steinhagen einigen Krügen Met hinzugeben. Es sollte Jebelle nur recht sein, er trat in die Kammer ein und legte den Besen zurück. Nun gehörte der restliche Nachmittag ihm.

Doch als er aus dem Gebäude trat, hinein in den strahlenden Tag, kam ihm schon Kalekk entgegen.

Jebelle atmete durch. Er verstand sich mit allen seinen Kommilitonen gut, selbst mit Kalekk, einem muskulösen, schwarzhaarigen jungen Mann, der gelegentlich schwächere, unsichere Mitschüler ärgerte. Jebelle gab immer sein bestes und teilte sein Wissen bereitwillig, deswegen wurde er von allen geschätzt. Zumindest war das der Schluss, den er selbst daraus zog, warum ihn Kalekk respektierte.

Denn selbst war Jebelle eine dünne Gestalt, groß gewachsen zwar, doch er war mit keinem besonderem optisch herausstechenden Merkmal gesegnet. Seine Haare waren hell, aber weder blond noch braun, seine Augen grau bis braun, und außer seiner Schüler- Uniform mit einfacher Mitra als Kopfbedeckung hatte er kaum schöne Kleider. Er schämte sich für die zerrissenen Lumpen, die er als Freizeitkleidung von zu Hause mitbekommen hatte. Doch er würde sich nie darüber beschweren, da dies die besten Kleidungsstücke waren, die ihm seine Mutter hatte mitgeben können. Damals, als er zum Schüler der Wächter berufen wurde.

Diesen Tag nun hätte er aber am liebsten einmal mit sich selbst und seinen Büchern verbracht.

„Hey Jeb, was machst du denn noch hier?“

Hatte Jebelle etwas vergessen? Er versuchte sich daran zu erinnern, doch Kalekk half ihm mit einem kräftigen Schlag auf die Schultern aus.

„Heute ist doch der Tag, an dem die Reisegruppe für die Reise nach Nderis bekannt gegeben wird.“

Nachdem der Schlag auf die Schulter schon nicht sanft gewesen war, schlug Jebelle sich nun mit der flachen Hand auf die Stirn.

„Die Auslosung! Wie konnte ich das vergessen! Bei Joston selbst, und ich fege hier meine Stube.“

Kalekk umklammerte seine Hüfte mit seinen schweren Armen und begann zu lachen. Es war ein ehrliches Lachen, das ehrliche Lachen eines einfachen Mal'ach. Seine fleckigen Flügel wackelten im Rhythmus des Gelächerts und auch Jebelle konnte sich ein Schmunzeln nicht verkneifen. Kalekks Lachen war ansteckend.

Er kniff Jebelle sanft in die Schulter und wischte sich eine Träne aus seinem rechten Auge.

„Keine Sorge, du wirst nicht aufgerufen oder sowas. Die Ergebnisse werden am schwarzen Brett von Steinhagen angeschlagen.“

Die Beiden gingen aus dem Steintempel hinaus und folgten dem einzigen Weg, vorbei an den Feldern hin zum Abstieg, der in Richtung des Dorfes Steinhagen zum Fuße des Tempels führte. Der Weg durch den Wald kam Jebelle kurz vor, und schon bald hörte er die Stimmen und den Lärm des kleinen Dorfs. Hier war das Leben so viel intensiver als in seinem ruhigen Tempel, wo im Stillen beten und studieren die einzigen Gebote waren.

Doch heute war mehr los als sonst. An diesem freien Tag, dem Tag zu Ehren von Joston und dem Ende der großen Revolution war hier viel mehr los. Jebelle sah sich um, als sie durch die staubigen Straßen des Dorfes schritten, in dem die Holzhütten eng an eng gebaut wurden, um den tückischen Winden der Berge zumindest ein bisschen etwas entgegen setzen zu können, Hier und dort sah er seine Professoren und die Mägde beisammensitzen und trinken, einige begannen schon zu tanzen, offenbar voll des Weines. Es war eine ausgelassene Stimmung.

Der Dorfschmied zeigte vor einer Gruppe von Kindern, wie man Hufeisen schmiedete und bei jedem Schlag des Hammers auf das heiße, glühende Eisen zuckten bei den Kindern die noch kurzen Flügel.

Der Pferdezüchter marschierte mit seinen schönen Wallachen durch den Dorfplatz. Die jungen Mädchen und Frauen, die sich rund um die Tiere versammelt hatten, schmachteten jedoch nicht nur wegen der Vierbeiner, sondern auch wegen des jungen, muskulösen Mannes.

„Da, schau!“

Kalekk stieß Jebelle in die Seite und deutete auf ein großes, steinernes Haus mit Walmdach. Das Rathaus und Wohnsitz des Vogtes. Davor waren einige Papierstücke auf Bretter genagelt.

Nun konnte auch Jebelle nicht mehr stillhalten und er lief nach vorne. Sein Vater kam aus einem Ort hier ganz in der Nähe, und außer diesem Dorf, Steinhagen und dem

Steintempel hatte Jebelle noch nie etwas Anderes gesehen. Nun bot der Vogt für eine Gruppe von Schülern zusammen mit dem hohen Wächter einen Ausflug in die Stad Nderis am Ufer des Tausendlandmeeres an. Das war eine Reise von mehreren Tagen, und sie würde Jebelle die Möglichkeit geben, endlich einmal eine richtige Stadt zu sehen.

Er hoffte so sehr, auf dieser Liste zu stehen. Doch er wünschte es auch seinen näheren Freunden, dass sie mitdurften. Zum Besuch eines hohen Wächters durften fünf Schüler, eine Magd und ein Professor mitreisen. Professor und Magd standen bereits fest, es war Professor Ebonskap und Mariny, eine junge Frau die mit ihrer Tochter im Steintempel lebte und die Kutschen instand hielt.

Seine Hände wurden feucht, als er die Namen auf der Liste las, er begann seine eigenen Finger in einer Faust zu kneten. Die ersten beiden Namen waren nur entfernte bekannte Schüler. Doch dann die Erleichterung.

„Kalekk! Schau! Hier steht's! Kalekk Silvania, Tir Dorl und Jebelle Toresson! Unsere Namen!“

Kalekk stürmte zu seiner Seite und schlug ihm abermals voller Freude auf die Schulter.

„Tir auch! Das ist ja unglaublich!“

Der muskulöse Junge lief davon, in Richtung des Dorfplatzes und suchte ihren Freund. Neben Kalekk war Tir Jebelles bester Freund. Er war zwar älter als Jebelle,

aber ein gutes Stück kleiner und noch dünner. Doch er war mutig und probierte gerne neues aus, deswegen würde ihm die Reise nach Nderis sicherlich gefallen.

„Was für ein schöner Tag“, sagte Jebelle zu sich. An diesem Tag würde auch er sicher einen Humpen Met trinken.

## 2 Jebelle | Der Weg nach Nderis

Der Griff war schwergängig, Jebelle musste viel Kraft aufbringen, um die Türe zu öffnen. Er spürte einen schmerzhaften Stich in seinem Kopf, als er mehr Kraft als nötig aufgewandt hatte, um in das Klassenzimmer zu gelangen.

Vielleicht hatte er doch ein klein bisschen zu viel Met getrunken am Vorabend. Er rieb sich kurz die Stirn und trat hindurch in den Saal.

Jebelle befand sich im Lehrhaus, dem östlichen Flügel des Steintempels. Heute sollte er sich dort mit den anderen Studenten einfinden, um von Professor Ebonskap auf die Reise nach Nderis vorbereitet zu werden. Es ging alles recht schnell, schon am frühen Morgen des nächsten Tages sollte es in die alte Stadt gehen.

Noch jedoch war er alleine im Zimmer. Wenn Jebelle am Abend etwas getrunken hatte, dann schlief er nie besonders gut und war bereits früh am Morgen aufgestanden, um in das Klassenzimmer zu gehen.

Die Sonne stand noch nicht in vollem Licht, weshalb es im Lehrsaal recht kühl war. Professor Ebonskap schien am Vorabend auch die oberen Drittel der Fenster gekippt zu haben, so hing die Kälte der Nacht noch unangenehm im Zimmer. Jebelle umklammerte seinen eigenen Oberkörper, er fror.



Um die Zeit nicht ungenutzt verstreichen zu lassen setzte er sich auf seinen Platz, nahm ein Buch und einige lose Blätter aus seiner Umhängetasche und begann darin zu lesen. An diesem Tag war wieder normaler Unterricht, und die Einweisung des Professors war vor den Beginn der regulären Lehrstunden gesetzt worden. Jebelle gähnte und rieb sich noch einmal die Schläfen.

„*Oh, dieser Met.*“

Er hätte wirklich weniger davon trinken sollen.

„Die Aufgaben eines Wächters“, murmelte er leise zu sich selbst. Das half ihm, den teilweise doch sehr trockenen Stoff leichter verstehen zu können. Er hatte eine Zusammenfassung über die Aufgaben der Wächter geschrieben, die er später am Tag einem Professor vortragen musste.

„Die Gebiete unserer glorreichen Welt werden von Joston, dem großen Anführer, geleitet. Jedes Gebiet hat seine Aufgaben, die von Joston selbst zugewiesen wurden.

Die Wächter sorgen dafür, dass die Gebiete ihren Zweck erfüllen können, und kümmern sich in jedem Landstrich von Parmacia darum, dass die Könige, Fürsten und Grafen unserer Welt helfen, zu gedeihen. Das oberste Ziel ist die Zufriedenheit der Mal'ach, die in den verstreuten Ländereien leben.

Die Wächter in den Tempeln kontrollieren die weltlichen Machthaber, erlassen Gesetze und kontrollieren die

Streitkräfte. Dann berichten sie an die hohen Wächter der Gebiete, und diese erlassen die Richtlinien, welche die gemeinen Wächter umzusetzen haben.

All das geschieht zum Wohle unserer Welt, denn nur wenn alle Mal'ach ihren Aufgaben folgen können, kann Joston den Fortbestand unseres Wohlstands sicherstellen.“

„Eine kurze Einführung, aber sehr wichtig.“

Jebelle fuhr herum und sah auf. Vor ihm stand Professor Ebonskap. Er hatte ihn nicht bemerkt, so konzentriert war er in seinem Text versunken.

Hastig stand er auf und verbeugte sich.

„Pr... Professor Ebonskap! Guten Morgen“

Der Professor nahm die etwas holprige Vorstellung amüsiert an, lächelte, nickte und setzte sich auf seinen Platz hinter dem hölzernen Lehrertisch. Er nahm die Feder aus dem Tintenfass und notierte etwas in ein Notizbüchlein, das er dabei hatte.

„Jebelle Toresson, immerhin jemand, der Wartezeiten mit Lernen verbringt.“

Er blickte auf und sah sich im Klassenzimmer um.

„Wo sind eigentlich die anderen?“

Jebelle biss sich auf die Zähne. Seine Freunde waren schrecklich unpünktlich, und da der Professor schon vor

ihnen im Klassenzimmer war, würde es sicherlich wieder Strafarbeiten setzen.

Doch noch bevor die Glocke des Steintempels die morgendliche Tagstunde schlug, waren Kalekk und Tir auch im Zimmer eingetroffen. Sie sahen etwas verschwitzt aus und waren offenbar gelaufen, um noch rechtzeitig zur Unterrichtsstunde anzukommen. Mit ihnen traten auch Copa und Flik in den Raum, die beiden anderen Schüler, die mit nach Nderis reisen sollten.

Professor Ebonskap nickte, bedeutete allen Schülern, sich zu setzen und atmete tief ein, während er sich von seinem Stuhl erhob.

„Ihr alle“, begann er zu sprechen, „habt die Ehre, mich auf der Reise nach Nderis begleiten zu dürfen.“

Nderis ist eine Hafenstadt ungefähr anderthalb Tagesmärsche südöstlich von hier. Es ist eine der ältesten Städte in Hrvic und eine der wenigen, die noch den alten Namen trägt. Weiß jemand, was es mit den alten Namen zu tun hat?“

Er sah sich um, musterte jeden der Schüler und wollte schon Jebelle ermuntern, die Antwort zu geben, als Flik aufstand. Flik war einer der älteren Schüler und würde bald zu einem Wächter erklärt werden.

„Bis zum Aufstand vor 462 Jahren hatte Hrvic wie viele andere Staaten in Parmecia eine eigene Sprache. Alle Städte wurden seinerzeit in dieser Sprache benannt, doch

nach dem großen Verrat wurde die Umgangssprache in Hrvic verboten und durch Jostons Zunge ersetzt.

Beinahe allen Orten in Hrvic wurde ein neuer Name zuteil, nur die beiden großen Städte Hrvic und Nderis durften ihre alten Namen erhalten, da sie in vielen alten Büchern anderer Staaten so genannt wurden.

Doch zur Strafe wurde Hrvic der Status der Hauptstadt aberkannt und Cobalton geschaffen, und Nderis durfte viele lange Jahre keine großen Handelsschiffe anlanden lassen.

Nur durch Jostons Güte wurde diesen beiden Städten überhaupt das Existenzrecht noch gewährt.“

Die Studenten klopfen anerkennend auf ihre Tische, das war eine tadellose Erklärung. Auch Professor Ebonkap sah Flik lächelnd an.

„Sehr gut. Nun, die meisten von Euch kennen nur den Steintempel, Steinhagen und vielleicht noch das ein oder andere Dorf in dieser Gegend, doch niemand von euch fünf hat je eine der größeren Städte gesehen.

Aus diesem Grund hat der hohe Wächter Pirvell entschlossen, dass ihr alle einmal eine der alten Städte von Hrvic sehen dürft.“

Der Professor stand auf und rollte eine Karte ab, die an einem fahrbaren Ständer angebracht war. Sie enthielt eine große, detaillierte Karte des östlichen Hrvic.

„Wir werden morgen früh aufbrechen, gehen über Steinhagen zum Bergpass in Richtung Götterweg. Wir übernachten im Gasthaus zum Fuße der Berge und haben dann noch einen halben Tagesmarsch vor uns, bis wir Nderis erreichen.

In der Hafenstadt haben wir drei Zimmer gemietet, dort werden wir für eine Nacht verbleiben. Danach wandern wir wieder zurück.“

Er ging wieder zu seinem Pult.

„Natürlich handelt es sich bei unserer Reise um eine Lehrreise. Wir werden den Seetempel besuchen und damit den Wächter der Stadt, wir werden uns über die Organisation eines Hafens informieren und etwas zur Architektur des alten Hrvic kennen lernen.“

Alle Studenten schwiegen, sie hörten dem Professor gespannt zu. Jebelle war schon darüber so glücklich, überhaupt die Reise antreten zu können. Aus eigenen Kräften hätte er sich nie so eine lange Reise leisten können.

Professor Ebonskap lächelte in die schweigende Runde.

„In den Abendstunden dürfen wir das tun, was wir gerne tun möchten. Zum Beispiel würde ich Euch einmal zum Essen in der Gaststube einladen. Außerdem könnt ihr kaufen, was ihr möchtet. Wächter Privell hat euch hierfür ein kleines Taschengeld bereitgestellt.“

Im nächsten Moment jedoch sah er wieder mit ernster Miene in das Zimmer.

„Freut euch darüber, welchen Luxus euch die Wächter ermöglichen. Und wisset, dass ihr in Zukunft selbst so gnädig sein sollt. Gebt das zurück, was ihr von uns erhaltet. Denkt daran. Joston ist gut. Die Welt ist gut. Und unser Frieden ist absolut heilig.

Nun geht und packt. Die kommende Unterrichtsstunde fällt aus. In einer Stunde, wenn die Glocke erneut läutet, treffen wir uns und führen den Unterricht fort.“

Erneut klopfen die Studenten auf ihre Tische. Jebelle war so unbeschreiblich dankbar und glücklich, dass er sich nur kurz bei seinen Freunden verabschiedete und gleich zurück in seine Kammer lief. Er rannte die steinernen Treppen des Lehrgebäudes hinunter, raus in den Hof, über die Wiesen an den großen Bäumen vorbei hinein in seine Kammer. Das Kopfweh war vergessen.

Er war so nervös und zitterte innerlich vor Freude. Sicherlich würde er in dieser Nacht kein Auge zubekommen. Er packte sein Bündel voll mit Wäsche, verschnürte es und legte es auf den kleinen Arbeitstisch.

Jebelle war derart aufgeregt, dass er es einige Male neu schnüren musste, da er immer wieder etwas vergessen hatte. So verging beinahe die gesamte Freistunde derart schnell, dass er sich beeilen musste, um wieder zum Lehrsaal zu gelangen. Ihm standen einige Stunden Mathematik bevor, ein Fach, das er mochte. Seine Freunde indes waren weniger begeistert und schlürften unmotiviert in das Zimmer, bevor der Professor eintrat.

Kalekk warf sich theatralisch in seinen Stuhl und atmete tief durch.

„Die Reise wird toll, aber wie soll ich jetzt die nächsten Stunden dummer Rechnerei durchstehen? Es ist so schrecklich langweilig.“

Jebelle jedoch überhörte die Klagen seines Freundes. Er sah vor seinem geistigen Auge schon die großen Masten der Schiffe, wie sie in Reih und Glied im Hafen der großen Stadt aufgereiht waren. Er sah die steinernen Mauern, roch beinahe schon den Fisch in den Gassen. Doch dann durchfuhr ihn ein leichter Schmerz. Jebelle wusste ja gar nicht, wie es war. Alles, was er über Nderis wusste, hatte er aus den Büchern, die ihm die Bibliothek des Steintempels zur Verfügung stellte. Vielleicht war es gar nicht mehr so. Er wusste es nicht.

Umso neugieriger wurde er, wie es nun wirklich war. Seine Nervosität stieg wieder. Er wollte in diese Stadt, besser noch gleich als morgen.

Am Abend ging Jebelle früh zu Bett und widerstand dem Drang, noch ein Mal sein Reisegepäck zu überprüfen und sicherzustellen, dass er ja nichts vergessen hatte.

Die Nacht selbst schlief er dann auch schrecklich unruhig. Es dauerte sehr lange bis Jebelle überhaupt einnicken konnte, und dann schien er bei jedem Geräusch wach zu werden.

Als es endlich hell wurde und Professor Ebonskap die Glocke im Turm läutete, war er schon lange wach. Jebelle

fühlte sich müde, sein Rücken schmerzte und seine Augen schienen viel kleiner zu sein, als sie es tatsächlich waren. Doch er rieb sich den Schlaf aus dem Gesicht, wusch sich schnell an seiner kleinen Waschschüssel, die er schon am Abend mit Wasser gefüllt hatte, nahm sein Gepäck, welches er sich auf den Rücken schnürte und schritt hinaus aus seiner Kammer.

„Ha ha, wieder der Erste!“

Der Professor lachte mit tiefer Stimme und laut.

Ebonskap war ein kräftiger Mann. Er hatte breite Schultern und einen muskulösen Brustkorb. Er war wie Jebelle und die anderen Schüler aus Hrvic, dem kargen, hügeligen Land der Minenarbeiter. In seiner Freizeit half er oft dabei, Steine für die nötigen Reparaturen des Tempels zu schlagen und mauerte gelegentlich auch selbst. Hier, in der Provinz, musste jeder helfen. Gelehrte, die sich den ganzen Tag nur ihren Büchern und Studien widmen konnten, gab es in diesem Land nicht.

Es war schon eine Besonderheit, dass es hier einen Tempel gab, in welchem die Anwärter überhaupt Zeit hatten zu studieren. Es war zwar selbstverständlich, dass auch sie den Bewohnern von Steinhagen halfen und sich ihre Nahrung weitgehend selbst verdienten, dennoch erlaubte ihnen die Gesellschaft, sich die Lehren von Joston soweit anzueignen, dass die Wächter aus Hrvic so klug und weise waren wie diejenigen aus den meisten anderen Ländern.



Ebonskap war ergraut, die meisten Haare waren bis auf einen kurz geschorenen Haarkranz bereits einer Glatze gewichen, doch immerhin passten die Haare zum Farbton seiner aschgrauen Flügel, die er selbst gestutzt hatte damit sie ihn bei der Arbeit im Steinbruch nicht behinderten. Die Haut des Professors war gebräunt und der Kopf glänzte im heller werdenden Licht des Tages, die strahlend blauen Augen sahen sich im Hof um.

Er trat auf Jebelle zu und klopfte ihm auf die Schulter.

„Wenn die anderen bald nicht kommen, gehen wir zu zweit.“

Doch in diesem Moment trat auch schon Mariny mit einem großen Rucksack aus dem Haus der Bediensteten. Sie lief zu ihnen und verbeugte sich vor dem Professor.

„Es tut mir leid, doch ich wollte sicherstellen, dass alles für meine kleine Tochter vorbereitet ist.“

Ebonskap schüttelte den Kopf.

„Hab keine Sorge, junge Mariny. Breta wird sich um sie kümmern, sie hat selbst schon einige Kinder zur Welt gebracht.“

Die junge Magd sah ihn erleichtert an und blickte dann auch im Hof umher.

„Ist sonst noch keiner hier?“

„Doch, Jebelle hier.“

Sie sah Jebelle an und schüttelte den Kopf.

„Jebelle! Es tut mir leid, ich bin wohl noch nicht wach.“

Bevor er etwas sagen konnte, kamen auch die anderen Studenten aus ihren Kammern, grüßten alle und Professor Ebonskap ergriff das Wort.

„Nun, jetzt da wir vollzählig sind, lasst uns aufbrechen.“  
Er hielt inne.

„Moment. Kalekk?“

Jebelles Freund drehte sich um, er befürchtete wohl für das zu spät kommen gescholten zu werden.

„Professor?“

Ebonskap nahm Mariny den schweren Rucksack ab und gab ihn Kalekk. Dieser ächzte kurz, als der Professor die Tasche mit Schwung in seine Arme legte.

„So, gehen wir.“

Jebelle war so aufgeregt. Die Gruppe ging zuerst den bekannten Weg hinunter nach Steinhagen, doch diesmal durchwanderten sie den Ort nur. Es war noch früh, außer in der Bäckerei war noch nirgendwo ein Anzeichen zu sehen, dass die Bewohner wach waren. Höchstens einige Bauern waren draußen auf ihren Feldern, doch das Dorf schlief noch größtenteils.

Am anderen Ende des Ortes war ein kleines, hölzernes Tor, das in einen Nadelwald führte. Jebelle war schon einige Male hier gewesen und hatte den Dörflern geholfen oder andere Aufträge erledigt. Weiter als einige Stunden

Fußmarsch in den Wald hinein war er allerdings nicht gekommen.

Der Wald war wunderbar in diesen frühen Stunden. Der Waldboden, der voller Nadeln lag, roch würzig, die Feuchtigkeit des Morgens sorgte für eine angenehm kühle Temperatur auf seiner Haut. Die Vögel zwitscherten und sangen um die Wette, und in der Nähe des Weges plätscherte ständig ein Bach.

Mehrere Stunden ging es weitestgehend bergab, die wenigen Steigungen waren mit Holzgeländern und Trittbrettern gesichert. Es war ein angenehmer, nicht zu anstrengender Marsch, zumal er die meiste Zeit im Wald war. Hrvic war ein dünn besiedeltes Land.

Zur Mittagszeit erreichte die Gruppe eine Anhöhe und hielt für eine Rast an. Die Bäume waren rund um die Anhöhe gerodet, so dass die Sicht auf die Umgebung frei war. Es war ein wunderschöner Ausblick. Die Hügel und Wälder schienen sich endlos zu ziehen, grüne Bäume soweit das Auge sehen konnte. In der Ferne, kurz bevor die Gegend im Blau des Himmels zu versinken schien konnte man auch die Steigung der Welt erkennen. Nur auf den Gipfeln der Berge, die hinter dem Steintempel lagen konnte man sonst noch so gut erkennen, dass Parmacia eine Hohlwelt war.

Die Welt sah aus, als würde sie rund um den Hügel herum ansteigen, doch natürlich war es nur die natürliche Rundung der Sphäre, welche diese optische Illusion hervorrief. Wieso die Welt so aufgebaut war, wie

sie war, wusste Jebelle aber nicht. Sicherlich würde er auch das noch lernen, er hatte noch eine lange Ausbildung vor sich.

Nach der Pause ging es zurück in den Wald, und erst als das Licht der Sonne langsam dunkler wurde und sich die Abendstunden näherten, lichteteten sich die Bäume. Der Weg wurde nun merklich breiter, sodass zwei Ochsenkarren problemlos nebeneinander fahren konnten.

Noch bevor es dunkel wurde, erreichte die Gruppe das Gasthaus.

*Bergfuß* hieß die Unterkunft. Es war ein großes, altes Gebäude. Das Erdgeschoss war aus Stein gemauert und hell verputzt, die vielen kleinen Fenster waren mit Blumenkästen garniert, selbst im Dunkel des Abends konnte man noch erkennen, wie farbenfroh die Fenster dekoriert waren. Die Rahmen mit ihren kleinen Scheiben waren grün gestrichen, genau so wie die Fensterläden. Das erste und zweite Stockwerk war nur noch aus Holz gefertigt, dunkle Bretter spannten sich zwischen den dicken Balken, die von außen das Dach stützten.

Professor Ebonskap winkte die Gruppe hinein, und alle folgten ihm ermattet. Auch wenn es ein wunderschöner Tag gewesen war, so waren doch alle schon sehr müde und erschöpft.

Die Eingangstür führte sofort in die Wirtsstube. Es war laut und stickig, viele Leute waren hier, aßen und tranken

Bier. Es war eine angenehme, ausgelassene Stimmung, doch in diesem Moment war es Jebelle fast ein wenig zu laut.

Die Gaststube war dunkel, nur an den Balken, welche die oberen Stockwerke stützten, waren Öllampen angebracht. Kerzen auf metallischen Ständern erleuchteten die Tische. Damit sich niemand die Finger verbrannte, war rund um die Kerzenständer ein kleiner Buchskranz ausgelegt. An der Decke hingen Leinentücher, wohl um den Schall etwas zu dämpfen in dieser großen Halle.

Es war viel los, doch das überraschte Jebelle nicht. Der *Bergfuß* lag auf der einzigen Straße, die von den Bergen in Hrvic in Richtung Nderis und schließlich zum Götterweg führte.

Der Professor ging an den Tresen, der an einer Seite der Stube stand und sprach mit einer Kellnerin, die sofort den Schankwirt holte. Der Schankwirt war ein untersetzter Mann, der eine schmutzige Weste und eine dunkle Latzhose trug. Er hielt ein Tablett voller Bierkrüge in der Hand, seine dunkelgrauen Flügel glänzten speckig.

Er stellte das Tablett auf den Tresen, zog eine schmale Brille aus der Brusttasche seiner Latzhose und öffnete das Gästeregister. Nach einem kurzen Gespräch nickte er, und der Professor winkte die Gruppe zu sich.

„Bitte legt eure Sachen in den Zimmern ab.“

Er gab Jebelle einen Schlüssel.

„Jebelle, du und die anderen vier jungen Herren bezieht das Zimmer 7 in der zweiten Etage.

Du, Mariny“, sprach er während ihr einen Schlüssel gab, „hast Zimmer 8, gleich gegenüber.“

Er wandte sich wieder zur Gruppe.

„Kommt dann gleich wieder herunter, wir Essen gemeinsam.“

Nachdem die Freunde ihre Betten bezogen hatten, ging Jebelle als letzter wieder hinunter in die Gaststube.

Der Professor hatte einen Tisch in einer Ecke gegenüber dem Tresen an der Wand organisiert. Es war ein schwerer Tisch mit einer dicken, unsauber geschnittenen Platte. Einige Sprüche waren in den Tisch geritzt, doch ansonsten war er sauber. Von den vielen Gästen, die hier Halt machten und aßen, war der Tisch schon ganz abgeschliffen.

Die Kellnerin von vorhin, eine junge, nicht zu schlanke Dame mit dunklen Haaren legte ihnen die Karten auf den Tisch.

„Ein Krug Met und sieben Gläser!“, rief der Professor gut gelaunt.

„Wir haben eine lange Reise hinter uns und ihr sollt heute gut schlafen können“, fügte er hinzu.

Jebelle und die Anderen bestellten verschiedene Sorten von Flammkuchen, welche nach einer kurzen Wartezeit

auch geliefert wurden. Es war ein leckeres, gutes Essen, das nicht zu schwer im Magen lag.

„Gefällt sie dir?“

Jebelle wusste nicht, wen Kalekk meinte, als dieser ihn in die Seite stupste. Eigentlich träumte er in diesem Moment nur von seinem Bett, das oben auf ihn wartete. Ihm gefielen diese Geschäftigkeit, der redselige Professor und die Zeit mit seinen Freunden, doch eigentlich war er viel zu müde gewesen, um den Moment so richtig zu genießen.

„Mariny.“

„Mariny?“, setzte Jebelle nach.

„Ja, unsere Magd. Man sagt, der Professor hatte sie mitgenommen, damit sie etwas von der Welt sieht. Ihr Mann hatte sie schlecht behandelt, deswegen hatte sie ihn verlassen und mit ihrem Kind Zuflucht in unserem Tempel gesucht. Er wollte ihr Gutes tun.“

Jebelle sah die junge Frau mit ihren rotblonden, kurzen Haaren an. Sie war fröhlich, trank einen Schluck Met und erzählte dem Professor eine Geschichte, wie sie einst eine Katze ohne Schwanz bei sich aufgenommen hatte. Sie war eine hübsche junge Frau, aber sehr lebhaft und auftreibend. Bisher waren ihm solche Dinge noch fremd. Liebe und Herzensangelegenheiten interessierten ihn nicht. Er hatte schließlich eine Aufgabe als angehender Wächter zu erfüllen.

„Sie ist nett. Aber nicht mein Fall.“

Er nahm einen Schluck aus dem Tonkrug, sein Kopf wurde durch den süßen Honigwein schon leichter. Jebelle warf den Arm um Kalekks Schultern.

„Gefällt sie dir denn?“

Kalekk wurde rot und stammelte unverständliches. Diese Reaktion überraschte Jebelle, er hatte seinen Freund noch nie so unsicher erlebt.

Erst jetzt bemerkte er, dass das Gespräch am Tisch verstummt war. Er sah hinüber und blickte in Marinys verärgertes Gesicht.

„Ich kann euch hören. Wir sitzen am selben Tisch.“

„Na dann kann es ja jeder wissen: Du gefällst Kalekk hier“, sprudelte es aus ihm heraus.

Normalerweise war er nicht so spontan, doch in diesem Moment fielen ihm die richtigen Worte ein. Er wollte seinen Freund nur etwas triezen, und die ganze Gruppe lachte laut auf. Alle, außer Kalekk.

Nun beschlich ihn ein schlechtes Gewissen, und als die Gruppe in die Zimmer gingen, entschuldigte sich Jebelle bei seinem Freund, doch dieser lachte nur.

„Ach was, ich war nur so einen Spruch von dir nicht gewöhnt.“

Alle waren todmüde, und so erstarben die wenigen Gespräche im Schlafzimmer schnell und es kehrte Ruhe ein.



Am Morgen waberte wieder der Nebel über die Wiesen, die zum Fuße der Hügel in Hrvic lagen. Die Gruppe verabschiedete sich vom Schankwirt und schritt zusammen mit einigen anderen Reisenden hinaus auf die Straße in Richtung Nderis.

„Dieser Weg mag euch breit erscheinen“, sagte Professor Ebonskap nach einigen Minuten der Reise, „doch im Vergleich zum Götterweg ist das hier nur eine schmale Dorfstraße.“

Jebelle sah sich um, der Weg kam ihm schon so groß vor, oder er sich vielmehr so klein auf dieser breiten Straße.

„Nderis liegt nicht offiziell an dem Weg, der unsere ganze Welt verbindet“, fuhr der Professor fort, „aber es hat eine wichtige Zubringerstraße, die annähernd so beeindruckend ist wie der Götterweg. Wir werden einen Blick darauf werfen, damit ihr seht wie gut ausgebaut die Infrastruktur ist, welche die Länder unserer Welt verbindet. Der Götterweg besteht vollständig aus steinernen Straßen und nicht aus lehmigen Schlammputzen wie dieser Weg hier.“

Eine Weile noch ging die Gruppe die Route entlang, bis die Straße erneut eine kleine Steigung hinaufführte. Am Scheitelpunkt der Steigung lag eine etwa mannshohe Mauer, und der Weg führte auf ein Tor, das in diese Mauer eingelassen war.

Die Mauer selbst war aus groben, grauen Steinen, das Tor aus Backstein. Es besaß links und rechts einen kleinen

Turm, zwischen diesen Türmen spannte sich ein Torbogen, in welchen das Holztor eingelassen war. Die Torflügel waren groß und schwer, für den Durchgang von einzelnen Personen waren kleine Türen in die Flügel eingelassen, Fuhrwerke mussten offensichtlich warten, bis das Tor geöffnet wurde. Zumindest stand eine Schlange voller Kutschen und Ochsenfuhrwerke in einer Reihe vor dem Tor an.

„Wir können durchgehen.“

Der Professor deutete der Gruppe an, dass sie ihm folgen sollte. Jebelle folgte und ging an der Reihe der Wagen vorbei, bis hin zu einer Wache, die mit einer Hellebarde bewaffnet das Tor bewachte. Die Wache, eine junge, muskulöse Frau, nickte und ließ sie passieren.

Nachdem er das Tor passierte, bekam Jebelle eine Gänsehaut. Er spürte sie so intensiv, dass sich sogar die kleinen Federn auf den Flügeln aufstellten.

Unterhalb der Anhöhe tat sich eine riesige Stadt auf. Gesäumt von einer langen Mauer, die immer wieder von kleinen Türmchen mit spitzen Dächern unterbrochen wurde, lag Nderis. Die Häuser waren riesig, Jebelle erkannte große Fachwerkhäuser mit großen Dachgauben, kleinen Türmen, er sah riesige Lagergebäude, Getreidekästen und hinter der schier Unzahl an Häusern erkannte er die riesigen Masten der Schiffe, die vor der Stadt vor Anker lagen.

Und hinter den Schiffen glitzerte bis in den Nebel des Horizontes das Tausendlandmeer.

Nderis schmiegte sich in länglicher Form an die Küste. Die Mauer hinter ihnen war wohl ein Schutzwall, der vor langer Zeit auf der natürlichen Hügelkette errichtet worden war.

„Beeindruckend, was?“, sagte Tir. Er war der erste, der wieder seine Stimme fand. Jebelle hatte noch nie so etwas Wunderschönes gesehen. Er schluckte und brachte nur ein „Ja“ hervor.

### 3 Jebelle | Nach Hause und zurücko

Die Dämmerung hatte eingesetzt, es wurde bereits dunkler hier in Nderis. Jebelle hatte sich auf eine Bank auf der steinernen Gestadenpromenade am Ufer gesetzt, die knarrende Laute von sich gab als er sich auf sie setzte.

Er sah eine Weile dem Treiben am Hafen zu. Schwere Schiffe aus Holz legten an den Seebrücken am Ufer an, oft wurden sie von kleineren Schiffen in Position gebracht. Die Planken wurden ausgeworfen und die Seeleute begannen damit, die Schiffe zu beladen oder zu entladen.

Aus Hrvic, dem Staat in dem sie leben, wurden viele Mineralien und Kohle in die Schiffe gepackt, im Gegenzug wurden Lebensmittel oder Tiere aus den Schiffen in die Stadt gebracht.

Die Seebrücken, das Gestade selbst oder die Bank, auf der er saß, hatten bei genauerer Betrachtung nicht den Reiz, den Nderis noch ausgemacht hatte, als Jebelle die Stadt von der äußeren Mauer aus gesehen hatte.

Zuerst hatte sich die Gruppe im Seetempel in der Mitte der Stadt eingefunden und dem Wächter von Nderis ihre Aufwartung gemacht. Der Wächter war ein alter, verwirrter Herr, der in die Provinzstadt abgesandt worden war, da er hier keine Schwierigkeiten machen konnte.

Der Tempel selbst war aus grauem Stein, wie der, aus dem Jebelle kam, doch viel heruntergekommen. Das

Dach war notdürftig geflickt, und doch war es im Gebäude feucht und unangenehm kühl. Die Farbe an den Holztüren war abgeblättert, die Türen selbst undicht und schief.

Und das war das Schicksal der ganzen Stadt. Nach dem Tempelbesuch ging es hinaus auf die Straße, die als alter Götterweg bekannt war. Man konnte erkennen, wie prachtvoll und wunderschön sie einst gewesen war. Vor der Rebellion, der sich Hrvic angeschlossen hatte, hatte der Götterweg direkt durch Nderis geführt. Doch mit dem Bau von Cobalton mitten in den Bergen war der offizielle Götterweg von Hrvic über Cobalton in die nächste große Stadt, Aklama, geführt worden. Und so verkam auch der alte Götterweg, die Fahrbahn wurde von den Pflanzen, die sich unermüdlich ihren Weg durch das Pflaster kämpften uneben und schief, und zwischen den Steinen wucherte nun Unkraut.

Doch der Handel überlebte die Widrigkeiten, und so auch Nderis. Selbst wenn das Geld nun mehr nur noch dafür übrigblieb, die bestehenden Gebäude vor dem Einsturz zu bewahren.

Jebelle sah dem Nachtwächter dabei zu, wie er die Lampen an der Promenade entzündete. Mit einer langen Stange und Zunder daran ging er von Laterne zu Laterne und begann damit, die Straßen zu erhellen. Tatsächlich aber entzündete er nicht jede Laterne, sondern ließ immer wieder welche aus. Ob er nun sparsam mit dem

Licht umgehen musste oder ob schon einige der Laternen kaputt waren, konnte Jebelle nicht beurteilen.

Die Gruppe war nach dem offiziellen Teil und dem Besuch des alten Götterwegs freigestellt worden und die drei Freunde wanderten durch die engen Gassen und die mächtigen Promenaden der Stadt. Auch wenn sie verfallen war, so hatte Nderis doch immer noch ihren Reiz, da die alte Pracht der Stadt noch nicht ganz verschwunden war. Die Zierbrunnen an den verfallenen Herrenhäusern waren zwar ausgetrocknet, aber die wunderschönen Statuen waren noch erhalten. Die alten Mauern waren grau und schmutzig, doch mit dem Efeu und den Weinranken, die daran befestigt waren, sahen sie lebendig aus. Sie hatten kleine Andenken bei einem Straßenhändler gekauft, und sich dann schließlich für eine kurze Weile getrennt, sodass jeder noch etwas Zeit für sich hatte, bevor es im größten Gasthof der Stadt ein Abendessen geben sollte.

„Du auch hier?“

Jebelle bog seinen Rücken so weit durch, dass er überhaupt sehen konnte, wer da hinter ihm stand.

Es war Tir.

„Ich wollte den Schiffen zusehen.“

Der schwächliche Mal'ach setzte sich neben ihm. Tir hatte schwarze Haare und trug ein grünes Kopftuch. Seine Kleidung war weit, darin sah er noch dünner aus, als er

eigentlich war. Nur seine Flügel waren für seine Körpergröße ungewöhnlich groß.

Die Freunde scherzten, dass Tir der erste Mal'ach seit ewigen Zeiten sein könnte, der in der Lage war zu fliegen. Er war leicht und hatte große Flügel. Doch auf Kalekks Vorschlag, ihn von einem der Hügel zu werfen, war der Junge nicht eingegangen.

Tir stammte aus einer alten Wächterfamilie irgendwo im Hügelland zwischen Cobalton und Hrvic und war zum Steintempel geschickt worden, um demütig in die Wächterklasse von Parmacia aufgenommen zu werden.

„Die Stadt ist ziemlich kaputt.“

Jebelle nickte, ohne seinen Freund anzusehen.

„Es gibt kein Geld, um sie richtig am Leben zu erhalten. Eigentlich existiert sie nur noch, weil die Schiffe hier anlegen können.“

„Und dennoch verfällt sie immer mehr, weil die Steuern viel zu hoch sind.“

Tir stützte sich mit den Ellenbogen auf den Oberschenkeln auf.

„Mal'ach werden höchstens um die 400 Jahre alt. Der Aufstand ist fast 500 Jahre her. Niemand hier kann etwas dafür, was geschehen ist. Und doch wird die Stadt einem langsamen Tod preisgegeben. Das ist... ungerecht.“

Jebelle hätte seinen Freund sofort zurechtweisen müssen. Verständnis für die Rebellen von einst war streng

verboten. Doch wenn man sich in Nderis umsah, dann kam auch Jebelle nicht umher, die Stadt zu bemitleiden.

Um nicht noch weiter in diesem gefährlichen Thema zu verbleiben, stand Jebelle auf und ging einige Schritte nach vorne auf die Brüstung der Kaimauer. Diese lag einige Meter über dem Wasserspiegel, auf derselben Höhe führten auch die Seebrücken in das Meer hinein, sodass die großen Schiffe andocken konnten und die Güter von den Ladungstoren im oberen Bereich der Decks oder sogar vom Oberdeck aus abgeladen werden konnten.

Nur ein kurzes Stück oberhalb des Wasserspiegels führte ein weiterer Weg aus Holzbrettern, die auf Pontons genagelt waren, an der Kaimauer entlang. Dieser Weg war für die kleinen Schiffe, welche die großen in den Hafen navigierten oder die Boote der Fischer, die Nderis als Heimathafen hatten.

Jebelle sah hinaus in die See, die dem Horizont entgegen immer weiter anzusteigen schien. Vor ihm lag das Tausendlandmeer, die große See an der Ostküste von Parmacia.

Tir hatte sich mittlerweile an seine Seite gestellt.

„Es ist erstaunlich, Tir. Wenn man hier immer weiter ostwärts fährt, dann erreicht man in nur wenigen Wochen die Westküste des Landes und man ist in Varla oder Mercato.“

Sein Freund nickte kurz.



„Es wäre schön, wenn man all die Länder einmal besuchen könnte, oder? Ich würde so gerne einmal die beiden Leuchttürme von Varla und Mercato ansehen, oder die Reichsstadt Flussforke, oder die Azca-Inseln im stillen Meer. Es gibt so viel zu entdecken!“

Jebelle stimmte mit einem „Mhm“ zu.

„Aber gerade als Wächter haben wir die Möglichkeit, die Länder zu besuchen.“

„Hey, Jeb, schau!“

Tir deutete auf zwei Menschen, die auf dem hölzernen Weg unterhalb der Kaimauern wanderten.

Jebelle beugte sich vor und erkannte die Beiden. Es waren Kalekk und Mariny, die Hand in Hand den Weg entlang spazierten.

„Ich wusste es doch!“

Tir freute sich, und auch Jebelle konnte sich ein Schmunzeln nicht verkneifen. Er hatte nichts gehaut, aber dass er mit seiner lockeren Bemerkung im *Bergfuß* so richtiggelegen hatte, freute ihn ein bisschen.

„Wir sollten gehen“, flüsterte Jebelle Tir zu.

Tir verstand. Kalekk und Mariny gingen den versteckten Weg vielleicht deshalb, weil sie nicht gesehen werden wollten. Es war legitim für einen Wächter, eine Frau zu finden, doch achteten die Lehrmeister und höheren Wächter schon immer darauf, dass die Verbindung kein schlechtes Licht auf die Ränge der Wächter warf. Mariny

war letztendlich nur eine Magd und darüber hinaus auch noch Mutter eines kleinen Kindes, welches ohne Vater aufwuchs. Das konnte schwierig werden, wenn der hohe Wächter des Steintempels, Pirvell, davon erfuhr.

Aus diesem Grund beschlossen die Freunde, den Liebenden den Moment des Glücks zu lassen und schlichen sich von der Kaimauer weg zurück in die Stadt.

Es waren nur wenige Querstraßen zu nehmen, bis sie das Gasthaus erreichten, in dem sie einquartiert waren. Der *Alte Götterweg* war eine der besser erhaltenen Gaststätten in Nderis, und ähnelte dem *Bergfuß* sehr. Auch hier gab es im Erdgeschoss einen großen Speisesaal und in den oberen Stockwerken kleinere Zimmer. Der größte Unterschied war, dass das Gebäude hier vollständig gemauert war, und dass es einen speziellen Bereich mit besonders luxuriösen Zimmern in einer Ecke des Gebäudes gab, in der ein kleiner Turm integriert war, weshalb die Zimmer einen kleinen Erker hatten. Der Turm überragte das restliche Gasthaus sogar um einige Meter.

Professor Ebonskap hatte wieder einen Tisch am Rande des Geschehens ausgesucht. Er saß alleine am Tisch, vor ihm stand ein Glas voll mit Bier. Er sah sich interessiert im Zimmer um und lächelte, als er Tir und Jebelle erblickte.

Auch in dieser Gaststube hingen wieder Tücher an der Decke, und auch hier waren an den Wänden und den Säulen im Raum verteilt Öllampen angebracht. Die

Tische waren allerdings nicht wie im *Bergfuß* grob geschnitzt, sondern detailliert ausgearbeitet, mit Füßen, die aussahen als wären sie in sich gedreht. Einst waren die Tische wohl alle weiß lackiert gewesen, doch bei den meisten war die Farbe schon weitestgehend abgeblättert. Damit die Tische nicht so traurig und verfallen aussahen, waren wie schon im *Bergfuß* bunt karierte Tischdecken darauf verteilt.

Da der Saal durch die größere Anzahl von Öllampen schon gut ausgeleuchtet war, waren hier die Kerzen an den Tischen aufgestellt.

Jebelle und Tir setzten sich an den Tisch und begrüßten den Professor höflich.

„Zwei Bier für die jungen Herren!“, rief er dem jungen Kellner zu. Dieser nickte und eilte zum Tresen, um dort die Getränke zu zapfen.

„Ihr seid wieder die ersten“, bemerkte der Professor anerkennend.

„Ja, wir haben die Stadt noch besucht, doch wir wollten hier im Gasthaus sein bevor es dunkel wird.“

„Weise Entscheidung, die Herren. Nderis ist im Dunklen eine unsichere Stadt geworden. Hoffentlich kommen Copa und Flik bald nach. Und natürlich auch unser Liebespaar.“

Jebelle sah den Professor verduzt an.

„Liebespaar?“

Ebonskap lachte laut auf.

„Also bitte, habt ihr euch nicht gefragt warum ich mit einer Magd reise? Noch verlangt meine Gesundheit nicht, dass ich auf einer kurzen Reise über wenige Tage jemanden brauche, der sich um mich kümmert. Noch dazu, da ich in Begleitung von fünf kräftigen, jungen Männern unterwegs bin!“

Er beugte sich vor und legte seine Unterarme auf den Tisch.

„Ich habe schon länger bemerkt, dass sich Kalekk und Mariny nähergekommen sind. Ihr nicht?“

Beide schüttelten wahrheitsgemäß den Kopf. Sie hatten zwar kurz vorher davon erfahren, aber schließlich wussten sie nicht ‚schon länger davon‘.

„Ha ha“. Der Professor lachte und schlug mit der flachen Hand auf den Tisch.

„Hat er es sogar vor seinen Freunden verheimlicht.“

Sein Gesichtsausdruck wurde nun wieder ernster.

„Wisst ihr, eine Liaison zwischen einem Wächter und einer Magd lässt sich schon arrangieren, ich kann ein gutes Wort für sie einlegen. Aber ich wollte wissen, ob die beiden auch noch so verliebt sind, wenn sie einmal einige Tage miteinander verbringen. Deswegen habe ich dafür gesorgt, dass Mariny auch dabei ist, als ich erfahren hatte, dass Kalekk ausgelost wurde.“

Jebelle musste lachen. Er hatte Ebonskap schon immer gemocht, doch dass dieser sich wirklich auch so um das Wohlergehen seiner Schüler kümmerte, hätte er nicht gedacht.

Der Kellner brachte die Biere, und schlussendlich kamen auch Copa, Flik und Mariny dazu. Kalekk kam bewusst ein bisschen später nach.

Eigentlich hätte Jebelle seinem Freund böse sein müssen, dass er ihn nicht ins Vertrauen genommen hatte. Doch die Dinge waren delikat, und vielleicht war es doch besser wenn es zuerst die höhergestellten Wächter erfuhren, damit keine Tuschelei auf dem Tempelhof entstand. Doch nun, da er wusste wie die Beiden füreinander empfanden, fiel ihm auf, welche Blicke sich Kalekk und Mariny zuwarfen, wie sie immer auf irgendeine Art Nähe suchten und wie sie doch nur gezwungen miteinander sprachen, als würden sie sich nicht kennen.

Der Abend wurde lang, die Krüge voller Bier wollten kein Ende nehmen, und so wachte Jebelle in seinem Bett ohne eine Erinnerung auf, wie er am Vorabend dorthin gekommen war. Das Zimmer lag an der Ostseite der Gaststätte, das Licht schlich sich in schmalen Streifen durch die geschlossenen Fensterläden. Sein Herz klopfte unregelmäßig, der Kopf schmerzte so unbeschreiblich, dass Jebelle übel wurde, als er sich aufsetzte.

Alle anderen in seinem Zimmer schliefen noch, Kalekk lag schief auf seinem Bett unterhalb des Fensters und schnarchte. Jebelle schlüpfte in seine Hose und zog sich

nur ein Hemd über, bevor er in die Gaststube hinunterging.

Der *Götterweg* hatte noch nicht geöffnet, deshalb war es vollkommen leer in dieser großen Halle. Jebelles Ziel war ein Schankbrunnen, bei dem sich jeder ohne Kosten klares Trinkwasser zapfen konnte. Er brauchte etwas zu trinken. Und am liebsten ein Ippurkraut, das er kauen konnte, um die Kopfschmerzen zu betäuben.

Jebelle fühlte sich wirklich beklagenswert. Sein Kopf schmerzte, ihm war übel, sein Herz klopfte wie verrückt und ihm war schwindelig. Vermutlich war er auch noch nicht ganz nüchtern. Langsam ging er vor zum Schankbrunnen, öffnete den Hahn und trank begierig aus dem Wasser, welches er sich in seine zur Schüssel geformten Hände laufen ließ. Es tat gut, doch sein Magen fühlte sich bei dem Kontakt mit neuer Flüssigkeit nicht wohl und Jebelle wurde schlagartig übel. Er wusste nicht wohin, und so lief er nur schnell zu einem Fenster, öffnete es und erbrach sich nach draußen.

Glücklicherweise war noch niemand auf der Straße, um dieses erbärmliche Bild anzusehen. Er musste sich wohl beim Wirt hierfür entschuldigen und die Sauerei vor dem Gebäude wegwaschen.

Er wirbelte herum, als ihm jemand an der Schulter berührte. Es war Mariny.

„Hier.“

Sie reichte ihm einen Becher mit heißem Sud darin.

„Trink das. Ich kam vorhin runter und habe dich gesehen, da bin ich in die Küche und habe mit der Hitze aus der Glut von gestern ein Getränk zubereitet. Das wird dir guttun.“

Jebelle versuchte sich an einem Lächeln und trank vorsichtig aus dem Becher. Diesmal rebellierte sein Magen nicht, und er konnte den Becher austrinken ohne sich noch einmal übergeben zu müssen.

„Vielen Dank, irgendwie... war das gestern wohl zu viel.“

Mariny grinste. Sie war wirklich eine hübsche junge Frau mit schönen Augen und einem freundlichen Lächeln. Ihre Augen waren braun und an einigen Stellen ein wenig grün. Sie trug schon die Kleidung einer Magd, ein einfacher weißer Rock mit roten Streifen und eine dunkelrote Bluse, um die Hüfte ein breites Band gespannt mit einigen kleineren Taschen daran.

Er gab ihr den Krug zurück, und als sie ihm den Rücken zudrehte fiel ihm auf, wie kurz ihre Flügel gestutzt waren. Sie reichten ihr gerade einmal bis zur Taille.

„Ich habe eine Weile in einer Gaststätte gearbeitet.“, erklärte sie ihm, als sie wieder zurück war.

„Da hatte ich es öfters mit Leuten zu tun, die zu viel getrunken hatten. Damit diese weiterreisen konnten, brauchten sie eine Medizin, die schnell half.“

Und tatsächlich fühlte sich Jebelle schon viel besser, die Medizin wirkte schnell.

„Was ist denn in dem Getränk enthalten?“

Mariny fasste sich mit dem Zeigefinger an das Kinn.

„Eigentlich ist es ein Kräutertee, aber es sind nicht nur Küchenkräuter darin enthalten, sondern auch Ippurkraut und ein guter Schuss Perinfarn. Glücklicherweise war hier alles in der Küche vorhanden. Ich hoffe, der Wirt nimmt mir nicht übel, dass ich die ganzen Dinge genommen hatte.“

„Das wird er sicher nicht.“

Jebelle hatte nicht bemerkt, dass auch Kalekk in die Gaststube gekommen war. Nun ergab es auch einen Sinn, dass Mariny schon so früh hier unten war.

„Morgen, Kal.“

Das Lächeln fiel Jebelle schon viel leichter. Sein Freund klopfte ihm vorsichtig auf die Schulter.

„Morgen Jeb. Du hast dich ganz gut geschlagen gestern, hätte nicht gedacht, dass du so feiern kannst.“

Er ging zu Mariny, umfasste ihre Hüften, zog sie zu sich und küsste sie. Die junge Magd erschrak und fiepte überrascht. Kalekk sah Jebelle an und zwinkerte ihm zu.

„Zu keinem ein Wort. Bitte.“

Jebelle prustete.

„Ihr zwei, was? Nein, kein Wort. Versprochen.“



Er konnte ja nicht sagen, dass er die Beiden gestern gesehen hatte und ihm Professor Ebonskap alles erzählt hatte.

Kalekk nahm Mariny's Hand, sperrte die von innen verschlossene Seitentüre der Gaststube auf und ging mit ihr hinaus in die Stadt. Er sah überraschend frisch aus, dafür, dass auch er am Vorabend nicht unbedingt wenig getrunken hatte.

Nach einer Weile kamen auch die anderen Studenten und Professor Ebonskap hinunter in die Gaststube. Der Professor sah sichtlich erholt und entspannt aus.

„Guten Morgen allesamt! Sind wir denn vollzählig?“

„Kalekk und Mariny fehlen“, bemerkte Tir.

Bevor allerdings Jebelle einwerfen konnte, dass die beiden in die Stadt gegangen waren, öffnete sich die Türe, durch die Kalekk und Mariny gegangen waren, und die Beiden traten wieder in die Stube.

Es duftete herrlich, Kalekk hielt eine Tüte voller frischer Backwaren in der Hand, und Mariny einen Korb, der verführerisch nach Käse und Schinken roch.

„Gut gut“, sagte der Professor und nahm Kalekk die Tüte ab.

„Ich habe gestern mit dem Schankwirt vereinbart, dass wir uns selbst um das Frühstück kümmern, aus diesem Grund hat er den Schlüssel der Türe hiergelassen. Wir

sind die einzigen Gäste, und als Wächter aus dem Steintempel habe ich wohl vertrauensvoll genug gewirkt.“

Er lachte und Mariny sah etwas erleichtert aus, so musste sie wegen der Kräuter, die sie aus der Küche genommen hatte, kein schlechtes Gewissen haben.

Nach dem Frühstück verließ die Gruppe das Gasthaus, Kalekk sperrte die Türe wieder ab und warf den Schlüssel in den Briefkasten, der neben der eigentlichen Eingangstüre angebracht war.

Ohne eine weitere Besichtigung wanderten Jebelle und die anderen über die Hauptstraße aus Nderis heraus, durch das Tor in der hohen Mauer zurück und gingen ohne weiteren Halt am *Bergfuß* wieder auf den kleinen Pfad, der nach Steinhagen und schließlich nach Hause führte.

Die Stadt mochte nicht so schön gewesen sein, wie Jebelle sie sich vorgestellt hatte, doch letztendlich war der Besuch ein Erlebnis, das er sicherlich sein ganzes Leben lang nicht mehr vergessen mochte.

Wenn das Glück ihm nicht beschieden war, dann würde er nach seiner Ausbildung im Steintempel verbleiben oder in einen anderen Tempel irgendwo im Hochland von Hrvic abgesandt werden. Er hatte grundsätzlich nichts gegen eine solche Entscheidung, doch wenn es so war, dann hatte er zumindest in seiner Ausbildung einmal die alte Stadt und das Meer gesehen. Jebelle hatte von seinen Eltern Bescheidenheit gelernt.

Es war bereits nach Mitternacht, als die Gruppe mit Handlampen ausgerüstet Steinhagen erreichte. Im Ort war Ruhe eingekehrt, in den Häusern brannte kein Licht mehr, und die braven Bewohner waren sicherlich alle wieder schlafen.

Im Tempel angekommen verabschiedete sich Jebelle von den anderen, ging in seine Kabine und fiel erschöpft ins Bett. Glücklicherweise hatte ihnen der Professor am nächsten Tag noch frei gegeben, sodass er sich darum kümmern konnte, in Ruhe seine Wäsche zu sortieren. Außerdem konnte Jebelle ausschlafen, nach diesen beiden Tagen war er wirklich froh um diese Möglichkeit.

Jebelle erwachte erst wieder, als es bereits vollkommen hell draußen war. Es musste später Vormittag sein. Er konnte sich schon gar nicht mehr daran erinnern, je so lange geschlafen zu haben. Außerdem war es Sommer, wunderbar warm und der Tag war auch noch frei.

Er setzte sich auf und streckte sich erstmal. Einmal aufgestanden, kümmerte sich Jebelle darum, dass das Bett wieder ordentlich gemacht war, die Decke sauber gefaltet in einer Ecke des Betts lag und das Kissen wieder aufgeklopft war. Er zog die Nachtkleider aus und schlüpfte in seine normale Robe. Nun war es an der Zeit sich zu waschen, doch diesmal wollte er es nicht in der Waschküche des Schülergebäudes machen, sondern draußen, im Wald. Nur wenige Minuten vom Steintempel entfernt gab es in einem Waldstück eine Lichtung, durch die sich ein kleiner Bach schlängelte.

Jebelle verließ seine Kammer, grüßte die alten Herren und Mariny, die gerade dabei war, des Professors Kleider auf die Wäscheleine aufzuhängen.

Am Ausgang des Tempels schlug er nicht den geraden Weg nach Steinhagen ein, sondern ging nach links, an der Tempelmauer entlang.

Und schon nach kurzer Zeit war er an seinem Lieblingsort. Er hatte nie jemandem davon erzählt und sich immer hierher zurückgezogen, wenn er einmal alleine sein wollte.

Er zog seine Jacke aus und kniete sich hinunter zum Bachlauf, um seinen Oberkörper und sein Gesicht waschen zu können. Er überlegte sich, nachher vielleicht sogar noch ganz in das kühle Nass zu springen, einige Meter entfernt von der Lichtung wurde der Bach breiter, sodass man sich hineinlegen konnte.

„Wusste ich doch, dass ich dich hier finde.“

Jebelle fuhr herum. Vor ihm stand Kalekk.

„Was... was tust du denn hier?“

Er war überrascht und wusste nicht, dass Kalekk von diesem Ort wusste.

„Du hast mir am Abend im *Götterweg* von hier erzählt und dass du nach der Reise erst einmal ein paar Stunden an deinem Ort verbringen wolltest.“

„*Verdammt Alkohol.*“

Kalekk ging nervös auf und ab.

„Ich... ich wollte dich hier nicht stören, aber ich habe... habe eine Bitte.“

Es war seltsam, den sonst so sicheren Kalekk hier so stotternd vor sich zu sehen. Auch wenn Jebelle sich um seinen geheimen Platz beraubt fühlte, so konnte er den Wunsch eines guten Freundes doch nicht ausschlagen.

„Was ist denn los?“

„Wir müssen noch einmal zurück nach Nderis.“

„Was? Bist du verrückt geworden?“

Kalekk hob beschwichtigend die Hände.

„Nein, nein. Hör mir zu. Mariny war völlig begeistert von einer kleinen Kette, die einer der Händler in Nderis angeboten hatte. Ich will ihr diese Kette zur Verlobung schenken. Stell dir vor, Ebonskap will für mich einstehen! Ich kann eine Zukunft mit Mariny und ihrem kleinen Kind aufbauen!“

Jebelle fasste sich an die Stirn.

„Nun gut, aber wie sollen wir das machen? Selbst wenn wir uns beeilen sind wir sicher zwei Tage weg.“

Nun lächelte Kalekk wieder selbstbewusst.

„Genau hier kommt mein Plan ins Spiel. Ich habe Professor Ebonskap als Dank versprochen, dass wir einmal nach dem alten Steintempel sehen. Die Reise zum alten Steintempel dauert ungefähr zwei Tage und er liegt

in der Richtung, in der auch Nderis liegt. Wir können auf dem Rückweg von der Stadt einen kleinen Umweg auf uns nehmen und nach dem Tempel sehen.“

Der alte Steintempel war der vorherige Sitz der hohen Wächter von Hrvic. Er lag ungünstig und war vor einigen hundert Jahren, noch vor dem großen Aufstand aufgegeben worden. Allerdings war er immer noch ein Heiligtum, und ab und zu musste nach ihm gesehen werden.

Jebelle hielt sich die Hand immer noch am Kopf.

„Du bist verrückt, weißt du das?“

Auch wenn er ihn verrückt hielt, Jebelle war die Freundschaft zu Kalekk wichtig und so war es selbstverständlich, dass er mit ihm zog.

Deshalb packte er noch an diesem Abend wieder sein Bündel, doch diesmal würde das Tempo der Reise wesentlich höher sein. Neben der obligatorischen Prüfung des alten Tempels musste auch der zusätzliche Weg nach Nderis auf sich genommen werden. Als er gerade mit dem Schnüren des Gepäcks fertig war sah Jebelle draußen vor dem Fenster Kalekk und Mariny eng umschlungen im Schatten einer der großen Eichen stehen.

Jebelle war überzeugt davon, dass diese Beziehung wirklich eine Chance verdient hatte.

Und so stand Jebelle wieder früh auf, nahm sein Bündel, schnürte es sich auf den Rücken zwischen die Flügel und

verließ seine Stube. Kalekk begrüßte ihn mit einem seligen Lächeln.

Die beiden legten diesmal ein schnelles Tempo vor. Kaum hatten sie Steinhagen verlassen und waren in auf den schmalen Waldweg geschritten, der von dem kleinen Dorf aus in Richtung Nderis führte, marschierten sie in großen Schritten los. Sie machten nur eine kurze Pause im Wald knapp eine Stunde bevor sie den *Bergfuß* erreichten, den sie diesmal ohne längeren Aufenthalt hinter sich ließen. Glücklicherweise war ihnen der Sommer wieder gewogen, sodass die Beiden schon am frühen Abend die Hügelkette erreichten, auf denen die äußeren Mauern von Nderis gelegen waren. Nach einer kurzen Wartezeit wurden Jebelle und Kalekk auch ohne Professor von der Wache durch das Tor gewinkt.

Grundsätzlich war Parmecia sehr sicher, und seit dem Aufstand vor fünfhundert Jahren hatte es keine größeren Streitereien zwischen den Gebieten mehr gegeben. Auch Räuber gab es in diesem Land des Wohlstandes sehr wenige. Jebelle dachte darüber nach und kam zu dem Schluss, dass es dieser Mauern wohl nicht mehr bedurfte, aber es konnte auch nicht schaden, den Wachdienst aufrecht zu erhalten. Zumindest, um auch die Wachen weiter zu beschäftigen.

Bis die beiden den Markt von Nderis erreichten, war es tiefe Nacht, und keiner der Läden hatte mehr offen. Auch die fahrenden Händler, die ihre Waren auf dem Boden

des Marktplatzes ausbreiteten, waren nirgendwo mehr zu sehen.

„Oh bei Joston, das ist ungerecht!“, schimpfte Kalekk. Er wollte noch am Abend Nderis wieder verlassen, um zwischen der Stadt- und der äußeren Mauer im Freien zu übernachten.

„Hast du Sorgen, mein Junge?“

Neben Jebelle stand die Stadtwache, die er schon einige Tage zuvor gesehen hatte. Es war der Mann, dessen Aufgabe es war, die meisten Laternen von Nderis zu entzünden.

„Ich wollte bei einem Händler eine Kette kaufen, doch er ist schon weg, und ich habe nicht viel Zeit. Wann öffnen die Märkte morgen?“

Die Wache überlegte kurz.

„Bei Erreichen der vollen Helligkeit, am späten Vormittag.“

„Oh nein!“, klagte Kalekk erneut. Der ältere Mann beugte sich nach vorne und sah ihm in die Augen.

„Welchen Händler wolltet ihr denn besuchen?“

„Diesen hier, der seinen Stand an diesem Ort hatte. Es waren nur Schmuckstücke auf einer Decke.“

Er zeichnete die Umrisse des Standes in der Luft, und der Herr schmunzelte.



„Nun da habe ich gute Nachrichten, ich kenne diesen Händler. Er lebt auf einem gestrandeten Schiff im Hafen.“

Jebelle und Kalekk bedankten sich und gingen durch die kaum erleuchtete Stadt hin zum Hafen. Hier waren die Laternen schon entzündet.

„Dort drüben!“

Kalekk deutete auf ein Schiff, das am nördlichsten Pier des Hafens vor Anker lag. Oder auch nicht vor Anker lag, sondern gestrandet war, wenn man der alten Stadtwache denn Glauben schenken durfte, die Beschreibung des Ortes war eher vage gewesen.

Jebelle hielt nach einer Türe oder einem Eingang Ausschau, als sie die Seebrücke bis zum Heck des Schiffes entlanggingen. Erst an deren Ende fand sich die Kabine des ehemals stolzen Frachters, eine Tür und eine hochgezogene Planke.

„Hallo?“, rief Kalekk vorsichtig aber hörbar.

„Hallo, Herr... äh, Händler?“

Nach einer kurzen Weile leuchtete das Fenster der Kajüte, die wie ein kleines Häuschen auf dem Boot aufgesetzt war, schwach, und die Türe öffnete sich.

„Wisst ihr, wie spät es ist?“

Kalekk zitterte in der Stimme.

„Ja, also, nein.“

Er atmete kurz durch.

„Ich möchte etwas kaufen und bin in Eile. Eine Kette. Zur Verlobung.“

Nun lächelte der Händler, ein hagerer Mann, schon faltig im Gesicht aber noch mit kräftigen schwarzen Haaren und einem ungepflegten Bart. Seine langen Flügel waren ebenso struppig und schwarz wie seine Haarpracht.

„Es scheint ja wirklich wichtig zu sein.“

Der Mann trat aus seiner Kajüte heraus, hob die Planke und legte sie so an, dass sie nun eine Brücke zwischen dem Schiff und der Seebrücke bot. Er stand auf und verschränkte die Arme.

„Schlagt euch Unsinn aus dem Kopf, ich kann mich wehren, ja?“

Doch Kalekk strahle nur voller Glückseligkeit.

„Von uns habt ihr nichts zu befürchten!“

Er ging beschwingt und festen Schrittes über die schmale Brücke und Jebelle folgte ihm.

Doch gerade, als er auf die von Kalekks Tritten noch schwankende Planke trat, gab sie nach und er stürzte mit ihr in das Wasser.

„JEB! JEBELLE!“ hörte er noch seinen Freund rufen, doch es war zu spät.

Jebelle fiel in das Wasser, und glücklicherweise war es tief genug, dass er nirgendwo anstieß.

Er wollte wieder nach oben schwimmen, doch eine Strömung erfasste ihn und zog ihn vom Land weg. Er bemühte sich und benutzte nicht nur Arme und Beine zum Schwimmen, sondern versuchte auch, sich mit den Flügeln nach oben zu tragen.

Schlussendlich gelang es ihm auch, wieder an die Oberfläche zu kommen. Er war völlig erschöpft, doch die Strömung hatte ihn weit hinausgetrieben, das Schiff war so weit weg, dass es nur mehr wie ein kleines Boot aussah. Er sah Kalekk an der Reling, wie er nach im winkte, doch Jebelle konnte sich nicht erkennbar machen. Er versuchte, wieder in Richtung Land zu schwimmen, doch je stärker er sich anstrengte, desto kleiner wurde das Ufer.

Er wurde immer weiter von der Küste fortgetrieben. Verzweiflung stieg in ihm auf. Er strampelte und schwamm um sein Leben, doch als es langsam wieder hell wurde, war von Nderis oder dem Land allgemein nichts zu erkennen, die See verschwand im blauen Nebel des Horizonts.

Die Kraft verließ ihn, und jeder Muskel seines Körpers schmerzte. Er fühlte sich plötzlich so schwer, und noch bevor er die schönen Wolken am Himmel oder das leuchtende Strahlen des Zentralgestirns bewundern konnte, wurde ihm schwarz vor Augen. Er fühlte noch, wie sich sein Mund mit Wasser füllte, doch dann verließ ihn die Erinnerung.

## Prolog II | Erinnerungen

Das ganze Dorf schlief bereits. Die Nacht lag über den Häusern, durch den bewölkten Himmel war es in dem kleinen Ort stockdunkel.

Er hatte sein Tagwerk erfüllt, und saß noch auf der Bank, die er sich vor vielen Jahren auf seine Veranda gestellt hatte.

Vor der Veranda lag gleich der Strand, der hinausragte ins weite, offene Meer. In der Finsternis dieser Stunden konnte man aber nicht mehr erkennen wo der steinige Streifen aufhörte und das Wasser anfang. Nur das Rauschen der Wellen, das regelmäßige Geräusch, das entsteht, wenn die Wellen im Ufer auslaufen, war zu hören. Selbst die Insekten verhielten sich ruhig.

Mit den Stunden kam Wind auf, und dem alten Mann wurde es zu kalt auf seiner Bank. Es war Zeit, den Tag zu beenden.

Das Leben hier war einfach. Er kümmerte sich um seinen kleinen Garten und um die Schiffe, die sich gelegentlich zu diesem einsamen Hafen verirrt. Keiner in diesem Dorf war besonders reich, doch alle hatten genügend zu essen und ein Dach auf dem Kopf.

Er stand auf, streckte sich und hörte, wie die alten Knochen klackerten und knackten, während er sich aufrichtete. Noch einmal atmete er durch, roch die frische Luft der jungen Nacht und sah sich um.

Wenige Mannslängen hinter seinem Haus lag der alte Brunnen. Der Ort, an dem sich vor so vielen Jahren alles verändert hatte.

An diesem Abend war es so dunkel, dass man sein Leuchten wahrnehmen konnte. Wenn man genau hinsah, erkannte man, dass die Innenseiten der Brunnenmauer heller als die Umgebung schimmerten. Die Tiefe des Brunnens war beachtlich, und einst war er der Ausgangspunkt einer unermesslichen Tragödie gewesen.

Damals war er noch ein kleiner Junge gewesen, ein unschuldiges Kind, dessen Zukunft als Bauer in der entlegensten Provinz hart und entbehrungsreich werden sollte. Niemand hatte Geld, die Kinder zur Schule gehen zu lassen, vom hehren Ziel dieser gesegneten Welt hörte man damals nur aus Legenden und Erzählungen.

Doch eines Tages stand sie hier. Eine wunderschöne junge Frau mit bläulichen Flügeln, grazil und beinahe zerbrechlich, aber mit einem starken Willen, wie er ihn noch nie zuvor bei einer Frau gesehen hatte.

Sie kam aus dem Brunnen gestiegen und erzählte den Bewohnern der Provinz von einer anderen Welt. Einer Welt, die auf eine Weise genau so war wie Parmacia, aber in der es allen gleich gut ging. Sie motivierte die armen Leute der Insel, gegen die Mächtigen vorzugehen, und sie wagte es, die Dinge auszusprechen, die niemand auszusprechen vermochte.

Mit den Jahren wurde sie die Anführerin dieser wenigen Inseln, und durch die Schiffe, die damals noch regelmäßig an den Häfen anlegen durften, verbreitete sich die Kunde in ganz Parmacia.

Nach und nach reiste sie umher und sprach von Gleichheit, von Wohlstand und davon, dass eine Welt auch geführt werden konnte, ohne dass ein hoher Wächter sagte, was eines jedermann Rolle in der Welt zu sein hatte.

Sie zweifelte Joston an. Und Joston reagierte.

Er verurteilte sie des Hochverrats und forderte sie auf, in seine Stadt zu kommen um sich der Vollstreckung zu stellen. Doch sie kam nicht. Und alle, die ihren Worten glaubten, kämpften für sie.

Es gab einen schlimmen Krieg und schließlich brannten zuerst die Städte, dann die Dörfer, dann die einzelnen Höfe. Selbst er als Kind hatte damals an seinen sicheren Tod geglaubt.

Doch Joston zeigte Gnade. Er beendete die Kämpfe und forderte erneut den Kopf der Frau, die so schöne Worte hatte sprechen können. Immer noch wollten sie ihre Anhänger nicht gehen lassen, doch sie opferte sich.

Die Welt, in welcher der alte Mann lebte, durfte fortan nicht mehr existieren. Anderswo, so hörte er, wäre es noch schlimmer gewesen.

Doch was sollten diese alten Erinnerungen, was sollten die Gedanken an Dinge, die er nur unscharf und dunkel

vor seinem geistigen Auge sehen konnte? Nun waren die Dinge anders. Und statt eines Lebens als Lehensbauer in den strengen Gesetzen von Joston konnte er das tun, was er gern tun mochte. Er lernte lesen und schreiben, und er bekam eine Aufgabe, in der sein Ordnungssinn gebraucht wurde.

Außer ihm konnte sich sowieso niemand mehr an die Existenz der jungen Frau erinnern. Er war der älteste Mann weit und breit, und auch wenn er schon zuweilen vergesslich wurde, zählte er seine Lenze noch.

Fünfhundert. Fünfhundert Jahre war er alt geworden in diesen Tagen. Und nur er hatte sie noch gesehen, wie sie vor den Menschen stand, so voller Entschlossenheit. So voller Überzeugung.

Er hatte sie gesehen, die sterbenden Leute, die brennenden Häuser, die verendenden Tiere.

Und er würde ihren Namen nie vergessen. Gilyani.

## 4 Tayinn | Schwemmgut

Gerade, als das Licht des Zentralgestirns die Nacht langsam vertrieb, erreichte er die Spitze der Landzunge, die sich westlich von Destel weit in das Tausendlandmeer hinein streckte. Die Küste dort war steil und schroff, und so brach die Landzunge mehrere hundert Meter über dem Meer ab, unkundige Wanderer wurden mit einem notdürftig errichteten Bretterzaun davor geschützt, in ihr Unglück zu stürzen.

Tayinn atmete tief ein und nahm den angenehmen Geruch von salziger Meerluft auf der einen Seite und würzig duftenden Nadelbäumen auf der anderen Seite in sich auf. Die Kronen der Wellen blitzten im erstarkenden Leuchten des Tages und der Wind streichelte ihm übers Gesicht. Es war ein wirklich angenehmer Tag, doch er hatte noch so viel zu tun.

Später am Nachmittag sollten einige Schiffe in Destel anlegen, dem einzigen Hafen, den diese große Insel hatte. Es war schwer genug, unter den Augen der strengen Wächter ganze Schiffe auf diese Insel zu lotsen. Dennoch war es notwendig, auch wenn auf Sithera Getreide angebaut werden konnte und das Leben der Mal'ach auf dieser Insel nicht gefährdet war, so gab es doch viele Güter, die auf der Insel nicht vorhanden waren.

So gab es keinen Berg, auf dem Eisenerz abgebaut werden konnte, und ohne Eisen war es schwierig, die Felder zu



bestellen, da keine Pflüge hergestellt werden konnten, keine Harken und keine Äxte.

Glücklicherweise waren einige der Kaufleute in Nderis immer noch nicht gut auf Joston und seine strengen Gesetze zu sprechen, sodass deren Schiffe ab und an doch in Destel anlegen konnten. Mit Tricks und Fälschungen gelang es ihnen, an den Zollbehörden vorbei ganze Schiffsladungen voller Eisenerz verschwinden zu lassen.

Nein, es war kein leichtes Leben, hier auf der Insel der Rebellen.

Weil das Schiff erst später anlegen sollte, hatte Tayinn die Gelegenheit genutzt, am Morgen einen kleinen Ausflug hierher zu machen. Es beruhigte ihn und gab ihm die Kraft, den zu erwartenden langen Tag durchzustehen. Die Ladung musste gelöscht werden, die Ochsenkarren beladen und auf die schmale Straße entlang des Sither bis nach Sikur geführt werden. Bis zum Abend des nächsten Tages wurde die Karawane in der Hauptstadt von Sithera erwartet.

Tayinn ließ den Blick über das Meer schweifen, diesen unergründlichen, unendlich tiefen Ozean. Er sah von den tiefblauen, beinahe schon violett gefärbten Wellen bis hinunter zu dem schmalen Streifen aus Kiesel und Steinen, der zum Fuße der Steilküsten vom Meer angeschwemmt wurde.

Er rieb sich die Augen als er dort unten etwas Weißes erkannte, das dort nicht hingehörte. Es sah aus wie ein

Lebewesen, doch für eine Möwe war es zu groß. Tayinn kniff die Augen zusammen und erkannte, dass dort unten ein Mal'ach lag.

„Bei Gilyanis gutem Willen“, hauchte er und sprang über die hölzerne Brüstung. Dahinter befand sich ein schmaler, steiler Weg der hinunter führte bis zum Wasser.

Tayinn eilte hinunter, einige Male rutschten Steinchen unter seinen Füßen weg, doch schon nach kurzer Zeit hatte er den Küstenstreifen erreicht. Und dort lag, wie er vermutet hatte, ein Mal'ach. Er hätte darauf geschworen, dass dieses Wesen tot sein musste, dennoch kniete er sich hinunter und drehte den jungen Mann auf den Rücken.

Er hatte schöne, elfenbeinfarbene Flügel, die zum Glück nicht gebrochen waren. Einen kurzen Moment lang ließ Tayinn die Federn durch seine Hände gleiten, die unter dem Rücken hervorstanden. Er war neidisch, denn er selbst war ohne Schwingen zur Welt gekommen. Mal'ach ohne Schwingen brächten Unglück und mussten den ewigen Wächtern in Incipit geopfert werden, so sagte es die Legende. Aus diesem Grund hatte Tayinn als Kind in das Meer geworfen und seinem Schicksal überlassen werden sollen. Glücklicherweise nahm ihn in Nderis einer der Kapitäne mit, die Sitheria ansteuerten. Er hatte von den Plänen von Tayinns Eltern erfahren und wollte sicherstellen, dass dem Jungen nichts geschah.

Mittlerweile war er zu einem jungen Mann herangewachsen, es ging ihm gut und seine Aufgabe zur

Überwachung und Sicherung der Warentransporte auf Sithera erfüllte ihn mit Stolz.

Er hatte schon einige Unfälle miterlebt, doch mit einem halb ertrunkenen Mal'ach hatte er es noch nie zu tun gehabt. Tayinn kniete unbequem im steinigen Boden und versuchte sich an irgendetwas zu erinnern, das ihm hier helfen konnte.

„Die Lungen!“, er klatschte sich mit der Hand auf die Stirn und kniete sich auf den auf dem Rücken liegenden jungen Mann, den er schnell umdrehte. Mit der flachen Hand presste er auf die Brust. Er drückte immer wieder, und als er ein Husten und gurgeln hörte, drückte er immer fester. Irgendwann knackte es im Brustkorb seines Patienten, doch das Husten wurde lauter und die Lebenszeichen deutlicher und schließlich drehte der Geflügelte sich herum und hustete von alleine. Er hielt sich die Hände vor den Mund, und das Wasser sprudelte nur so hervor.

Tayinn stand auf und trat einen Schritt zurück, er freute sich zwar, dem Angespülten geholfen zu haben, dennoch wusste er jetzt nicht weiter. Doch schließlich beruhigte sich der junge Mann und versuchte, sich aufzusetzen. Eine Hand hielt er sich vor die Brust.

„A... Aua.“

Er sprach sehr undeutlich, und Tayinn kniete sich wieder hin.

„Geht es dir gut? Wer bist du?“

„Jebelle. Mein...“

Er wurde von einem weiteren Hustenanfall unterbrochen.

„Mein Name ist Jebelle.“

Jebelle sah bemitleidenswert aus. Er war völlig durchnässt, die Augen schrecklich rot angelaufen und seine Brust musste schmerzen. Tayinn hatte es wohl übertrieben mit der Hilfe, doch immerhin hatte er überlebt.

„Wo bin ich hier?“

Die Augen musterten neugierig seine Umgebung. Er sah hinaus aufs Meer, dann hoch zu den Klippen.

„Bin ich in Varla oder Mercato?“

Als er einen genaueren Blick auf Tayinn warf, wich er ein Stück zurück.

„Du hast... keine Flügel. Bin ich tot? Bin ich in der Unterwelt?“

Tayinn aber schüttelte den Kopf und hob beschwichtigend die Hände, auch wenn es ihn schmerzte, dass er immer auf seine fehlenden Flügel angesprochen wurde.

„Nein ich habe... ich habe sie bei einem Unfall verloren“, log er. Schließlich wusste er ja nicht, wer Jebelle war. Er trug eine seltsame weiße Kleidung und neben ihm lag, gerade noch mit einigen Fäden des Kinnriemens am Kopf gebunden, eine Kopfbedeckung, die das Zeichen der

Wächter trug. Wenn er etwas gelernt hatte, dann, dass die Wächter gefährlich waren und ihnen das ganze Land von Sithera ein Dorn im Auge war.

„Ah... das tut mir leid“, entschuldigte sich Jebelle höflich.

„Du bist weder in Varla oder Mercato. Genau genommen bist du nicht mehr auf dem Hauptkontinent Mecia, sondern auf dem kleinen Kontinent Sithera. Wo kommst du her?“

„Ich bin aus Stein... hagen“. Jebelle hatte Schwierigkeiten beim Sprechen und musste mehrfach husten. Tayinn nahm seinen ledernen Trinkbeutel vom Gürtel und gab ihn an den jungen Mann. Dieser sog das kühle Nass begierig auf, und so erhielt Tayinn nur mehr einen leeren Wildledersack zurück. Doch er lächelte.

„Vielen Dank. Jetzt geht es mir besser, doch meine Brust schmerzt so...“

„Daran war wohl ich schuld“, gab Tayinn zu. „Ich wusste nicht wie ich das Wasser aus deinen Lungen bekommen soll, und so...“

Jebelle berührte ihn an der Schulter.

„Es ist in Ordnung, vielen Dank. Lieber eine schmerzende Brust als tot.“

„Wie ist dein Name?“

„Tayinn. Tayinn aus Sikur.“

Er fühlte wirklich Mitleid mit Jebelle. Dieser sah ihn so unbeschreiblich verwirrt an und fasste sich mit der Hand an die Schläfen.

„Sithera, Sikur... mir sind solche Orte nicht bekannt. Zwischen unserer Küste und dem westlichen Ufer sollte nichts als Wasser sein. Ich dachte... ich wäre tot.“

Tayinn war verwirrt.

„Nun, ich weiß nicht, was dir beigebracht wurde, Jebelle, aber ich kenne nur dieses Land. Und ich kann dir sagen, es ist ziemlich echt.“

Er nahm einen Stein vom Boden und hielt ihm Jebelle hin.

„Hier schau. Ein echter Stein. Ein Stein von der Destel-Küste.“

Jebelle nahm den Stein und lächelte.

„Vielen Dank. Fühlt sich wirklich echt an.“

Die Zeit drängte. Es wurde immer heller, und bis zur Mittagszeit musste Tayinn wieder zurück in Destel sein, um das Schiff in Empfang zu nehmen. Die Kapitäne, welche das Risiko auf sich nahmen und Sithera ansteuerten, waren oft sehr ungeduldig. Abweichungen der abgesprochenen Pläne machten sie sehr nervös, und es konnte passieren, dass ein unsicherer Kapitän mit seinem beladenen Schiff den Hafen wieder verließ, ohne seine Ladung zu löschen.

„Kannst du gehen?“, fragte er deshalb Jebelle. Der junge Mal'ach erhob sich, wackelte kurz aber stand dann doch. Er ging einen Schritt ohne zu stolpern, beugte sich hinab und nahm seine Kappe.

„Wo... soll ich denn jetzt hin?“

Tayinn grübelte. Jebelle sah nicht besonders gefährlich aus, und dass die Wächter soweit gehen würden, einen der ihren im Meer auszusetzen damit er auf Sithera angespült werden würde, das erschien ihm nicht realistisch. Er wägte Für und Wider ab, und kam schließlich zu dem Schluss, dass Jebelle wohl wirklich nur ein Schiffbrüchiger junger Mann sein musste, dem Glück und Unglück gleichzeitig wiederfahren war. Glück, weil er nicht ertrunken war, und Unglück, weil er auf einer Insel gestrandet war, von der er gar nichts hätte wissen dürfen.

„Du kannst mit mir mitkommen, ich bringe dich in die nächstgelegene Hafenstadt. Aber erlaube eine Frage...“

Er hielt kurz inne.

„Ja?“

„Wie bist du eigentlich ins Meer gekommen? Ist dein Schiff gekentert, gibt es womöglich noch weitere Schiffbrüchige?“

Jebelle schüttelte den Kopf und Tränen glitzerten in seinen roten Augen.

„Nein, ich... es war so dumm. Wir waren in Nderis, Kalekk, mein bester Freund und ich. Wir wollten einen

Händler aufsuchen, der ein Geschenk für Kalekks Verlobung hatte. Dieser Händler wohnt in einem alten Schiff am Hafen und ich bin von der Planke gerutscht, als ich an Bord wollte. Und dann hat mich die Strömung hinaus aufs Meer gezogen.“

Er überschlug sich beinahe beim Sprechen.

„Und jetzt bin ich hier und weiß nicht, was das überhaupt für ein Ort ist. All das, weil ich zu ungeschickt bin, einen Fuß vor den anderen zu setzen.“

Tayinn berührte ihn an der Schulter.

„Es ist alles gut. Komm erst einmal mit nach Destel, und dann sehen wir schon, wie wir dich wieder nach Hause bringen, ja?“

Er sagte nicht dazu, dass niemand die Insel verlassen durfte, der nicht einer der eingeschworenen Rebellen war. Nur die treuesten und loyalsten Personen wurden nach Mecia gebracht. Der Aufwand, jemand dorthin zu schleusen war enorm, da nur registrierte Schiffe und Fischerboote an den Häfen des Hauptlandes anlegen durften. So wurden Personen in kleinen Booten im Delta des Barion-Flusses gebracht, in dem weitverzweigten Sumpf konnte man sich gut verstecken.

Jebelle aber kaufte ihm die Geschichte ab und nickte.

„Kommst du da rauf?“

„Ich denke schon... momentan fühle ich mich nicht so schlecht.“



Obwohl der junge Mann schon wieder mehr Farbe im Gesicht hatte, ließ Tayinn ihn vorangehen, damit er das Tempo bestimmen konnte. Außerdem konnte er Jebelle so auffangen, falls er doch einen Schwächeanfall erleiden sollte. Und er konnte die ganze Zeit die schönen Flügel betrachten. Die Flügel, die er nie haben konnte. An der Stelle, an welcher bei normalen Mal'ach die Flügel aus dem Körper wuchsen, hatte Tayinn nur kleine Ausbuchtungen unterhalb der Schulterblätter. Er kam sich deswegen oft so unvollständig vor, auch wenn er hier in Sithera wie ein vollwertiges Mitglied der Gemeinschaft aufgenommen worden war.

Dennoch fühlte er sich immer wieder schlecht, wenn die Näherinnen Jacken und Hemden so ändern mussten, dass sie keine Löcher im Rücken hatten.

Ein paar Mal tat er deshalb so, als würde er stolpern um die Möglichkeit zu haben, Jebelles Flügel zu berühren.

Doch nicht nur die Flügel des jungen Mannes gefielen ihm, auch die weiße Kleidung der Wächter. Sie war zwar etwas Schmutzig geworden, aber er hatte noch nie so etwas Schönes gesehen. Selbst trug Tayinn an diesem Tag nur eine graue Hose, braune Lederschuhe und ein beiges Hemd, dazu einen breiten Gürtel an dem einige Taschen aufgeknüpft waren und sein Trinkbeutel hing. Sein schwarzes Haar trug er mittellang, ein Haarband über der Stirn half ihm dabei, dass es ihm nicht die Sicht raubte.

Oben angekommen, stiegen die beiden Männer wieder über die Brüstung und Tayinn führte Jebelle zu dem

Trampelpfad, der die Landzunge entlang bis nach Destel führte.

Es war immer noch ein ausgesprochen schöner Sommertag. Die Laubbäume trugen sattgrüne Blätter, die Nadelbäume dufteten herrlich und am Rand des Weges wuchsen die Gräser und Pflanzen so hoch, dass sie bis weit in den Pfad hineinragten.

Zu ihrer Linken lag hinter einem einfachen Zaun weit unten das Meer, dessen Wellen im Licht der Sonne glitzerten, auf der rechten Seite war ein dichter, unberührter Wald, aus dem ohne Unterlass das Zwitschern von Vögeln und das Zirpen von Grillen zu hören war.

Nach kurzer Zeit schon erreichten sie die Außenbezirke der Hafenstadt, hier waren einige Felder, auf denen Korn wuchs. Es war schon nicht mehr ganz grün, sondern wurde bereits gelblich, ein Zeichen des Hochsommers. Und hinter den Feldern mit ihren einfachen Vogelscheuchen stand die aus groben Stein gehauene Mauer von Destel, der Hafenstadt.

Destel war kein großer Ort, sodass die Beiden das Tor schnell erreicht hatten. Es war ein grobes Holztor, das so schief war, dass man die ganze Stadt durch den Spalt zwischen Mauer und Tür betrachten konnte. Doch an diesem Tag standen die Torflügel weit offen.

Die Wachen hoben die Augenbrauen, als Tayinn zusammen mit Jebelle durch die Pforte schritt, doch er

hatte mittlerweile so viel ansehen bei den Bewohnern von Sithera, dass er auch mit Fremden in die Stadt hinein schreiten konnte.

„Warte hier“, sagte er seinem Begleiter. Jebelle nickte und setzte sich auf einen Granitstein, an dem einige eiserne Ringe angebracht waren, um Vieh dort festzubinden.

Auch wenn er das Vertrauen der Leute genoss, so musste Tayinn an seine Vorgesetzte berichten. Er hatte es in seinen jungen Jahren bereits weit geschafft und durfte direkt der Anführerin von Destel berichten.

Er wusste, dass sie an diesem Tag im Rathaus anzutreffen war, denn sie hatte ja schließlich den Transport der Güter zu organisieren. Tayinn ging vom Tor aus durch den breiten Weg auf halben Wege zum Hafen, vorbei an den steinernen, strohbedeckten Häusern bis hin zu einem Brunnen an dem einige Händler ihre Stände aufgebaut haben. Heute war das Treiben rege, denn jeder wusste, dass mit dem Schiff nicht nur Waren in die Hauptstadt transportiert wurden, sondern dass auch immer etwas für die Bevölkerung der Hafenstadt zu kaufen war.

„He du! Sorge dafür, dass nachher die Ochsenkarren noch durch die Straße kommen und nicht alles voller Waren ist, ja?“, rief er einem Wächter zu, der ihn erkannte.

Am Brunnen bog er links ab und stand nach wenigen Metern vor dem großen Gebäude, dem Rathaus von

Destel. Dieses war eines der wenigen Häuser in der Stadt mit einem festen Dach und verglasten Scheiben.

Er ging vorbei an den wartenden Kaufleuten, die noch eine Genehmigung der Beamten erwarteten und ging hoch in das erste Obergeschoss, in dem sich der Versammlungsraum befand. Dieser Raum war auch der Sitzungssaal des Stadtrates von Destel, in der Mitte des Raumes stand ein großer runder Tisch.

Die Fenster waren hinaus gerichtet zum Brunnen, so dass man das hektische Treiben in der Stadt beobachten konnte. Durch die vielen stirnseitigen Fenster ohne Gardinen war der Raum im Licht des Tages angenehm hell, auch wenn die schweren, dunklen Balken in der Decke den Raum kleiner erschienen ließen, als er letztendlich war.

Auf dem großen, runden Tisch lagen einige Listen und die Bürgermeisterin war dabei, einige Einträge durchzustreichen oder auf andere Listen zu übertragen. Tayinn stand in der offenen Tür und klopfte einige Male am Türstock. Sie sah auf und ihre dunkelgrauen Flügel raschelten. Ihre Augen waren ernst und mit tiefen Ringen unternetzt. Wie immer trug sie ein breites Stirnband, das beinahe ihren ganzen Kopf bedeckte. Nur einige rotblonde Strähnen ließ sie zu den Seiten ihrer Ohren unter dem Stirnband hervorblitzen.

Ihre Kleidung war pragmatisch, sie trug nur ein weißes, ärmelloses Hemd und eine Tragetasche über die Schulter. Der Rock, den sie trug, war sommerlich kurz. Wäre ihr

Blick nicht so streng gewesen und hätten ihre Narben am ganzen Körper nicht von einer anstrengenden Vergangenheit berichtet, so hätte sie wie jede andere junge Frau ausgesehen.

Als sie Tayinn erblickte, lächelte sie aber.

„Guten Tag Maei“, begrüßte er sie höflich.

„Tayinn! Du bist aber früh hier.“

Er versuchte sich an einem Lächeln und kratzte sich am Hinterkopf.

„Nun, das Schiff wird in einigen Stunden anlegen, aber an der Landzunge wurde etwas anderes angespült.“

„Etwas anderes? Heute?“

Tayinn nickte.

„Ein Bewohner des Hauptkontinents.“

„Ist er gefährlich?“

„Nein, ich glaube nicht. Er wirkt harmlos und jung, ich denke es war wirklich nur sein Unglück, dass er hier angespült wurde.“

Maei verschränkte die Arme und hob eine Augenbraue. Ihr Gesicht war wirklich hübsch, doch schrecklich vernarbt.

„Wenn er ein Schiffbrüchiger ist, dann war es doch kein Unglück, dass er hier angekommen ist. Er hätte ertrinken können.“

Ohne seine Antwort abzuwarten ging sie zu einem Schrank an der Seite, nahm eine Kette mit einem Schulterchutz heraus und hängte sich das Zeichen des Bürgermeisters über Hals und Schulter. Nun sah sie ein bisschen aus wie eine Kriegerin. Maei nickte ihm zu und schritt aus dem Rathaus hinaus.

„Wo ist er?“

„Noch am Stadttor, bei den Stallungen.“

Die Beiden gingen in Richtung des Tores, und als Tayinn mit Maei zusammen auf Jebelle zuging, winkte er ihm. Er trug mittlerweile auch seine Mütze wieder. Jebelle lächelte und verneigte sich höflich.

„Mein Name ist Jeb...“, begann er, doch bevor er aussprechen konnte, sprang Maei vor und trat ihm mit ihrem Fuß in den Magen, sodass Jebelle auf den Boden stürzte. Der junge Mann sah erschrocken und verängstigt hoch. In seinem Blick, den er an Tayinn gerichtet hatte, lag sowohl Angst als auch Enttäuschung. Doch er konnte Tayinn nicht lange ansehen, denn Maei baute sich vor ihm auf und riss ihm die Mütze vom Kopf.

„TRAG IN MEINER STADT NOCH EINMAL DIESE MITRA UND BEI ALLEN MÄCHTEN, ICH WERDE DICH TÖTEN!“, brüllte sie ihn an.

Jebelle zitterte am ganzen Körper, er umklammerte seine Jacke und rutschte sitzend einige Schritte zurück.

## 5 Jebelle | Gefangenschaft

Das wurde ihm zu viel. Er war ein beinahe erwachsener Mann, doch nun kamen ihm die Tränen. Als ihn die Kräfte verlassen hatten, hatte er schon gedacht, dass er sterben würde. Dann aber war er an diesem Strand erwacht, gerettet von dem jungen Mann, der sich als Tayinn vorstellte. Er hatte Hoffnung geschöpft und war glücklich, überlebt zu haben.

Außerdem erschien Tayinn so nett und begleitete ihn in diese Stadt. Doch als er mit der Bürgermeisterin zurückgekommen war, trat ihn diese nur unvermittelt zu Boden und schrie ihn an. Jebelle saß hier und wagte es nicht, sich zu bewegen. Er hatte so viel Angst. Alles, was er wollte, war doch nur, wieder zurück nach Hause zu kommen. Und diese Frau griff ihn wegen seiner Kopfbedeckung an. Der Kopfbedeckung, die jeder Wächter und jeder Wächterlehrling zu tragen hatte.

Es war doch nur eine einfache Mitra, was konnte diese denn schon Böses ausrichten?

Sein ganzer Körper zitterte, seine Hände klammerten sich an das Kopfsteinpflaster, auf welches er gefallen war. Rundherum gingen die Leute langsamer, als sie erkannten, dass ihre Bürgermeisterin mit strengem Blick und verschränkten Armen über einem Fremden stand, der zitternd am Boden saß.

Irgendwann konnte Jebelle nichts mehr erkennen und wagte es daraufhin, seine Augen mit dem Ärmel seiner

Kleidung trocken zu wischen. Da diese sehr viel Salz aufgenommen hatte, brannten und tränkten sie deswegen noch mehr.

„Hier.“

Es war Tayinn, der sich zu ihm wagte und ihm einen feuchten Lappen gereicht hatte. Jebelle nickte dankbar und schaffte es nun, wieder klar zu sehen.

„Wer bist du?“, fragte die Frau streng.

Sie konnte noch gar nicht so alt sein, vielleicht zehn oder fünfzehn Jahre älter als er selbst. Ihr Körper war schlank und muskulös, und man sah ihr an, dass die Muskeln gespannt waren, als würde sie sich mit Kraft zurückhalten müssen, um Jebelle nicht erneut anzuspringen.

„Jebelle. Jebelle... Toresson.“

„Und wer hat dich geschickt?“

Ihre Finger gruben sich förmlich in die Arme hinein. Nun erkannte Jebelle, dass ihr ganzer Körper mit Narben übersät war. Er hatte Angst, doch auf eine gewisse Weise verspürte er Mitleid mit der Frau.

„N... niemand hat mich geschickt.“

Sie zog ein Messer aus ihrem Gürtel, kniete sich zu ihm hinab und hielt es ihm an den Hals.

„Sag! Wer – hat – dich – geschickt?“

Nun ergriff ihn die Panik, sein Kopf wurde heiß und Jebelle wurde schwindelig.



„B... b... bei...“

Er atmete kurz durch.

„Niemand! Ich bin in Nderis ins Meer gefallen und wurde hier angespült!“

Sie ließ das Messer nicht los und sah ihm direkt in die Augen. Er wusste nicht, warum er ausgerechnet jetzt zu dieser Feststellung kam, doch sie hatte ausgesprochen hübsche Augen. Sie hatten eine dunkle Farbe, doch waren sie nicht braun, sondern wirkten eher golden im Licht des Tages. Es war so ein tiefer, goldener Schimmer, der aus dem inneren der braunen Augen hervorstrahlte.

„Was ist hier eigentlich los, wo sind denn alle?“

Endlich nahm sie das Messer von seinem Hals weg, doch bevor sie sich zu der unsichtbaren Stimme umdrehte, bedachte die Frau Jebelle noch mit einem Blick der ihm unmissverständlich klarmachte, dass er nicht weglaufen sollte.

„Kapitän Ansol!“

Ihre Stimme war ungleich freundlicher, wenn sie nicht mit dem drohenden Unterton sprach. Jebelle wagte es dennoch nicht, sich zu bewegen.

„Maei, schön dich zu sehen! Kannst du mir erklären, was geschehen ist? Ich hatte schon erwartet, dass noch nicht alle zum Löschen der Ladung bereit sind, wenn ich einige Stunden zu früh ankomme. Dass aber nur Chaos und

Durcheinander herrschen, damit hätte ich nicht gerechnet.“

Der Name der Frau war also Maei. Sie sah noch einmal zu Jebelle hinab und dann zum Kapitän. Ihr Blick war zu flüchtig, als dass Jebelle hätte erkennen können, was sie empfand.

„Es tut mir leid, ich hatte mich hier mit einem ‚Gast‘ zu beschäftigen, der behauptet er wäre von Nderis hierher angespült worden.“

Der stämmige, aber etwas kurz gewachsene Kapitän trat an Maei vorbei und sah Jebelle an. Sein Gesicht war faltig und braun gebrannt. Es sah fast ein wenig so aus, als wäre es aus Leder. Seine blaue Uniform war schmutzig, genau wie die grauen Handschuhe. Auch seine Flügel waren nicht sauber, und sie waren derart kurz geschnitten, dass nicht mehr als kurze Stummel mit ein wenig Federn übrig waren. Es musste geschmerzt haben, die Schwinge so zu kürzen. Die Flügel waren kürzer als die von Ebonskap.

Sein Haar war noch Schwarz, doch der ungepflegte und struppige Bart zeigte bereits graue Ansätze.

„Ein Wächter.“

„Nur ein Schüler“, berichtete Jebelle. Das bescherte ihm gleich wieder einen finsternen Blick von Maei.

„Wie bist du hierhergekommen?“

Immerhin schien Ansol nicht gleich seine eigenen Schlussfolgerungen zu ziehen.

„Mein Freund heiratet und wollte ein Verlobungsgeschenk kaufen. Wir haben in Nderis einen Händler besucht, der auf einem gestrandeten Schiff lebt. Ich wollte über eine Planke auf das Schiff und bin gestürzt.“

„Der alte Denneren...“, murmelte der Kapitän.

Jebelle hatte nun genug von der Rolle als Opfer. Er schlug mit der Faust auf den Boden und ließ seinen Tränen freien Lauf.

„Ich weiß doch auch nicht wie ich hierhergekommen bin! Ich kann schwimmen, aber ich wurde immer weiter hinausgezogen! Es war dunkel, es war kalt und ich dachte, ich würde sterben! Und dann kam ich hier an und werde bedroht und geschlagen! Das ist doch nicht ger...“

Er konnte den Satz nicht fertig sprechen, da seine Stimme so sehr stockte. Jebelle atmete kurz durch.

„Das ist doch alles nicht gerecht.“

Ansol kniete sich hinab zu ihm und sah Jebelle in die Augen. Sein Gesichtsausdruck war freundlich.

„Sag an mein Junge, wie spät war es, als du in das Wasser gefallen bist?“

„Irgendwann kurz vor Mitternacht...“

Der Kapitän stand wieder auf und sah Maei an.

„Es gibt in der Tat eine Strömung vor Nderis. Um Mitternacht zieht die dunkle Seite des Zentralgestirns das Meer hinaus in Richtung Sithera, und am Vormittag wird das Wasser wieder hineingedrückt. Wir machen uns diese Strömungen auch zunutze, um schneller in die alte Stadt zu kommen. Das hat sie früher auch zu der bedeutendsten Handelsstadt an der Ostküste gemacht, zumal vor Nderis keine Untiefen liegen wie beispielsweise vor Gurobu.“

Er hielt kurz inne.

„Auch gibt es einen Händler in der Stadt, der auf einem gestrandeten Schiff lebt. Ich glaube dem Jungen.“

Maei blickte wieder abwechselnd von Ansol zu Jebelle.

„Trotzdem ist er ein Wächter. In Sithera gibt es keine Wächter.“

Sie ballte die Hände zu Fäusten und atmete durch.

„Ich weiß nicht, was wir mit ihm machen sollen. Steckt ihn in die Zelle unter dem Rathaus, gebt ihm neue Kleidung und verbrennt diese unsägliche Wächterkluft.“

Mit großen Schritten ging sie los und drehte sich noch einmal um und sah den Kapitän an.

„Ansol, gehen wir. Wir haben eine Ladung zu löschen. Wir haben schon zu viel Zeit mit Dingen verbracht, die uns nicht beschäftigen dürfen.“

Tayinn nahm Jebelles Hand und half ihm auf.

„Du hast sie gehört. Ich führe dich in die Zelle. Komm mit, ja?“

Jebelle hatte keine Lust mehr, weiter zu fragen. Er war müde. Er war erschöpft. Er wollte nur noch schlafen.

Deshalb nickte er, und ging mit Tayinn mit.

Der junge Mann verlangte, dass Jebelle sich in seiner Zelle neue Kleidung anzog. Es war eine graue, einfache Hose und ein schlichtes Hemd. Allerdings waren beide Stücke recht bequem zu tragen. Dennoch spürte Jebelle einen Stich im Herzen, als er Tayinn seine Wächterkleidung aushändigte.

Nun stand er hier, war gefangen, und fühlte sich schrecklich einsam.

Die Zelle indes war überraschend wohnlich eingerichtet. Es handelte sich auch im direkten Sinne nicht um eine Gefängniszelle, sondern vielmehr um ein Zimmer im Keller welches mit einer massiven Eisentür ausgestattet war. Es gab sogar nahe der Zimmerdecke ein schmales Fenster nach draußen, allerdings war es vergittert.

Der Raum selbst wurde durch eine Öllampe erhellt, die Tayinn noch angezündet hatte, bevor er gegangen war. Am Boden lag ein schöner, wenngleich abgenutzter Teppich aus, im Eck stand ein großes Bett, darüber hinaus gab es einen Tisch und einen Stuhl sowie ein Regal mit einigen Büchern.

Da Jebelle nicht wusste, was er mit der Zeit machen sollte, bis er mehr erfahren durfte, nahm er sich eines der

Bücher und begann darin zu lesen. Es war ein Märchen und handelte von einem Jungen, welcher sich nach einer großen Katastrophe in ein Ungeheuer verwandelt hatte und auf der Suche nach der Frau war, die er liebte. Die Geschichte war traurig, und in seiner aktuellen Situation zog ihn die finstere Moral noch weiter hinunter.

So stellte er das Buch zurück in das Regal, schlüpfte aus seinen Schuhen, die er sich hatte behalten dürfen und legte sich auf das Bett.

Er musste eine Weile dort gelegen haben, denn als Jebelle die Augen wieder öffnete, schien kein Licht mehr durch das Fenster, nur noch die Öllampe erhellte den Raum ein kleines bisschen. An der Tür war ein leises Klackern und Scharren zu vernehmen, und gerade als Jebelle sich aufsetzte und sich den Schlaf aus den Augen rieb, öffnete sich die Zellentür.

Tayinn kam herein und schaute so schuldbewusst drein, dass Jebelle ihn am liebsten beruhigt hätte, wenn ihn nicht schon wieder Angst und Unsicherheit aufgefressen hätten. Er wusste nicht, was ihn erwartete, und es beruhigte Jebelle auch nicht sonderlich, dass sich Tayinn auf den Stuhl neben dem Tisch setzte und tief durchatmete.

„Es tut mir leid. Ich wusste nicht, dass Maei so reagieren würde. Ich hatte wirklich gedacht, dass du über Destel diese Insel so schnell wie möglich verlassen kannst.“

Jebelle wurde nervöser, seine Brust schien sich zusammen zu ziehen.

„Was geschieht jetzt mit mir?“

„Nun, es ist schwierig“, begann Tayinn.

„Der Kontinent, auf dem du dich gerade befindest, hört auf dem Namen Sithera und ist das, was von Gilyani's Revolution noch übrig ist.“

„Von der Revolution? Aber...“

Tayinn bemerkte wohl, wie aufgewühlt Jebelle war, deswegen hob er beschwichtigend die Hand und lächelte ihn an.

„Es war nicht alles so, wie ihr das in euren Schulen auf dem großen Kontinent lernt. Vor fünfhundert Jahren führte Gilyani eine Revolution gegen das strenge Regiment von Joston an.

Mit der Hilfe von Hrvic und dem östlichen Norfest gelang es, die Staaten Seron und Shin zu erobern, so dass neben den Sithera-Inseln im Tausendlandmeer der gesamte östliche Kontinent von Mecia in den Händen der Revolutionäre war. Doch Joston schlug zurück, und hatte bald seine Gebiete wiedererobert.“

Er fasste sich an die Stirn und atmete noch einmal durch.

„Ich bin nicht gut in Geschichte, jedenfalls kam es so, dass die Rebellen geschlagen wurden. Joston versprach, die Mal'ach in Sithera am Leben zu lassen, wenn ihm Gilyani ausgeliefert wird. Sie erklärte sich einverstanden

und wurde in Coaress enthauptet. Seitdem haben die Wächter Sithera von den Landkarten gestrichen und sorgen aber auch dafür, dass offiziell kein Schiff aus den Mecia-Ländern hier anlegen darf.

So sind wir einfach zu schwach, um noch einmal eine Revolution anzuzetteln.

Ganz davon abgesehen, dass die meisten Leute hier nur in Frieden leben wollen und gar nicht die Lust verspüren, gegen irgendeinen fremden Herrscher in einem anderen Land zu rebellieren. Sie sind alle hier geboren und kennen keine andere Welt außer den Inseln um Sithera und Rolant.“

Jebelle begann, etwas Hoffnung zu hegen.

„Dann bin ich doch nicht gefährlich, oder?“

Doch Tayinn schüttelte den Kopf.

„So einfach ist das nicht. Mit dir ist nun wieder ein Wächter in unser Reich gekommen, und wir wissen nicht wie Joston und sein Gefolge reagieren, wenn sie erfahren, wen wir bei uns haben.“

Jebelle stütze seine Ellenbogen auf die Oberschenkel, beugte sich nach vorne und knetete seine Hände. Sie waren schweißnass.

„Ich sage nichts. Ich will nur wieder nach Hause. Nach Hause zu meinen Freunden.“

Er dachte an Kalekk und Tir, an Ebonskap und Mariny, wie sie noch vor wenigen Tagen gemeinsam eine so



schöne Zeit miteinander verbracht hatten. Wieder stahlen sich die Tränen in seine Augen, dabei wollte er doch so stark und überzeugend wirken.

Tayinn nahm Jebelles Hände in die seinen.

„Hör zu, wir wollen auch, dass du nach Hause kommst. Aber derzeit wissen wir nicht, was passieren kann, wenn du wieder auf dem Festland wärst.“

Die Leute kämpfen hier hart ums Überleben. Wir wollen nicht den Ärger der Wächter auf uns lenken.“

Tayinn sah Jebelle in die Augen, er versuchte sich an einem Lächeln.

„Ich habe mit Maei gesprochen. Sie will dir nichts Böses, und sie möchte auch, dass du wieder nach Hause kommst. Aber wir wissen noch nicht wie. Es gibt geheime Kommunikationskanäle zu den Wächtern, wir werden sehen, was wir tun können, ja?“

Jebelle nickte, doch in seiner Brust stach etwas. Er fühlte sich, als hätte er alle seine Freunde für immer verloren. Und er hatte seinem Vater noch gar nicht berichten können, wie gut es ihm im Steintempel ergangen war.

Die Gefühle übermannen ihn, und er schluchzte einmal auf. Tayinn setzte sich neben Jebelle und nahm ihn in dem Arm.

„Es ist gut, wirklich. Wenn du möchtest, kannst du dich sogar innerhalb der Stadtmauern von Destel frei bewegen. Wir haben einige Aufgaben für dich, magst du

uns helfen? So hättest Du eine Beschäftigung, bis wir eine Möglichkeit gefunden haben, dich nach Hause zu bringen.“

Das, was Tayinn sagte, hörte sich gut an. Jebelle glaubte daran, dass der junge Mal'ach sein Versprechen hielt und alles tun wollte, um ihm nach Hause zu bekommen. So stimmte er zu, obwohl er schreckliche Angst davor hatte, Maei wieder zu sehen.

Am nächsten Tag zeigte Tayinn Jebelle die Kammer, in der er von nun an wohnen sollte. Es war ein kleines Mansardenzimmer im Rathaus. Erstaunlicherweise war es enger geschnitten und spärlicher ausgestattet als die Zelle im Keller. Das Bett bestand aus einem Holzgestell mit Strohmattze, ein kleiner Tisch mit Stuhl stand neben der provisorischen Holzwand, welches die Kammer vom sonstigen Dachboden trennte. Ein kleines, milchiges Fenster fand sich in einer Dachgaube, doch auch wenn man es öffnete und nach draußen sah, dann blickte man nur auf das Dach des Hauses nebenan.

Jebelle atmete mehrmals tief durch. Seine Seele schmerzte immer noch, und er fühlte sich schlecht. Doch er glaubte an Tayinn und sein Versprechen, und so begab er sich in das Büro im Erdgeschoss, um die Aufgabe anzunehmen, die er an diesem Tag zu erledigen hatte.

Dort traf er wie erwartet auf den jungen Mann ohne Flügel. Dieser suchte gerade in einem Aktenschrank nach etwas, und Jebelle räusperte sich, um sich bemerkbar zu machen.

Tayinn drehte sich um.

„Ah, du bist es, Jebelle. Schön dass du uns hilfst, und wie versprochen, ich werde mich um dich kümmern, ja?“

Jebelle nickte.

„Ein weiteres Schiff hat überraschend in Sithera anlegen können, allerdings nicht hier im Hafen von Destel, sondern im kleinen Hafen von Massan, etwa einen halben Tagesmarsch östlich von hier.

Wir gehen davon aus, dass die Güter zuverlässig nach Sikur zur Verteilung hier im Land geschickt wurden, allerdings würden wir gerne sehen, was angekommen ist. Gehe also bitte nach Massan und hol dir dort eine Abschrift der Frachtpapiere vom Hafenmeister.“

Jebelle stockte der Atem.

„Ihr lasst mich einfach so die Stadt verlassen?“

Tayinn jedoch zuckte nur mit den Schultern.

„Ich habe mit dir gestern geredet und du hast mir versprochen, zu helfen. Ich glaube an dein Wort.“

Ein schelmisches Lächeln umspielte den Mund des jungen Mal'ach.

„Außerdem... wo solltest du hin? Für eine Schiffsreise braucht man viel Geld, und auf eigene Gefahr versuchen, aufs Festland zu schwimmen, wäre töricht. Und das bist du nicht.“

Nun wusste Jebelle nicht, ob er sich ärgern sollte oder ob ihm die Ehrlichkeit von Tayinn gefiel. Dieser griff in seine Tasche und gab Jebelle eine Blechröhre, die sich als Behälter herausstellte.

„Hier. Klemm‘ dir die Röhre um den Gürtel, darin findest du eine Karte mit der Wegbeschreibung nach Massan, ein kleines Messer falls dich ein wildes Tier angreifen sollte und ein bisschen Geld zur Verpflegung. Außerdem erhältst du eine offizielle Marke, die Dich berechtigt, die Frachtpapiere einzufordern.“

Als Tayinn ihm den Behälter gab, sah er ihm tief in die Augen.

„Ich habe vorher nur gescherzt, was deine Flucht betrifft. Lauf nicht weg. Komm wieder, ja? Versprochen?“

Was sollte er schon tun? Jebelle nickte.

„Versprochen.“

„Wenn du dich beeilst, kommst Du vor Anbruch der Dunkelheit zurück. Es ist noch früh genug. Also geh!“

Tayinn lächelte, als sich Jebelle verabschiedete und umdrehte. Er sah noch einmal zu seinem Retter zurück und wollte bei der Tür hinausgehen als er gegen jemanden stieß.

„Au!“

Die Röhre fiel ihm aus der Hand und Jebelle hob sie sofort wieder auf.

„Entschuldigung!“, sagte er hektisch, und als er sich erhob, sah er, mit wem er zusammengestoßen war.

Maei.

Sie sah ihn wieder streng an.

„Du hilfst uns?“

Jebelle begann zu schwitzen. Er senkte den Kopf.

„J... ja, werter Frau.“

„Gut“, kommentierte sie kurz und Jebelle wollte sich an ihr vorbei schleichen.

„Auf Wiedersehen!“, brachte er verkrampft heraus.

Sie hielt ihn am Arm fest, als er gehen wollte. Jebelle hatte so viel Angst. Er sah Maei ins Gesicht, ihre Miene war ausdruckslos.

„Der Tritt gestern... es tut mir leid. Ich habe überreagiert.“

„Es ist... in Ordnung“, antwortete er knapp.

Sie ließ ihn los, Jebelle nickte noch einmal und sah zu, dass er das Rathaus schnell verließ, während er ihren Blick auf sich ruhen spürte.

## 6 Jebelle | Nach Massan

Jebelle verließ Destel durch die großen Tore hindurch, die er am Tag zuvor auch durchschritten hatte. Es war so viel geschehen in dieser kurzen Zeit, dass er sich gar nicht mehr sicher war, ob er das nicht träumte oder ob er tatsächlich gestorben war und dies nur eine Art letzter Traum war, dem ihn sein sterbendes Ich präsentierte.

Doch es war alles viel zu echt und wirklich. Er spürte die Wärme des anbrechenden Tages auf seiner Haut, roch denselben frischen Geruch des frühen Tages wie zu Hause im Steintempel und hörte Geräusche von Vögeln und anderen Tieren, die ihm irgendwie bekannt vorkamen und dennoch auch fremdartig waren.

Es war tatsächlich ein anderes Land, in dem er sich befand. Ein Land, das er in den Geographiestunden nie kennen gelernt hatte, das nie existieren sollte. Kurz zuvor, im großen Empfangsraum des Rathauses hatte Jebelle einen Blick auf eine Karte werfen können, die dort an der Wand angebracht war. Er kannte die Karte in weiten Teilen.

Parmacia, seine Welt, bestand zum Großteil aus einem Zentralkontinent, der von den Mal'ach nur *Das Festland* genannt wurde. Es war eine riesige, beinahe dreieckige Insel im Ozean, der sie alle umgab. Neben diesem Kontinent wusste Jebelle noch von einigen Inseln, vor allen Dingen südöstlich des Festlandes im Tausendlandmeer.

Auf der Karte in Destel jedoch war noch hinter diesen Inseln ein weiterer Kontinent. Er war bei weitem nicht so groß wie das Festland, aber doch größer als jede andere Insel, die er auf der Karte erspähen konnte. Neben dem Festland stand der Name Mecia, ein alter Name den er schon einmal gehört hatte. Der kleinere Kontinent hieß Sithera, Tayinn und Maei hatten diesen Namen einige Male benutzt.

In den Karten, die er im Steintempel oder auch in Nderis gesehen hatte, gab es einen solchen Kontinent nicht.

Hier aber ging Jebelle auf einer Straße hin zu einer Stadt, die es nicht geben sollte. Und das auf einem Kontinent, der ebenfalls nicht existieren sollte.

Doch auch wenn ihm das Herz immer noch weh tat, so weit fort von allen Leuten, die ihm etwas bedeuteten, die Gegend war wunderschön. Statt felsiger Nadelwälder, wie er sie rund um den Steintempel kannte blühte hier das Leben. Jebelle ging auf einem breiten Sandweg, der in einem prächtigen Mischwald führte. Die Laubbäume hatten sattgrüne Blätter, am Wegesrand wuchsen Blumen und Kräuter und es schien hier auch eine weitaus größere Vielfalt an Nadelbäumen zu geben, als in Hrvic.

Immer wieder führte ihn der Weg über kleine hölzerne Brücken, die über Bäche im Wald führten oder über Gräben, die sich bei Regenwetter wohl füllen mussten. Einige Male meinte er, ein Reh oder ein anderes Tier gesehen zu haben, doch ansonsten machte sich die Tierwelt nur über allerlei Geräusche bemerkbar.

Der Tag war schön und das Wetter war ihm wohlgesonnen, sodass er kurz nach Mittag die kleine Stadt Massan erreicht hatte.

Destel war noch eine richtige Stadt, mit einer steinernen Mauer rundherum und großen, mehrstöckigen Gebäuden. Genau genommen hatte Destel auf Jebelle den Eindruck gemacht als wäre es ein kleineres Abbild von Nderis gewesen. Ein Abbild, das aber nicht so kaputt oder herunter gekommen war wie das Original.

Als er sich Massan näherte, fiel ihm der hölzerne Palisadenzaun auf, der zwar mehr als Mannshoch um die Stadt errichtet war, aber bei weitem nicht so massiv oder bedrohlich wie eine steinerne Mauer wirkte. Nur die Wachtürme waren aus Stein gemauert. Allerdings konnte Jebelle nicht die ganze Befestigung bewundern, da sich zwar der Wald etwas lichtete, der Schutzwall aber sehr nahe an die Bäume heran gebaut worden war.

Erst kurz vor dem Tor bemerkte er den kleinen Wassergraben, der vor dem Wall ausgegraben war.

„Halt, wer hier?“, rief eine der Wachen, welche das Tor bewachte. Es war ein einfaches Tor aus zwei Flügeln, die mit eisernen Scharnieren an zwei dicke Pfähle angenagelt worden waren.

Jebelle öffnete das Röhrchen an seinem Gürtel und zog die Bescheinigung heraus, die ihn als Kurier in offizieller Mission auswies.



„Jebelle Toresson mein Name. Ich bin im Auftrag der Bürgermeisterin von Destel hier und soll die Frachtpapiere entgegennehmen.“

Der Wächter beobachtete ihn mit ausdrucksloser Miene, ohne etwas zu sagen.

„Die Papiere des Schiffes, das hier angelegt hat gestern.“

Daraufhin nickte die Wache und öffnete einen Flügel des Tores.

„Bitte folgt dem Weg bis zum Hafenzentrum. Das ist das Büro mit dem Anker über der Tür.“

Jebelle bedankte sich und betrat Massan. Die Stadt machte einen sauberen, ruhigen und friedlichen Eindruck, war aber viel einfacher gebaut als Destel. Die wenigen Häuser waren weiter voneinander entfernt und alle aus Holz gefertigt. Über manchen hingen Schilder, welche sie als die Häuser von Schmieden, Kaufleuten oder Schneidern auswiesen.

Durch die Häuserreihen hindurch führte ein einfacher Schotterweg, und neben dem Brunnen in der Mitte des Ortes standen einige alte Nadelbäume. Der Brunnen war neben den Wachtürmen das einzige Gebilde aus Stein, das Jebelle ausmachen konnte. Dafür war der Brunnen allerdings sehr groß und schön gearbeitet. Er sah fast wie ein halbhohes, rundes Haus aus, auf das zu beiden Seiten wie ein Gewinde kleine Treppenstufen hoch führten. Zum Fuß der Treppen waren Verzierungen in den Stein geschlagen.

Jebelle ging am Brunnen vorbei zum Hafen hin und bewunderte noch einmal die gute Arbeit der Steinmetze. Hier fiel ihm auf, dass die Mauern des Brunnens fast mannsdick waren.

Dieser Brunnen gehörte für Jebelles Empfinden vielmehr in eine Stadt wie Nderis oder sogar Coaress im Herzen der Welt als hier in dieses kleine, einfache Dorf.

Der Ort selbst war sehr weitläufig. Neben den Hütten waren viele kleine Gärten zu finden, in denen allerlei Obst und Gemüse angebaut wurde. Es war schön und ruhig hier, und in seiner einfachen Kleidung fiel Jebelle gar nicht besonders auf. Die Bewohner waren wie er Mal'ach, und es erschien ihm nichts ungewöhnlich oder feindselig an ihnen.

Am Hafembüro angekommen, fand Jebelle niemanden vor. Er sah sich um und klopfte einige Male an der Tür, erreichte aber nichts damit. Er sah sich um, blickte hinaus auf das offene Meer, das er in Destel gar nicht richtig genießen hatte können. Ein kalter Schauer lief ihm den Rücken hinab als er die befestigte Kaimauer sah und die kleinen Boote, die vor Anker lagen. Zu sehr erinnerte er sich noch an den Sturz ins Wasser und die Todesangst, die er durchgestanden hatte, als er immer weiter hinausgezogen wurde.

„Suchst du den Hafenmeister?“, hörte er schließlich eine höfliche Stimme hinter ihm. Jebelle drehte sich um und blickte in das Gesicht einer jungen Frau, die gerade mit ihren Kindern am Gebäude vorbeiging.

„Dort drüben, nahe des Flusses, da ist eine Senke. Dort geht er meistens herum und kümmert sich um die Pflanzen, die er gepflanzt hat. Es kommt nicht häufig vor, dass hier größere Schiffe anlegen.“

Und tatsächlich, in einem kleinen Graben fand Jebelle den Mann vor. Im Gegensatz zu den organisierten offiziellen Personen in Destel wirkte dieser Mann als wäre er privat hier. Tayinn und Maei hatten kleine Anstecker auf ihrer Kleidung, welche sie als offizielle Mitarbeiter der Stadtverwaltung auswiesen. Und auch ansonsten hatte Jebelle einige Personen mit solchen Ansteckern in der Stadt gesehen.

Hier allerdings wirkte alles viel einfacher und unkomplizierter als in Destel.

„Hallo?“

Der ältere Herr drehte sich um. Er trug längeres, dunkelgraues Haar und einen struppigen Vollbart im Gesicht. Er hätte Ansol ähnlichgesehen, wäre er nicht ein bisschen ungepflegter und viel dünner gewesen.

„Sind Sie... der Hafenaufseher?“

Der Mann beugte sich seinen Rücken durch und verließ sein Beet. Er trat vor Jebelle und sah ihn an. Auf den ersten Blick hatte er ungepflegt gewirkt, doch er hatte ein freundliches Lächeln und weiße Zähne. Allerdings musste er schon sehr alt sein, seine Flügel waren lang und schon ganz weiß.

„Hafenmeister, mein Junge. Aber ja, wenn du denjenigen suchst, der für den Hafen zuständig ist, das bin ich. Lest mein Name.“

Auch Jebelle nickte und lächelte.

„Jebelle Toresson.“

Er öffnete wieder sein Röhrchen und holte die Beglaubigung von Tayinn heraus. Er gab sie Lest.

„Hier. Ich komme aus Destel und soll die Frachtpapiere übernehmen, damit die Bürgermeisterin dort weiß, welche Waren nach... in die Hauptstadt gebracht wurden.“

„Sikur?“, half ihm Lest aus.

„Genau, dorthin.“

Jebelle hatte den Namen der vermaledeiten Hauptstadt vergessen, doch der Mann schien ihn dadurch nicht anzuzweifeln.

„Ah, es war schon was Besonderes. Hier in Massan landen nur immer Fischerboote, ganz selten kommt mal was Größeres von draußen an. Doch dieses Mal war es ein richtiges Schiff. Ein Dreimaster, wir hatten Schwierigkeiten die Landungsbrücke an unserer Kaimauer anzubringen. Musste wohl eine andere Tour nehmen um nicht aufzufallen, nicht, dass die Wächter bemerken was wir bekommen, ha ha.“

Lest lachte herzlich und sah kurz verträumt zum Meer.

„Nun, mein Junge, leider kann ich dir die Liste nicht übergeben. Sie gehört als Dokument zum Hafen hier, und auch, wenn wir die Dinge lockerer nehmen... Ich möchte, dass wir uns an die Gesetze halten, die in unserem kleinen Land gelten.“

Doch Lest lächelte, als er Jebelle verwirrtes Gesicht sah.

„Mach dir mal keine Sorgen, mein Junge. Du siehst klug aus und du kannst sicher schreiben, nicht wahr?“

Als Jebelle nickte, ging Lest los, auf das kleine Haus mit dem Anker über der Türe.

„Dann komm mit und schreibe ab. Du solltest dich beeilen um früh nach Hause zu kommen. Wir haben in Massan keine Zimmer frei.“

Es dauerte gut eine Stunde, bis Jebelle die Liste abgeschlossen hatte. Es waren verschiedene Güter abgeladen worden, von Rohstoffen wie Eisenerz oder Kupfer bis hin zu Gegenständen des täglichen Bedarfs war alles dabei. Töpfe, Möbelstücke, Pflüge, Waschbretter und vieles mehr.

Nachdem er die Arbeit getan hatte, verabschiedete sich Jebelle und bedankte sich bei Lest für die Gastfreundschaft. Der alte Mann hatte ihm tatsächlich etwas Wasser, Brot und Käse auf den Tisch gestellt, damit er wieder Kraft für den Rückweg hatte. Er rollte die abgeschriebene Liste zusammen in die kleine Röhre und verließ Massan.

Ungeachtet der Umstände, in denen er sich befand, empfand Jebelle den Ausflug als sehr angenehm und Massan war ein schönes und angenehmes Dorf. Auch in Steinhagen waren die Leute natürlich nett und freundlich, doch die Mal'ach hier kennen zu lernen, die ohne den Schutz von Joston leben, war eine ganz neue Erfahrung.

Jebelle dachte viel nach über das, was er an diesem Tag erlebt hatte und es wurde bereits dunkel, als er wieder in die Nähe der Hauptstraße kam, die Destel und die Hauptstadt des Inselstaates miteinander verband. Es war bereits Abend und die Nacht zum Greifen nahe.

Ob er sich Sorgen machen musste, zu lange für die Reise gebraucht zu haben, kümmerte Jebelle aber nicht mehr, als er die Hauptstraße betrat. Vor ihm schimmerte der Himmel rötlich, und in der Ferne stand Destel in Flammen.

## 7 Maei | Entdeckt

Tayinn war gerade dabei, den Neuankömmling auf eine ungefährliche Mission vorzubereiten, als Maei in das Ratszimmer von Destel kam. Der junge Mann wollte hinaus huschen und achtete nicht auf sie, und so stieß er mit ihr zusammen. Maei sah, wie ihn die Angst einnahm, wie die Panik in ihm aufstieg. Die Farbe wich ihm aus dem Gesicht.

Sie fühlte Mitleid mit ihm. Der Junge schien wirklich nur durch dumme Umstände hier auf der Insel gelandet zu sein. Maei hatte überreagiert, ihre Emotionen hatten sie überrumpelt, sodass er ihren Frust und Schmerz vergangener Tage spüren musste. Sie wollte ihm zeigen, dass er keine Angst vor ihr haben musste.

„Du hilfst uns?“

Etwas Besseres fiel ihr nicht ein. Sie wollte ihm zwar zeigen, dass er keine Angst vor ihr haben brauchte, doch ihre Autorität durfte er deshalb noch nicht in Frage stellen.

Der Junge jedoch würde es nicht wagen ihre Autorität in Frage zu stellen. Er hatte Angst. Todesangst.

So weit war es also gekommen. Die Leute fürchteten sich vor ihr. Einerseits war das gut, für das, was sie vorhatte. Niemand würde es wagen, sie zu verraten oder sie zu hintergehen. Doch auf der anderen Seite spürte sie in

einer fernen Kammer ihres Herzens einen Stich, dass ein unschuldiger Junge so viel Angst vor ihr verspürte.

Tayinn hatte ihm gleich das Vertrauen geschenkt, und Jebelle erschien auch wirklich harmlos. Wieder spürte sie Mitleid und erinnerte sich daran, wie er am Vortag auf dem Boden saß und weinte.

„Der Tritt gestern... es tut mir leid. Ich habe überreagiert.“

Zweifel und Erleichterung standen in sein Gesicht geschrieben. Seine angespannte Haltung löste sich spürbar.

„Es ist... in Ordnung“

Dennoch versuchte er, das Gebäude schnell zu verlassen um seinen Auftrag zu erfüllen. Sie war sich sicher, dass er den Auftrag erfüllen würde. Sie sah ihm noch einen Moment lang nach, auch, als er schon das Gebäude verlassen hatte.

„Was meinst du?“, fragte Tayinn. Maei drehte sich um und sah ihm ins Gesicht.

„Er hatte wirklich Glück. Ohne Sithera wäre er jetzt tot.“

„Du denkst also, er ist harmlos?“

Er hörte sich unsicher an. Auch Tayinn hatte Respekt vor ihr.



„Ja. Es ist dennoch gut, dass seine Wächterkluft vernichtet ist. Wir können hier keine Wächter gebrauchen.“

Tayinn war aufgestanden und berührte sie an der Schulter.

„Ich vertraue ihm.“

Nun musste sie schmunzeln.

„Du vertraust jedem einigermaßen gutaussehenden Jüngling.“

Ein Anflug von Enttäuschung huschte über sein Gesicht.

„Ist es so offensichtlich?“

„Ja, aber überfordere ihn damit nicht, ja?“

Tayinn rümpfte die Nase.

„Die meisten Männer empfinden nicht wie ich. Ich bin es gewöhnt, abgewiesen zu werden.“

Maei grinste, näherte sich ihm und kniff ihm mit einer Hand ins Gesäß.

„Manches ist wirklich schade, weißt du?“

Er wusste wohl nicht, was er darauf sagen sollte, und noch bevor ihm etwas Schlagfertiges eingefallen wäre zwinkerte Maei ihm zu, drehte sich um und ging hinaus auf die Straße.

Es war wieder ein schöner Tag. Grundsätzlich hatte Maei frei – die Güter vom Vortag waren in Sikur angekommen,

auch das zweite Schiff, welches in Massan anlegen musste, hatte alles abgeladen und an administrativen Tätigkeiten war nichts mehr zu tun. Die Mal'ach in Destel waren friedlich, nur selten kam es zu einer Streiterei oder gar zu einem Verbrechen.

Maei atmete tief durch und ging die Hauptstraße entlang bis zum Meer. Die Kaufleute an den Marktständen grüßten sie höflich und sie nickte auch ihnen zu.

Es wurden viele Waren angeboten an diesem Tag, die Läden waren voll und es duftete herrlich nach frischen Früchten und Fleisch, das vom Festland her angeliefert worden war.

Die Tücher, welche den Läden als Sonnenschutz dienten waren eine wohlige farbige Abwechslung zu den grauen, steinernen Häusern die in der Hauptstraße von Destel aufgereiht standen. Die Bewohner der Gebäude versuchten auch, etwas mehr Leben und Farbe in die Stadt zu bringen indem sie bunte Blumen vor die Fenster stellten und die hölzernen Fensterläden bunt anmalten.

Von der Kaimauer des trutzigen Hafens aus hatte man einen wunderbaren Blick auf das Meer. Der Blick war an diesem Tag weit, man konnte die kleinen, vorgelagerten Inseln sehen, die langsam aufsteigend im Horizont verschwanden. Der Nebel lag heute in weiter Ferne, so dass man bis hoch ins Meer sehen konnte. Maei wurde beim Blick gen Horizont immer noch manchmal schwindelig.

Zwischen den Inseln erschien aus dem Nebel des Horizontes etwas. Es bewegte sich langsam und kam auf Destel zu. Maei kniff die Augen zusammen und vermutete ein Schiff, doch für diesen Tag war nichts dergleichen angekündigt. Vielleicht wusste aber auch Tayinn mehr.

So ging sie wieder zurück zum Rathaus und suchte Tayinn auf, der wieder einmal über endlosen Listen von Waren saß, die auf die verschiedenen Städte in Sithera und Rolant aufgeteilt werden sollten.

„Maei, schon zurück?“, fragte er, bevor sie etwas sagen konnte.

„Ich war eben am Hafen, ein Schiff nähert sich. Ist für heute eines angekündigt?“

Tayinn öffnete eine Schublade seines Schreibtisches und durchwühlte einige Briefe.

„Nein. Es ist jetzt wieder einige Wochen nichts zu erwarten.“

„Hm, habe ich mich getäuscht?“

Sie half ihm noch einmal beim Durchsehen der Briefe, doch auch zu zweit konnten sie nichts finden, was auf die Ankunft eines weiteren Transportschiffes hingedeutet hätte.

„Vielleicht habe ich mich wirklich getäuscht“, meinte sie schließlich. Doch sie hatte sich nicht getäuscht. In diesem Moment trat ein besorgter Hafenmitarbeiter in das Ratszimmer ein.

„Ja?“, fragte Maei streng. Er hatte nicht geklopft und sich nicht angemeldet.

„Entschuldigt. Aber... es ist ein Schiff der Wächter im Hafen!“

„Verdammt!“, rief sie und rannte hinaus hin zum Hafen.

Dort lag ein großes, weißes Schiff vor Anker. Die Segel waren gerafft, doch konnte man erkennen, dass auf ihnen das große Symbol der Wächter aufgezeichnet war. Alles an diesem Schiff war in weißer Farbe. Der Rumpf, die Segel, sogar die Masten und die Seile leuchteten hell.

Es hatte seine Breitseite auf die Stadt gerichtet, die Luken der Kanonen waren offen, und die weißen Kanonenrohre sahen einsatzbereit aus. Man konnte erkennen, dass sie gelegentlich benutzt wurden, denn im Inneren waren sie dunkel und ihre Spitzen waren voller Ruß.

Auf Deck waren auf der gesamten Seite des Schiffes Schützen in Bereitschaft, die mit gespannten Bögen warteten. In ihrer Mitte stand eine Frau in der Kluft der höheren Wächter. Man erkannte das an der größeren Mitra und dem goldenen Faden, der sich von der Kopfbedeckung über das weite Gewand nach unten schlängelte. Doch diese Frau trug zudem auch einen Brustpanzer aus Leder.

Jebelle. Maei wusste, dass er schuld daran war, was nun geschah. Sie stürmte nach vorne bis an die Kaimauer und hielt den Wächtern die geballte Faust entgegen.

„Er ist nicht hier!“

Die Frau senkte ihren Kopf und sah Maei ins Gesicht.

„Wer ist nicht hier? Hast du etwas zu sagen in dieser Stadt, Weib?“

Maei atmete durch. In Anbetracht der Gefahr, in der sich Destel befand, sollte sie wohl etwas besonnener handeln.

„Ich bin die Bürgermeisterin, Maei Egnis. Was führt Euch hierher?“

Die andere Frau lachte. Sie war hübsch, hatte rotblondes, struppiges Haar das streng zusammengebunden wurde und schien noch jung zu sein. Sie war wohl keine hundert Jahre alt, ihr Blick war streng und kühl, das Gesicht kantig, am Kinn trug sie das Mal einer tiefen Narbe.

„Linh Garan.“

Sie sah auf und überblickte Destel.

„Das hier ist eine schöne Stadt.“

Linh sah zu Maei hinab, ihr Gesichtsausdruck war streng und zeigte keine Bereitschaft, über irgendetwas zu diskutieren.

„Ihr habt eine Stunde, die Stadt zu räumen. Danach werden wir sie in Brand setzen und mit unseren Kanonen dem Erdboden gleichmachen. Verschwindet und lasst es euch eine Lehre sein. Wenn die Wächter noch einmal bemerken, dass ihr die Schmuggelei betreibt, wird euer ganzes Land vernichtet.“

Diese Schmuggelei ist euer Verbrechen und die Auslöschung dieser Stadt euer Urteil.“

„Warum bezichtigt ihr uns der Schmuggelei?“

Linh schnaubte, beinahe konnte man meinen, dass sie sich ein Lachen verkneifen musste.

„Bitte, mach dich nicht zum Gespött! Wir kennen die Schiffsrouten und konnten jetzt zwei Schiffe aufspüren, die sich an eurem Spiel beteiligt haben. Die Kapitäne dieser Boote werden wir noch verurteilen.“

Nicht auch noch Ansol. Also war es der Handel mit Waren, der die Wächter angelockt hat, und nicht Jebelle.

„Was sollen wir tun?“

Tayinn war mittlerweile hinter ihr. Er sprach ganz leise, doch Linh bemerkte, dass er mit Maei sprach. Sie sah die Beiden belustigt an.

Ein Schmerz durchfuhr sie, wie Maei ihn schon lange nicht mehr erlebt hatte. Sie wollte hier doch nur Gutes für ihre Leute tun, wollte etwas gegen Hunger und Not unternehmen, doch jetzt hatte sie Destel dem Untergang geweiht. Es hatte keinen Sinn, sich den Wächtern zu widersetzen. Sie waren zu mächtig und gut ausgestattet. Was konnte eine Insel voller Bauern und Mägde, Kaufleuten und Jägern schon gegen die Armeen der restlichen Welt unternehmen?

„Räum die Stadt. Sag den Leuten, sie sollen das nötigste Hab und Gut mitnehmen.“

„Du!“

Maei war gerade dabei, sich zur Stadt hin umzudrehen, um den Bewohnern bei der Flucht zu helfen.

„Hilf den deinen bei der Flucht, und sei in einer Stunde wieder hier. Du bist festgenommen, als Verschwörerin gegen das Recht von Joston. Du wirst nach Coaress überführt und erhältst dort deinen Prozess.“

Niemand war hier, um zu hören was diese Linh gerade gesagt hatte. Maei hatte verloren, und sie war alleine.

„Was ist, wenn ich nicht komme?“, fragte sie in einem verzweifelten Anflug von Rebellion. Linh bedachte sie jedoch nur mit einem schiefen Lächeln.

„Destel ist schon Geschichte, aber es gibt hier noch so viele weitere Städte. Das ruhige Dorf Massan, die alte Stadt Birgcij, das Quelldorf, Rolant, oder auch eure schöne Hauptstadt Sikur. Du willst nicht, dass wir einen Ort nach dem anderen niederbrennen, bis dich deine eigenen Leute ausliefern, oder?“

„Nein. Lasst sie bitte am Leben.“

Maei senkte die Schultern und ging in die Stadt hinein. Zusammen mit Tayinn half sie bei der Evakuierung. Die Bewohner von Destel waren schockiert, traurig, und einige waren wütend. Maei hörte Vorwürfe, sie hätte mit ihrem florierenden Handel die Wächter angelockt. Andere Bewohner trösteten sie und verabschiedeten sie. Sie versicherten Maei, dass sie keine Schuld traf am Unglück, das sie nun alle ereilte.

Die Stunde war vorbei, da hatten alle Mal'ach Destel verlassen. Maei sah den Wägen nach, bepackt mit dem Nötigsten, mit Erinnerungen, aber auch praktischen Dingen wie Pfannen, Töpfen und Haustieren. Einige Kinder saßen auf den Bänken oder liefen mit den Karren mit, freudig erwarteten sie das Abenteuer, das auf sie zukam.

Es war traurig. Maei hatte dafür gesorgt, dass die guten Leute nach Massan reisten. Der Ort war nahe genug, gesichert und in der Fläche groß genug, um jedem ein neues Haus und eine neue Existenz zu sichern. Die schöne, steinerne Stadt hier allerdings war verloren.

„Lass uns auch mitgehen.“

Tayinn war neben ihr. Maei sah ihm an und schüttelte den Kopf.

„Ich darf nicht.“

Sein Gesichtsausdruck froh ein. Zuerst sah er sie mit weit geöffneten Augen an und öffnete den Mund ohne zu sprechen. Er bewegte sich etwas zurück, senkte die Hände und schloss dann die Augen.

„Sie brauchen einen Schuldigen.“

Maei nickte.

„Dann will ich mal der Rolle gerecht werden.“

Tayinn aber hielt sie am Oberarm fest. Maei wurde traurig, der junge Mann mochte sie wirklich. Doch er



hatte noch eine Zukunft vor sich, wohingegen sie wieder einmal gescheitert war.

„Nicht, Tayinn. Geh. Geh zu den Leuten und hilf ihnen, in Massan etwas Neues zu schaffen. Und beachte bitte, dass die Leute sich selbst versorgen müssen. Es wird eine ganze Weile kein Schiff mehr anlegen hier in Sithera.“

Er wusste, dass die Diskussion zu Ende war und er keine Möglichkeit hatte, sie umzustimmen. Er umarmte Maei, drückte sie fest an sich und hielt ihren Hinterkopf. Er war so jung, doch fühlte sie sich in diesem Moment das erste Mal seit langer Zeit geborgen. Dennoch atmete sie tief durch, um sich wieder zur Vernunft zu rufen, schob den jungen Mal'ach von sich weg und bedeutete ihm, zu gehen.

Sie war schuldig, doch sie wusste, dass sie sich Joston nicht stellen wollte. Nicht noch einmal.

## 8 Jebelle | Wieder auf Reisen

So schnell er nur konnte lief er in die Stadt, doch während er über die breite Hauptstraße lief, durch die brennenden Häuser hindurch, konnte er niemanden sehen. Die Gebäude mussten wohl schon eine Weile brennen, es standen nur mehr lodernde Mauern, von den schönen Fensterläden oder den Tüchern, die überall gespannt waren, als er die Stadt verließ, war nichts mehr zu sehen.

Einige der Häuser waren schon eingestürzt, andere fielen in sich zusammen als Jebelle sie passierte.

„Hallo? Ist hier noch jemand?“ schrie er, doch niemand antwortete. Hier waren doch alle Leute, die er kannte, in dieser neuen Welt. Wieso musste diese Stadt ausgerechnet jetzt brennen?

Jebelle fragte sich was geschehen war und hatte Sorge, dass er daran schuld war. Der Gedanke war wie ein Stich in sein Herz, und er lief umso schneller und sah sich um, ob er denn noch irgendjemanden sah. Er war so auf die Suche konzentriert, dass er das offensichtlichste beinahe übersah, als er den Hafen erreichte. Ein riesiges, helles Schiff lag vor Anker. Vom Schiffsrumpf aus ragte ein Steg bis zum Hafen hinein, die seitliche Türe war geöffnet. Auf Deck selbst herrschte reges Treiben, und Jebelle atmete schwer ein, als er erkannte, dass es ein Schiff der Wächter war.

Die Landungsbrücke war ausgefahren und die Türe im Rumpf des Schiffes stand offen.

„Du da! Hilf mir!“

Jebelle drehte sich um und sah einige Meter links von sich eine Frau auf der Kaimauer knien, die gerade einige Schuttbrocken mit bloßen Händen wegschaufelte. Sie trug ein weißes Gewand, neben ihr am Boden lag eine Mitra. Die Frau war eine Wächterin. Ohne sie näher anzusehen lief er zu ihr.

Ihre Hände waren bereits blutig, und er erkannte, warum sie so verbissen grub. Aus dem Schutthaufen ragte ein Beinpaar.

„Eine Kanone schlug im falschen Haus ein, sie wurde von den Trümmern verschüttet“, brachte die junge Frau ächzend hervor.

Sofort fiel Jebelle auf die Knie und begann ebenfalls, die Schuttstücke abzutragen. Sehr schnell schmerzten seine Hände und nach kurzer Zeit waren auch sie durch die scharfkantigen Steine aufgeschnitten und bluteten. Doch zusammen schafften die Beiden es, den leblosen Körper aus den traurigen Resten des Hauses zu befreien. Es war Maei.

„Schnell, wir müssen sie ins Schiff bringen.“

Jebelle nickte und hob Maei vorsichtig an, die junge Wächterin tat es ihm gleich. Mit den blutigen Händen war es schwer, die Bürgermeisterin von Destel zu halten, doch schon nach wenigen Metern kamen ihnen Wächter

aus dem Schiff entgegen, die ihnen Maei abnahmen und auf eine Trage hievten. Schnell war die Gruppe im Bauch des Schiffes verschwunden.

„Danke.“

Erst jetzt nahm Jebelle die Wächterin wirklich wahr. Vorhin noch war er so im Schockzustand gewesen, dass er überhaupt nicht realisiert hatte was hier geschehen war. Ein Schiff der Wächter lag vor Anker im Hafen von Destel, der Stadt, die lichterloh brannte. Er hatte so viele Fragen, doch durfte er die Etikette nicht vergessen, die einem Schüler der Wächter zustand. Aus diesem Grund verneigte er sich höflich.

„Jebelle Toresson, angehender Wächter aus Steinhagen. Zu Diensten, werter Herrin...?“

Er sah nicht, wie sie auf seine Vorstellung reagierte, doch die junge Frau zögerte einen Moment.

„Linh. Linh Garan. Hohe Wächterin zur See auf der Galeone Obel.“

„Ich...“, begann Jebelle, doch Linh unterbrach ihn. Sie sah sehr streng aus, aber auch noch jung. Ihr Gesicht erinnerte ihn etwas an Maei, insbesondere da sie auch eine Narbe von der Wange bis über die Augenbraue trug. Ansonsten war ihr Äußeres zart und schmal, ihre Ausstrahlung hingegen war ernst und streng.

„Komm mit hinein in die Obel. Wir haben einige Dinge zu besprechen.“

Jebelle folgte ihr ohne ein weiteres Wort. Ein Hauch von Nervosität durchzog seinen Körper, als er über den schmalen Landgang schritt, doch diesmal stolperte er nicht und konnte ohne weitere Schwierigkeiten das Schiff betreten.

Obwohl es sehr groß war, war der innere Weg durch den Bauch der Galeone schmal und verwirrend aufgebaut, beinahe wie in einem Labyrinth zogen sich die hölzernen Gänge durch das riesige Schiff. Zudem war es sehr dunkel, nur ab und an erhellte eine Öllampe die dunklen Korridore, und zwar immer dort, wo eine Tür in eine Kabine führte.

Linh schritt voran und Jebelle gab sein Bestes, ihr zu folgen. Nach wenigen Minuten öffnete sie die Tür in eine der Kabinen, in welcher schon ein besorgt dreinblickender, grauhaariger Wächter stand. Sie drehte sich zu Jebelle um und lächelte ihn an.

„Jetzt sorgen wir erst einmal dafür, dass sich jemand um unsere Hände kümmert.“

Der ältere Herr behandelte zuerst Jebelle. Linh bestand darauf. Der Heiler reinigte Jebelles Hände, der einige Male scharf einatmen musste. Es tat weh, als sich die kleinen Steinchen aus den aufgeschürften Händen lösten. Bevor wieder Blut aus den vielen kleinen Wunden lief konnte Jebelle einen Blick auf seine Hände werfen. Ein kalter Schauer lief seinen Rücken hinunter, die Wunden sahen fürchterlich aus. Lauter kleine Schnitte und Risse, an einer Stelle hing die Haut in einem Fetzen hinunter.

Diesen Teil nähte der Heiler, nachdem er Jod auf die Haut aufgetragen hatte. Auch hier musste sich Jebelle wieder zusammenreißen, er hatte das Gefühl, seine Haut würde verbrennen.

Schlussendlich jedoch waren die verletzten Bereiche verbunden. Glücklicherweise waren nicht alle Finger verletzt, so dass Jebelle die Hände auch nach der Behandlung noch verwenden konnte. Der Schmerz war jetzt nur noch ein pochendes Wummern.

Linh verzog nicht einmal eine Miene, als der Heiler schließlich auch sie behandelte. Auch ihre Hände mussten schmerzen, doch sie war offensichtlich tapferer als Jebelle. Das rang ihm Respekt ab, auch wenn ihr offensichtlich hoher Rang wohl nicht daher rührte, dass sie die Behandlung von oberflächlichen Wunden ohne sichtbaren Schmerz ertrug.

„Komm bitte mit“, sagte sie zu Jebelle, als sie aufstand und ihre Roben zurechtmachte.

Wieder folgte er ihr sofort ohne ein Wort. Diesmal führte sie der enge Weg zu einem Treppenhaus und schließlich an das Oberdeck des Schiffes. Es war riesig, in der Breite maß es sicherlich fünfzehn oder zwanzig Meter, die Länge konnte Jebelle nicht abschätzen. Nach oben streckten sich die hohen Masten, es waren drei an der Zahl. Überall an Bord wurde die Abfahrt vorbereitet, die Seeleute mit ihren gestutzten Flügeln kletterten die Masten hinauf und lösten die Segel, die sich nun im aufkommenden Wind

langsam mit Luft füllten. Das größte Segel am Großmast zeigte das Symbol der Wächter.

„Kommst du?“

Linh! Er hatte in seiner Faszination vergessen ihr weiter zu folgen. Ungeduldig stand sie neben ihm und tadelte Jebelle mit einem strengen Blick. Er eilte in ihre Richtung und folgte ihr durch eine recht hohe Türe in die Offizierskabine am hinteren Ende der Galeone. Der Raum war hoch, hatte drei beeindruckend große Fenster auf der Rückseite, eine große Seekarte war an einer der Wände aufgehängt. Am Boden lag ein roter Teppich aus, der eine Bordüre aus ockerfarbenen Fransen besaß.

Sie setzte sich an den dunklen hölzernen Schreibtisch, der in der Mitte des Raumes stand und bedeutete ihm, sich auf einem der Gästestühle zu setzen. Die Stühle waren aus demselben dunklen Holz geschnitzt wie der Tisch, die Sitzfläche war mit einem samtigen Kissen ausgestattet. Jebelle kam nicht umher, sich ein bisschen deplatziert zu fühlen.

„Mein Junge, du behauptest ein Schüler des Tempels in Steinhagen zu sein. Hast du irgendeinen Beweis dafür, dass du der bist, der du behauptest zu sein?“

Obwohl er ihr geholfen hatte, Maei zu retten, fühlte Jebelle sich nun wie im Verhör, als wäre er ein Verbrecher. Natürlich hatte sie recht, er sah nicht aus wie ein Wächter, die Kleidung war ihm ja schließlich bei der Ankunft in Destel abgenommen worden.

Destel, die Stadt, die nun nur noch eine Ruine war. Sein Magen verkrampfte sich beim Gedanken daran, doch nun konnte er für die Stadt nichts mehr tun.

Er stand auf und öffnete die Knöpfe seines Hemdes. Vorsichtig legte er es auf den Stuhl und zeigte Lih seine Schulter. Dort war ihm mit gefärbten Nadeln das Symbol der Wächter unter die Haut gestochen worden, ein offener Kreis mit einer Linie nach oben und drei Strichen zu den anderen Seiten. Er hatte diese Kennzeichnung bekommen, als er zum Schüler ernannt worden war.

Lih nickte anerkennend und lockerte spürbar auf. Sie beugte sich nach vorne, nun stand ihr die Neugierde ins Gesicht geschrieben.

„Wie kommt ein Wächter hier auf dieses Land?“

„Ich...“

Jebelle stammelte. Egal, was er sagen würde, er hatte einen Fehler gemacht. Er hätte nie in Nderis sein dürfen, und vermutlich durfte er auch von diesem Land hier nichts wissen. Also musste er wohl die Wahrheit sagen.

„Ich habe mit einem Freund Nderis besucht, und am Hafen bin ich in die See gefallen. Die Strömung hat mich bis hier nach Sithera gezogen.“

Sein Gegenüber lehnte sich wieder zurück und berührte mit dem unverletzten Zeigefinger der linken Hand das Kinn.



„Sithera, du kennst den Namen der Insel. Und du weißt auch, dass Joston persönlich veranlasst hat, sie von allen Karten zu streichen?“

Jebelle schüttelte den Kopf. Er hatte nicht gewusst, dass der große Joston selbst das entschieden hatte.

„Von Sithera aus“, begann Linh zu erzählen, „wurde der Aufstand vor fünfhundert Jahren angezettelt. Nachdem die Rebellen geschlagen waren, nahm Joston aber keine Rache an den Bewohnern dieser Insel, dafür war er zu gnädig. Er hat aber für alle Zeit verboten, dass diese Insel mit der Bevölkerung von Mecia, dem Hauptkontinent, zusammenkommt.“

Sie atmete kurz durch und faltete die bandagierten Hände zusammen.

„Jebelle, ich gehe davon aus, dass du kein Unrecht getan hast. Daher bist du kein Gefangener. Allerdings wird es eine Weile dauern bis wir wieder in Mecia sind. Wir können mit der Obel hier nicht gegen die Strömung segeln, dafür ist sie zu langsam und schwerfällig. Wir müssen nach Osten und dann an der Südküste entlang reisen bis wir in Hrvic anlegen können. Diese Reise wird einige Wochen dauern, und ich möchte, dass du dich um unseren Gast kümmerst und sie versorgst.“

„Was wird mit ihr geschehen?“

Maei war die Bürgermeisterin von Destel. Und offenbar hatte sie schweres Unrecht begangen, wenn die Wächter ein Schiff dorthin sandten um ihre Stadt zu vernichten.

„Sie hat die Schmuggelei zwischen Mecia und Sithera organisiert, das ist ein schweres Vergehen. Sie wird sich in Coaress dem Gericht stellen müssen, dort wird entschieden was mit ihr geschieht.

Doch zuerst muss sie wieder gesund werden, denn das Gesetz von Joston ist gerecht, und sie soll gut behandelt werden.“

Nun stand sie auf und ging zur Seekarte an der Wand.

„Schau.“, sagte sie und auch Jebelle ging zur Karte.

„Wir werden in Hrvic anlegen und auf dem Götterweg in Richtung Cobalton reisen. Von einer Gabelung aus werden wir dann auf eine kleinere Straße wechseln und nach Steinhagen reisen. Ich werde dort mit dem hohen Wächter sprechen, damit du wieder nach Hause kommst. Maei nehmen wir mit, und unsere Entourage wird sich eine Weile am Steintempel aufhalten. Schließlich reisen wir über eine schmale Passstraße über die Berge, die Ausica umgeben zurück nach Coaress im Zentrum der Welt.“

Jebelle sah fasziniert auf die Wege und Orte, die ihm alle so unbekannt waren. Linh jedoch ließ ihn nicht lange in seinen Gedanken weilen.

„So, und nun geh zu Meister Emons, dem Heiler, und lass dir erklären was zu tun ist, damit es Maei wieder besser gehen kann.“

Jebelle nickte und lief los.

Es dauerte eine Weile, bis er den Weg zurück zum Raum des Heilers gefunden hatte. Diesmal war er ganz alleine im Korridor und erst nach einer kleinen Pause reagierte Meister Emons auf Jebelles Klopfen mit einem „Herein.“

Jebelle trat vorsichtig in das Behandlungszimmer und fühlte sich sofort wieder an den Schmerz erinnert, den er immer noch in seinen Händen fühlte. Auch wenn er zugeben musste, dass die Heilung mit der Salbe, die der Meister nach der Jodbehandlung aufgetragen hatte, wirklich scheinbar schon eingesetzt hatte.

Der Heiler sah Jebelle mit ernsten Augen an.

„Was kann ich für dich tun?“

„Die hohe Wächterin Garan schickt mich, ich soll mich um die verletzte Person kümmern, die hereingebracht wurde.“

Emons nickte, blickte aber weiterhin ernst drein.

„Wunderbar. Es freut mich, dass sie jemanden gefunden hat, der sich um das arme Ding kümmern kann.“

Er stand auf, ging zur Schrankwand hinter sich und holte eine Kiste heraus.

„Hast du grundlegende Erfahrung im Anlegen von Verbänden und der Krankenpflege?“

Jebelle nickte. Er half oft in Steinhagen aus, wenn sich jemand im Dorf verletzt hatte.

„Gut. du wirst dich ab jetzt rund um die Uhr um die Dame kümmern. Meine Ärzte haben schon dafür gesorgt, dass ihre schlimmsten Wunden genäht und die Knochenbrüche bandagiert wurden. Du wirst keine ärztliche Behandlung vornehmen. Verstanden?“

Erneut antwortete Jebelle nur mit einem Nicken. Dieser Heiler flößte ihm beinahe genauso viel Respekt ein wie Linh.

„Deine Aufgabe ist es sie zu wenden, damit sie sich nicht wundliegt. Du wirst ihre Verbände regelmäßig wechseln und wirst ihre Ausscheidungen entsorgen. Außerdem reinigst du sie täglich. Einer der Ärzte erwartet dich in ihrer Kajüte. Sie ist genau unter diesem Zimmer, die Treppe ist rechts den Gang hinunter.“

Er übergab Jebelle die Kiste.

„Hier sind Verbände und Salben drin, die zwei bis drei Tage halten sollten. Hast du alles verstanden?“

„Ja, verstanden“, antwortete Jebelle knapp.

„Nun gut, dann geh. Kümmere dich um sie!“

Jebelle drehte sich um und öffnete die Türe, während er die Kiste auf seinem linken Unterarm balancierte.

„Warte noch!“

Emons sah ihn mit einem mitleidigen Gesichtsausdruck an.

„Sie... sie sieht schlimm aus. Ihre Flügel wurden abgebrochen, die junge Frau hat üble Wunden. Deine Aufgabe ist unangenehm, aber ich bin dankbar, dass du sie machst. Ohne Pflege läuft sie Gefahr zu sterben. Sorge für sie, ja?“

Nun lag es also an ihm, die Frau zu pflegen, vor der er noch einige Tage zuvor Angst hatte. Doch er erinnerte sich daran, dass er als Wächter helfen sollte, und dieser Aufgabe würde er gerecht werden.

„Natürlich. Ich gebe mein Bestes“, antwortete er daher wahrheitsgemäß.

## Prolog III | Selbstgeißelung

Das Land, das er für sich erwählt hatte, war weit. Weit, einsam und still. Sicherlich, es gab die große Stadt Coaress, doch die war am anderen Ende des Sees, am südlichen Ufer des länglichen, schier endlosen und ruhigen Gewässers. Weit im Osten lag sein Tempel, das Zentrum seiner Macht, in der er sein Reich seit schier endlosen Zeiten regierte.

Doch abgesehen von diesen beiden Zentren der Macht, welche doch über die Geschicke von Parmacia entschieden, war es hier ruhig. Schon lange hatte Joston die Einsamkeit gewählt, hatte den Kontakt mit Untertanen, die doch immer wieder starben, gerade als er eine Bindung zu ihnen aufbauen konnte, auf das notwendigste reduziert.

Joston fühlte sich den ewigen Wächtern zugeneigt, diesen unsterblichen Existenzen, welche sogar auf Wesen wie ihn herabschauen konnten, da seine Äonen spannende Lebensdauer für sie nur ein Windhauch auf den Weiden der Ewigkeit darstellten. Sie gaben ihm die Anweisungen, wie er seine Welt zu führen hatte, sie alleine bestimmten, nach welchen Regeln das Leben in seinen Welten zu funktionieren hatte.

Er schlenderte am Ufer seines Sees entlang, sah in die Weite, bis der See scheinbar eine sanfte Biegung nach oben machte und im Nebel der Atmosphäre verging. Manchmal war die Luft so rein hier in seinen Weiden,

dass er meinte, das gegenüberliegende Ufer sehen zu können. Natürlich hatte er manchmal schon den tagelangen Marsch auf sich genommen und war um den ganzen See herum gewandert. Er hatte auch schon eine jede Stadt seiner Welt besucht. Joston kümmerte sich um seine Mal'ach, er sorgte sich um sie, und er hatte auch eine Ewigkeit Zeit, sich um seine Aufgabe zu kümmern.

An diesem Tag suchte Joston einen bestimmten Ort, einen breiten, großen Findling, der bis weit über das Ufer in den See hineinragte. Es war Sommer, das Zentralgestirn leuchtete hell vom Himmel und sorgte schon an diesem frühen Morgen für angenehme Temperaturen. Auch der Stein, auf den sich Joston nun langsam setzte, war bereits von der Sommerhitze angewärmt.

Es war ein schöner Tag, doch ihm stand nicht der Sinn danach, diesen schönen Tag zu genießen.

Manchmal, wenn er wieder über Wochen weitgehend alleine in seinem Tempel residierte und allenfalls etwas Schreibarbeit zu erledigen hatte, seine Zofen und Diener zu Hause waren und Joston sich mit nichts Anderem außer sich selbst beschäftigen musste, kam die Erinnerung wieder hoch.

Die Erinnerung an die fürchterlichste Ungerechtigkeit, die er begangen hatte. Der Mord an Milliarden und Abermilliarden von Lebewesen, das Massaker von Etheria.

Hier saß er nun, zog sein Hemd aus und befand sich nur mit einem um die Hüften gewickelten Tuch auf dem Stein. Meditierend, im Schneidersitz. Joston achtete auf eine regelmäßige Atmung, er legte die Hände auf die Knie und versuchte, mit seiner Welt, mit seinem Parmecia zu verschmelzen.

Stunde um Stunde verbrachte er in dieser Position, er schloss die Augen und fühlte, wie es Abend wurde. Auf den Abend folgte die Nacht, und als der Morgentau sich auf seiner Haut bildete, sah er hinter dem Schleier seiner geschlossenen Augen das Licht des Tages, das sich nun wieder ausbreitete.

Doch es half nichts. Die Schuld nagte an seinem Gewissen, und er würde seine Welt nicht gerecht und mit kühlem Kopfe führen können, wenn er sich immer an das Elend erinnerte, das er verursacht hatte.

„Dieser verdammte Eding mit seinen Ideen“, kam in seinen Kopf. Doch Joston musste sich eingestehen, dass Eding keine Schuld an dem Massaker gehabt hatte. Er, Joston, hatte Angst davor gehabt, dass die Gedanken, die Eding in seiner Welt verwirklicht hatte, auf seine Einflussgebiete übergriffen. Und wie war er in seinen Ängsten bestätigt worden, als plötzlich einige seiner Provinzen die Entscheidungen in Frage stellten. Entscheidungen, die er persönlich getroffen hatte. Anmaßend! Unverschämt!



Niemals jedoch würde er sich verzeihen können, die ganzen unschuldigen Seelen vernichtet zu haben, welche in Edings Welten existiert hatten.

Joston drehte sich um und griff in die Tasche, die er mitgebracht hatte. Natürlich hatte er schon vermutet, dass Meditation alleine seinen inneren Frieden nicht wiederherstellen würden, doch gehofft hatte er dies allemal.

Er atmete noch einmal durch, als er die schweren Geißeln aus der Tasche nahm. Sie hatten einen kurzen Griff aus gebundenem Leder und Holz, die Peitschen selbst waren aus harten Lederseilen und am Ende mit kleinen dornenbesetzten Metallkugelchen versehen.

In jeder Hand hielt Joston nun eine der Geißeln, stand auf und sah über den See.

„Frieden. Frieden und Gerechtigkeit für alle Lebewesen!“

Wie ein Mantra sprach er diesen Satz einige Male aus, bevor er mit beiden Armen begann, die kurzen Peitschen abwechselnd auf seinen Rücken zu schlagen. Der Schmerz durchzog sich durch seinen Körper und erinnerten ihn daran, dass er trotz aller Göttlichkeit kein unverletzliches Wesen war. Er lebte wie alle seine Untertanen, und er lebte wie die Seelen in Etheria, Midgard und Hel, die es doch so sehr verdient hatten, zu leben.

„Frieden! Frieden! FRIEDEN!“, rief er bei jedem schmerzhaften Schlag.

## 9 Jebelle | Krankenpfleger

Nachdem er seine Sachen in die kleine Kammer legen durfte, die ihm zugewiesen worden war, sollte Jebelle sich mit dem Heiler treffen, der auf ihn in Maeis Krankenzimmer auf ihn warten sollte.

Jebelles eigene Kammer war finster, es roch schimmelig und die Luft war schlecht. Doch immerhin hatte er ein Zimmer für sich. Die Reise würde zwei Wochen in Anspruch nehmen. Bei der anstrengenden Arbeit, die ihn erwartete, konnte er sich glücklich schätzen, dass er eine Schlafstatt für sich hatte. Auch wenn es in diesem Schiff nie ganz leise war. Überall hörte er Stimmen aus den Quartieren und von Deck, die Obel wand sich auf See und ständig knarzte irgendwo irgendwas.

Jebelle hatte wieder die Kleidung als Schüler der Wächter erhalten, in den weißen Roben fühlte er sich wohl. Die Alltagskleidung in Destel passte nicht zu ihm, er hatte sich schließlich dazu verschrieben, ein Wächter auf Parmacia zu werden. So atmete er tief durch und verließ die Kammer, nur um gleich in der nächsten Türe im engen Gang wieder einzutreten. Es war das Krankenzimmer von Maei.

Im ersten Moment musste Jebelle das Gefühl unterdrücken, zu erbrechen. Maei sah fürchterlich aus, sie war in blutige Verbände gewickelt, und ihre aschgrauen Flügel lagen blutverschmiert hinter ihr in

einer Kiste. Es roch nach Körperflüssigkeiten, der Gestank war beinahe nicht zu ertragen.

Jebelle hatte vor Schreck gar nicht gesehen, dass noch jemand im Raum war. Es war eine ältere Dame von rundlicher Statur, ihre hellen Flügel schimmerten gelblich im Licht der Lampe, die hin- und her baumelnd an der Decke hing.

„Ah, die angekündigte Unterstützung.“

Das freundliche Gesicht der Dame hellte Jebelles Stimmung auf. Dennoch erdrückte ihn das Mitleid mit Maei beinahe. Er hatte sie nur kurz kennen lernen können und am Anfang hatte er eine fürchterliche Angst vor ihr empfunden, doch sie hatte als Anführerin ihren Fehler erkannt und sich sogar bei ihm entschuldigt. Nun aber lag sie verletzt und beinahe im Sterben hier auf dem Bett in der kleinen Kajüte.

„Mein Name ist Herez, und ich bin die Krankenschwester hier in diesem Teil des Hospitalbereichs. Du sollst dich also um die Wundpflege der jungen Dame hier kümmern?“

Jebelle nickte. „Ja. Dafür wurde ich eingeteilt. Ich bin Jebelle Toresson.“

Die Dame lächelte ihn noch ein bisschen fröhlicher an.

„Das ist sehr schön. Du siehst, unsere junge Patientin hier ist ziemlich schwer verletzt. Sie hat in den Ruinen des Hauses ihre Flügel verloren, wir haben sie nur mitgenommen, damit sie sich später von dem Teil ihres

Körpers verabschieden kann. Dazu werden sie noch gereinigt und getrocknet.“

Jebelle kannte diese Tradition. Auch wenn den meisten Mal'ach im Leben die Flügel als Belastung vorkamen und manche Berufe sogar erforderten, dass sie bis auf kleine Stummel verkürzt wurden, so war es doch ein Zeichen der hohen Geburt als göttliches Wesen, und jede Person ohne Flügel wurde so betrachtet, als wäre sie in der Gesellschaft weniger Wert.

„Doch diese Flügel sind nicht mehr das Problem. Das Mädchen hat schwere Knochenbrüche, die geschient wurden, soweit möglich. Außerdem erlitt sie unzählige Schnitt- und Fleischwunden, die wir gereinigt und verbunden haben. Wir müssen verhindern, dass sich etwas entzündet.“, fuhr Herez fort.

Sie deutete auf einen Verband, durch den Blut und Eiter durchschimmerten.

„Aber du siehst, die Heilung ist noch ganz am Anfang. Deswegen zeige ich dir jetzt, wie du die Verbände wechselst. Das musst du jetzt die nächsten Tage zwei Mal am Tag machen. Wechsle aber den am Kopf nicht. Dort wurde sie schwer getroffen, ihr Haupt muss geschützt bleiben.“

Langsam wickelte Herez die Mullbinden von Maeis zerschundenem Körper. Auch wenn die junge Frau nicht bei Bewusstsein war, so wurde ihr Atem nun unruhiger.

„Die Mullbinden legst du in den Eimer und bringst sie mir, das Schwesternzimmer des Hospitalbereichs ist nach links den Gang hinunter und mit einem roten ‚X‘ gekennzeichnet. Dann tupfst du die Wunden hier mit diesem Reinigungstuch ab. Sauberes Wasser bekommst du auch von mir im Schwesternzimmer.“

Jebelle versuchte, darauf zu achten, wie Herez die Wunden reinigte, doch sein Körper spielte ihm üble Streiche. Er sah auf den Körper von Maei, verletzt und geschunden, und trotzdem war sie so wunderschön. Er hatte noch nie eine Frau ohne Kleider gesehen, und auch wenn sie hier voller Wunden war, war ihr Anblick doch etwas Besonderes für ihn.

Seine Knie wurden weicher, der Schweiß stand ihm auf der Stirn und seine Hände begannen zu Zittern. Ein seltsames Verlangen stieg in ihm auf, und er musste sich auf den kleinen Schemel in der Ecke des Zimmers setzen, um sich Herez nicht gänzlich zu offenbaren.

„Ja, sie sieht fürchterlich aus. Aber man gewöhnt sich daran. Sei stark!“

Er nickte und versuchte, so gut er konnte, so zu tun als würde er sich beim Anblick der Wunden so schlimm fühlen. Dennoch musste er sich doch konzentrieren, denn Maei war ernsthaft verletzt und es lag in seinen Händen, dass es ihr wieder besser erging. So hielt er durch und half Herez dabei, frische Verbände über die Verletzungen zu wickeln.

Die Krankenschwester griff unter das Bett und holte noch ein größeres, dickeres Tuch. Dieses wickelte sie um Maeis Becken.

„Du wirst ihr Wasser zu trinken geben und Suppen zum Essen. Irgendwo hin müssen ihre Ausscheidungen. Bitte wechsele diese Tücher regelmäßig und reinige die Dame, ja?“

Jebelle bemühte sich, neutral und ruhig zu nicken.

Als Herez den Raum verließ, atmete Jebelle noch einmal tief durch und begann so gut wie möglich, das eben erlernte Wissen auf den geschundenen Körper von Maei anzuwenden. Es würde nicht leicht werden.

In den nächsten Tagen stellte sich für Jebelle langsam ein Rhythmus ein. Im wankenden, stickigen und finsternen Bauch der Obel verband er Maei neu, reinigte sie und flößte ihr langsam und vorsichtig die Nahrung ein. Auch wenn sie nie ansprechbar war, so reagierte sie doch, wenn er ihr einen Trinkschlauch an den Mund hielt und schlürfte langsam vom Löffel die Suppe.

Wenn es wieder unerträglich war, sie anzusehen, flüchtete Jebelle kurz an das Oberdeck. Er achtete darauf, niemandem im Weg zu sein und suchte sich den Weg zur Reling. Meist war es dunkel, wenn er nach oben ging, und er sah in die Weite der See, die vom gegenüberliegenden Licht des Tages in der Sphäre, die Parmacia war, sanft erleuchtet wurde.

Nachdem er wieder einmal auf Deck durchgeatmet hatte, um seinen Kopf und Körper zu beruhigen, war es an der Zeit, wieder nach Maei zu sehen. Es war eine Aufgabe, die ihn den ganzen Tag lang beschäftigte. Mittlerweile war die fünfte Nacht der Reise angebrochen, und es würde noch einige Tage dauern, bis sie den Hafen von Hrvic erreichen würden. Jebelle hoffte, dann von dieser Aufgabe erst einmal befreit zu werden, denn die Pflege setzte ihn nicht nur seelisch unter Druck, sondern laugte ihn auch körperlich aus. Jebelle hatte großen Respekt vor Heilern und Krankenpersonal, die ständig mit dem Tod um das Leben von anderen ringen mussten.

Maei schlief ruhig, ihre Verbände waren das erste Mal nicht mehr durchgeschwitzt und blutig. Sie schien tatsächlich langsam zu verheilen. Auch das Tuch um ihr Becken war nicht nass oder roch nicht übel, so dass Jebelle sich auf den Stuhl in der Kammer setzen und erst einmal durchatmen konnte.

In dem Regal, das neben ihn an die Kajütenwand geschraubt war, lagen Maeis Flügel. Herez hatte sie gereinigt und getrocknet, und nun lagen die aschgrauen Schwingen zusammengebunden in einer Kiste. Jebelle stand auf, nahm die Kiste und legte sie auf seinen Schoß. Vorsichtig fuhr er mit der Hand durch die Federn. Es war ein seltsames Gefühl, er hatte noch nie einen abgetrennten Flügel gesehen.

Die Neugierde wurde immer stärker und so hob er den oberen Flügel aus der Kiste heraus und betrachtete ihn

genauer. Letztendlich waren die Flügel nur ein weiteres Paar Arme, die anders gewachsen und mit Federn bedeckt waren. Das Interesse wurde immer größer, Jebelle drehte ihn um, damit er sehen konnte wie der Knochen eigentlich aussah, der den Flügel mit den Schulterblättern verband. Es war ein rundlicher Knochen mit einem Gelenk daran.

Irgendetwas war seltsam. In diesem Knochen waren lauter kleine Löcher drin, die man leicht übersehen konnte. Aber sie waren zu regelmäßig, als dass sie einen natürlichen Ursprung haben konnten. Vielleicht hatte Herez sie beim Reinigen hineingebohrt, damit sie später aufgehängt werden konnten? Doch Jebelle erinnerte sich, sie hatte nur erwähnt, dass die Flügel in einer Lauge gewaschen wurden.

„Sie sind... nicht echt.“

Jebelle erschrak ließ den Flügel wieder in die Kiste fallen, Maei sah ihn an. Er spürte, wie sein Gesicht rot anlief, hastig legte er die Kiste wieder zurück in das Regal.

„Es... ich wollte nicht...“

Sie lag auf dem Rücken und hatte ihm den Kopf zugewandt. Maei lächelte. Es war ein freundliches, seliges Lächeln. Ihr Gesicht war wirklich hübsch, schmal und zierlich, trotz der Narben. Als sie in Destel über ihm gestanden war und ihn finster angefunkelt hatte, wirkte es so gänzlich anders.

„Komm her, bitte.“



Jebelle nahm den Stuhl und rutschte näher zu ihr. Sie war in die Verbände gewickelt und lag unter einer Decke, sodass nichts von ihr entblößt wurde, und dennoch wurde er wieder so nervös, zittrig und unsicher wie sonst, wenn er ihre Verbände wechselte. Es wurde noch verstärkt, als sie ihre Hand unter der Decke hervorschob und seine eigene Hand suchte. Ihre Hand war warm und fühlte sich gut an. Jebelle war erleichtert, dass es ihr wieder besserging. Dennoch zitterte er wieder am ganzen Körper.

Sein Anblick brachte Maei zum Kichern.

„Du bist wirklich niedlich.“

„I... ich bin niedlich?“, entfuhr es ihm.

„Danke, dass du mich so gut pflegst, selbst wenn es dir so schwerfällt.“

Jebelle schüttelte den Kopf.

„Es... fällt mir schwer? Dich zu pflegen? Nein, ich... das mach ich gerne!“

„Hattest du schon eine Freundin?“

Sie machte ihn immer unsicherer. Jebelle wollte in ihrer Nähe sein, ihre Hand halten, doch dieser Moment behagte ihm nicht. Er wusste nicht, wie er zu reagieren hatte.

„Nein, noch... noch nicht.“

Erneut kicherte Maei. Jebelle wollte nicht ausgelacht werden. Er wusste doch selbst nicht, was gerade geschah. Maei bemerkte das und sah ihn nur noch freundlich lächelnd an.

„Hör zu... Du bist ein ganz besonderer Junge. Ich danke dir noch einmal. Ich bin einige Male aufgewacht und konnte dich beobachten, du musstest wirklich mit dem Verlangen kämpfen, nicht wahr?“

„Ja, aber... ich weiß nicht, was das ist“, gab er schließlich zu.

„Du musst dir keine Sorgen machen. Es ist normal für einen jungen Mann beim Anblick einer nackten Frau nervös zu werden. Ich nehme es... als Kompliment.“

Sie hustete. Es ging Maei offensichtlich noch nicht gut genug für ein langes Gespräch. Jebelle aber war glücklich, dass sie ihn offenbar verstand, auch wenn er nicht wusste was genau sie gesehen hatte.

„Die Flügel...“, begann sie, spürbar geschwächt.

Jebelle sah kurz zu ihnen hinüber.

„Sie sind nicht echt. Ich... ich hatte nie Flügel.“

Nun verstand er.

„Wie Tayinn? Du wurdest ohne Flügel geboren? Aber heißt das, du hast dir falsche Flügel an deinen Körper befestigen lassen? Das muss doch weh tun!“

Maei atmete einmal tief durch.

„So.... ungefähr wie bei Tayinn, ja.“

Ihre Augen wurden schwerer.

„Je... Jebelle war dein Name? Du hast ein reines Herz... beschäftige dich nicht zu viel mit mir, ja? Es tut dir nicht gut. Geh wieder... nach Hause...“

Mit diesen Worten schlief sie wieder ein.

Jebelle wechselte später am Abend noch einmal ihre Verbände. Diesmal kam es ihm gar nicht mehr so seltsam vor, und auch sein Körper spielte ihm keine Streiche mehr. Ihre Worte gaben ihm zu denken. Nur weil er in Nderis in das Meer gefallen war, hatte er das hier erlebt. Für ein normales Leben waren diese Tage Abenteuer genug. Jebelle nahm sich vor, ein Mädchen zu finden, wenn er wieder zu Hause war. Schließlich war er nun alt genug, ein eigenes Leben zu beginnen und auch seine Ausbildung würde nicht mehr allzu lange andauern.

Er war durch dieses Abenteuer wirklich erwachsener geworden.

Schließlich war Maei wieder verpflegt und Jebelle ging früh zu Bett.

Einige Tage darauf wurde Jebelle durch Hektik an Bord geweckt. Er sah kurz nach Maei, die noch schlief. Ihre Verbände waren noch sauber, sie sah schon viel gesünder aus. Er wollte hoch an Deck gehen, doch einer der Seemänner hielt ihn davon ab, die Treppe zu besteigen.

„Wir legen jetzt dann an, bitte bleib hier unten, du würdest oben nur stören“, sagte er freundlich, aber bestimmt.

Und so beschloss Jebelle, bei Maei zu warten. Sie war wach, als er ihre Kajüte betrat.

„Bald ist es soweit, nicht wahr?“, fragte sie ihn.

„Ja, wir legen gleich an.“

„Bitte... hilf mir“, sagte sie und streckte Jebelle ihren Arm entgegen. Er verstand und half ihr, sich aufzusetzen.

„Geht es? Hast du Schmerzen?“

Maei verzog den Mund zu einem schiefen Lächeln.

„Wenn es danach geht... mir tut alles weh. Aber ich denke, ich kann sitzen und auch gehen.“

Sie zwinkerte ihm zu und nun wurde ihm doch wieder etwas flau im Magen.

„Wenn mich ein starker Mann stützt. Und mir in Kleidung hilft.“

Herez hatte einen weiten Mantel vorbereitet, in den Maei schlüpfen konnte. Auch die Krankenschwester war der Meinung, dass Maei selbst das Schiff verlassen konnte. Sie hatte am Vorabend noch einmal nach der verletzten jungen Frau gesehen und befand ihren Heilungsprozess für gut.

„Was machen sie mit mir?“, fragte Maei schließlich, als sie im Mantel auf ihrem Bett saß und wartete, dass das Schiff endlich anlegen konnte.

Jebelle wollte sie nicht anlügen.

„Zusammen mit Linh gehen wir zu mir nach Hause, dort bleibt ihr noch einige Tage und dann wird dir in der Hauptstadt der Prozess gemacht.“

Maei schnaubte.

„Das haben sie ja geschickt eingefädelt...“

„Was meinst du?“

Die junge Frau aber lächelte und schüttelte den Kopf.

„Wie schon gesagt, es ist besser für dich, wenn du dich nicht zu viel mit mir beschäftigst. Ich bin eine Gefangene, eine Schmugglerin, und mein Schicksal wartet.“

Jebelle protestierte.

„Dein Schicksal? Schmuggel ist ein schweres Vergehen, aber du hast es ja nicht böse gemeint. Du wirst sicher nur ein paar Jahre in einen Kerker wandern!“

Sie hob ihren Arm und streichelte Jebelle über die Backe. Dann zog sie seinen Kopf zu sich und küsste ihn auf die Wange.

„Danke. Aber nun sollten wir nicht mehr über mich reden.“

Jebelle war unendlich verwirrt, wusste nicht was er sagen oder tun sollte und saß wie angewurzelt auf seinem Stuhl.

Erst das Klopfen von Herez an der Tür riss ihn aus seiner Lethargie.

„Jebelle? Bring sie heraus, wir haben angelegt!“

Herez öffnete die Tür und betrachtete Maei, die sich auf Jebelle stützte. Die Krankenschwester lächelte die verletzte Frau an und sah dann zu Jebelle.

„Danke, du hast ihr gut geholfen.“

Jebelle indes nickte nur zur Antwort und half Maei vorsichtig auf dem Weg zum Korridor.

Als er mit seinem Schützling die Krankenschwester passierte, flüsterte ihr Maei ein „Danke... danke Herez“ zu.

Die Krankenschwester nahm nur kurz Maeis Hand und blieb im Zimmer stehen.

## 10 Maei | Auf dem Weg zum Steintempel

Das musste sie Jostons Schergen anerkennen, Maei wurde nicht wie eine Gefangene behandelt. Sie durfte in dem kleinen Tross, der sich vom Hafen der Stadt Hrvic in Richtung des sogenannten Steintempels bewegte, ohne Fesseln oder andere Hindernisse mitgehen.

Andererseits war es auch nicht gerade so, als hätte sie einfach so fliehen können. Anfangs war sie noch geschwächt von den Verletzungen gewesen und fuhr die meiste Zeit im Wagen eines Fuhrwerks mit, das die Gruppe begleitete.

Danach wurden die Fluchtmöglichkeiten aber auch nicht vielfältiger, selbst als es ihr besser ging. Sie durfte Kleidung tragen, ja, aber alles, was sie als Waffe hätte benutzen können, wurde ihr genommen. Sogar Messer und Gabel musste sie nach jedem Mahl wieder abgeben. Doch sie musste fliehen. Sie konnte Joston nicht unter die Augen treten.

Schon in Destel hatte sie in einem verzweifelten Moment versucht, das Weite zu suchen. Nur das einstürzende Haus hat verhindert, dass jemand ihren Fluchtversuch bemerkte. Die Trümmer brachen über Maei herein, noch bevor sie wirklich hatte loslaufen können. Sie war so dumm gewesen, beinahe hätte sie riskiert, dass diese übermotivierte Befehlsempfängerin Linh auch andere Dörfer in Sithera in Brand gesetzt hätte. Doch tief in ihr ist die Angst so groß, ihm gegenüberzutreten. Über viele

hunderte von Jahren war Maei zu einer starken, selbstbewussten Anführerin geworden. Ihr Hass auf Joston und diese Welt, die er geschaffen hat, war so groß. Doch tief in ihrem Inneren fürchtete sich davor, ihm noch einmal unter die Augen zu treten. Noch immer pulsierten die Narben, die sich über ihren ganzen Körper zogen, wenn sie daran dachte, ihn wiederzusehen.

„Maei? Geht es dir wieder schlechter?“

Sie versuchte, die negativen Gedanken abzuschütteln. Neben ihr ging Jebelle. Der gute, so nervöse Junge Jebelle. Was fühlte sich Maei schlecht, dass sie ihn am Anfang so angegriffen hatte. Doch alleine beim Anblick der Uniform des jungen Mannes war in ihr ein Feuer entfacht worden, für das sie sich im Nachhinein schämte. Er konnte ja nichts dafür.

Maei lächelte ihn an. Es war jetzt nicht an der Zeit, sich mit der Angst vor Joston verrückt zu machen. Immerhin hatten sie noch einige Wochen Reise vor sich, es waren erst wenige Tage vergangen seit sie in Hrvic aufgebrochen waren. Irgendwas würde ihr noch einfallen. Bald würden es vierhundert Jahre werden, in denen sie sich vor Joston versteckt hatte. Sofern Joston sie überhaupt gesucht hatte, vielleicht dachte er ja auch, sie sei tot. Doch nun dachte sie schon wieder an den blonden, unheimlichen Mann.

„Nein Jebelle, es ist alles gut.“



Sie streckte ihre Hand aus und wuschelte ihm durchs Haar. Es war ihr zwar bewusst, was sie dadurch in ihm wieder auslösen würde, doch dachte Maei, dass das sicherlich ein angenehmes Gefühl für ihn sein musste. Schließlich hatte sie gesehen, wie er auf sie reagiert hatte. Es war ein seltsames Gefühl und dennoch hatte es ihr auch ein bisschen geschmeichelt. Es war etwas Abwechslung in ihrem Leben. Dem Leben, in dem sie so wenig von dem erreicht hatte, was ihr wichtig war.

Auch der Aufenthalt in Hrvic Stadt war eine solche Ablenkung. Die Stadt war schön, groß und in ihren mächtigen Stadtmauern toll anzusehen. Die Häuser waren zwar zumeist heruntergekommen oder sogar verlassen, doch strahlte die Stadt eine Macht aus, die sie beeindruckte. Maei stellte sich vor, wie einst Gilyani hier angelegt hatte und mit den vereinten Streitkräften von Sithera und Hrvic gegen den Anführer der Welt in den Krieg gezogen war.

Nun lag die Stadt verwundet am südlichen Ufer von Mecia, dem Hauptkontinent, doch sie lebte. Und auch wenn die Mal'ach in Armut lebten, so lebten sie doch stolz und versuchten, ihre Stadt noch zu erhalten, auch wenn sie dies eigentlich gar nicht wirklich durften. Schließlich war Baumaterial so knapp rationiert, dass kaum etwas zur Erhaltung der Substanz übrigblieb. Ganz anders musste das in der großen Hauptstadt sein, die von Jostons Gnaden errichtet wurde.

Der Weg, den sie beschritten, wurde als Götterweg bezeichnet. Eine große, breite Straße die sich einmal um den ganzen, riesigen Hauptkontinent zog und alle Hauptstädte der Ländereien miteinander verband. Er führte von Hrvic genau zur Hauptstadt, doch nun befand sich die Gruppe vor einer Gabelung.

Zur Linken führte der Götterweg weiter auf eine Hügelkette zu. Die Straße war breit und gepflastert, und in der Hitze dieser Tage flirrte die Luft über den Steinen. Das Gras ringsum war schon ausgetrocknet, die Bäume zeigten sich in dunklem Grün. Der südlichste Rand des Kontinents war eine der heißesten Gegenden dieser Welt, in der die Nadelwälder schon früh im Jahr ihr Sommerkleid trugen. Die bunten Vögel, die es hier überall gab, ruhten des Tags und lärmten in der Nacht. Größere Tiere sah man kaum, aber viele kleine bunte Echsen und Insekten. Die Trockenheit erinnerte sie an den südlichen Rand ihrer alten Heimat.

Erneut atmete Maei durch. Rechts führte ein staubiger Pfad zwischen ausgetrocknete Pflanzen hinein in den lichten Wald. Er war viel unebener als der Götterweg und kaum breit genug für die Kutsche, in der die Gruppe ihren Proviant mit sich führte. Doch Linh deutete auf die Weggabelung und alle folgten ihr ohne Widerworte. Der angenehmere Teil der Reise war wohl nun vorbei.

Wenige Stunden, nachdem die Gruppe den schmalen Weg betreten hatte, öffnete sich der Wald zu beiden Seiten und gab Platz frei für eine Lichtung. Anfangs

dachte Maei, dass dieses staubige Rund zwischen den Bäumen natürlich entstanden war, dann erkannte sie aber die niedrigen Mauern, welche den Platz umrahmten.

Entweder war dies einst ein Gebäude gewesen, oder dieser Ort war von jeher als Raststation gedacht. In jedem Fall bot er genügend Platz, dass Linh und ihre Männer die Zelte aufbauen und die schwere Kutsche von dem Ochsen lösen konnten, der es zog. Maei erklärte sich bereit, Feuerholz zu suchen und Jebelle wurde an ihre Seite gestellt, damit sie nicht davonzief. Sie fand das erheiternd, wo sollte sie an diesem Ort auch hinfort laufen können? Rundherum war nur trockener Wald. Würde sie hier verschwinden, würde sie der Durst in den Wahnsinn treiben.

Jebelle sagte kaum ein Wort, während ihr mit ihr die trockenen Hölzer vom Boden aufsammelte. Dieser Wald war seltsam. Es wuchsen nur Kiefernbaume, aber diese in einem Abstand von mehreren Metern, so dass es immer völlig hell war und die Bäume kaum Schatten spendeten. Der Boden war trocken und staubig, das Feuerholz brachen die Beiden von abgestorbenen Bäumen ab. In Sithera gab es keinen solchen Wald, und auch an den Orten, die sie in Mecia gesehen hatte, gab es etwas Vergleichbares nicht. Dennoch gefiel ihr die Gegend. Es war warm und hell. Die Luft roch angenehm nach den Nadeln der Bäume, ab und an hörte sie Vögel zwitschern oder Grillen zirpen.

Später am Nachmittag trafen sich Jebelle und Maei wieder mit der Gruppe. Linh saß schon an der Feuerstelle, die Zelte waren errichtet. Sie polierte den Dolch, den sie immer um den Gürtel trug. Er war sauber und offensichtlich hatte sie ihn noch nicht oft benutzt.

Linh wurde von zwei Seemännern begleitet. Ruhige, wortkarge Männer mit dunkler, faltiger Haut, grauen Haaren und zu kurzen Stummeln beschnittenen Flügeln. Sie nahmen ihr das Holz ab, schichteten es auf und zündeten die Scheite auch an. Anfangs verstand Maei nicht warum, doch als es nach Einbruch der Dunkelheit schneidend kalt wurde, war sie froh um das wärmende Feuer.

Die beiden Männer setzten sich schließlich an die beiden Enden des Weges, der den kleinen Platz durchquerte. Sie hielten Wache.

Maei spielte mit einer kleinen bunten Echse, die ihre Beine hochgelaufen war. Sie spürte das kleine Tier, als es über die schmerzenden Narben ihres linken Beines lief. Die Wunden, die ihr das einstürzende Haus in Destel zugefügt hatten, verheilten schnell. Doch diese alten Narben würde sie nie vergessen.

Das arme kleine Tierchen jedoch konnte nichts für die Verletzungen, die ihr dereinst zugefügt wurden. So ließ Maei das Wesen über ihre Handflächen krabbeln. Es hüpfte von einer Hand zur anderen, und als der Echse das Spiel zu langweilig wurde, sprang sie zu Boden und lief hinein in die Nacht.

Jebelle sah versonnen in das Feuer und briet sich noch ein Stück Fleisch, das als Proviant mitgenommen wurde.

„Warum müssen die Männer Wache halten?“, fragte Maei an Linh gewandt. Sie war einerseits tatsächlich neugierig, warum das in so einer sicheren Welt notwendig war, andererseits hatte Linh noch kein Wort mit ihr gesprochen. Die junge Frau sah entsprechend überrascht auf.

„Nun... es gibt hier größere Archurus. Sie ziehen durch die Wälder und suchen Nahrung, und da gerade Trockenzeit hier herrscht, könnten ihnen auch Mal'ach schmecken. Es ist sicherer so.“

Sie sprach so neutral, dass Maei fröstelte.

„Müssen die Beiden nicht schlafen? Sollen wir die Wache abwechseln?“

Linh schüttelte den Kopf.

„Das ist nicht notwendig. Sie wurden als Wachen angeheuert, dieser Aufgabe werden sie gerecht werden.“

Gesprächigkeit war also offensichtlich nicht ihre Stärke. Maei lehnte sich zurück, soweit dass sie sich mit den Armen auf dem Boden aufstützen musste. Sie hatte sich einst an die falschen Flügel gewöhnt, und auch, dass die Bänke hier keine Rückenlehnen hatten. Nun genoss sie aber wieder die Freiheit, die ihr der flügellose Rücken ermöglichte. Die Wunden von den Überresten der Halteriemen, welche ihr die falschen Flügel beim Abreißen zufügten, waren schon wieder gut verheilt.

*„So viele Wunden heilen gut. Doch die alten Narben vergehen nicht...“*

Die Nacht war dunkel, nur entfernt sah man das Schimmern der gegenüberliegenden Seite dieser seltsamen Welt. Dort war heller Tag, hier finstere, kalte Nacht. Parmacia konnte schön sein, wenn man es nur ließ.

Jebelle starrte sie an, wie sie seltsam mit durchgebogenem Rücken hier saß. Mit dem Oberschenkel umklammerte sie die Sitzbank, die Hände waren in den sandigen Boden gestemmt. Sie bemerkte seinen Blick und musste schmunzeln, und auch er konnte ein sanftes Grinsen nicht unterdrücken.

„Soll ich dir wieder aufhelfen?“

Maei nickte. Der junge Mann stand auf, gab ihr die Hand und zog sie hoch, so dass sie wieder sitzen konnte. Die staubigen Hände klopfte sie sich schnell an den Oberschenkeln ab und sah Jebelle an.

„Danke.“

„Weißt du, wie weit unser Ziel noch entfernt ist? Wie lange wir gehen werden?“, fügte sie hinzu.

Jebelle sah versonnen zu dem Weg, den sie am nächsten Tag beschreiten sollten. Linh antwortete für ihn.

„Nun, ich denke bis zum Steintempel werden wir sicherlich noch drei Wochen benötigen, wenn wir schnell gehen.“

„Und dort werde ich endgültig in Gewahrsam genommen.“

Die junge Frau kümmerte sich unermüdlich ihrer Ausrüstung und erachtete es nicht für notwendig, sie näher zu beachten.

„Nun, das wird von Meister Pirvell im Steintempel entschieden. Das letzte Urteil fällt ohnehin Joston in Coaress.“

Ihr blieben also zumindest noch drei Wochen. Drei Wochen, um zu entscheiden, was sie tun konnte. In diesem Moment sah es allerdings so aus, als könnte sie nichts tun. Fliehen war hier nahezu unmöglich - und selbst wenn das Land lebensfreundlicher werden sollte, so war ganz Mecia von Wächtern kontrolliert. Man würde sie so schnell finden.

„Vielen Dank“. Mit diesen Worten beendete sie die Konversation, schlich in ihr Zelt und legte sich hin.

Die folgenden Wochen waren ereignislos. Die Landschaft wurde kühler und grüner, und mit ihr auch hügeliger. Oft genug kam der Ochsenkarren im nun feuchten, morastigen Boden nicht voran und die Gruppe hatte genügend zu tun, um weiter zu kommen. Ständig versuchte Maei stets irgendwelche Fluchtmöglichkeiten zu erkennen, doch nach einigen Tagen gab sie es schließlich auf und hoffte, in diesem Steintempel die rettende Idee zu erhalten. Beinahe ertappte sie sich dabei,

aufzugeben, doch noch wehrte sich ihr Innerstes gegen die Einsicht, dass sie nun verloren war.

Die Hügel wurden in den letzten Tagen vor der Ankunft immer steiler und führten schließlich in eine bewaldete Bergregion. Die Nächte verbrachten Linh und ihr Gefolge immer öfter in kleineren Dörfern statt draußen, wo es gelegentlich regnete und nachts sehr kalt wurde. Doch sie hatten Glück, die Bevölkerung dort war sehr freundlich und half einer Wächterin gerne bei der Übernachtung. An sich war das kein schlechtes Leben, musste sich Maei eingestehen, doch sie war sich auch sicher, dass unter Joston zumindest ihr Leben nicht wirklich gut sein konnte.

Sie würde ihm nie verzeihen.

Schlussendlich erreichten sie eine kleine Anhöhe, auf der ein Gebäudekomplex stand. Es waren Gebäude aus einfachem, groben Stein gehauen, der Anblick war nicht besonders schön. Doch Jebelle wurde nervöser und nervöser, und als er schließlich auf das Tor der Mauer zulief wusste Maei, dass sie ihr Ziel erreicht hatten. Das war der Steintempel.

„Nun altes Mädchen, dann lass mal sehen, was auf dich zukommt“, flüsterte sie sich zu.

Jebelle riss die Türflügel auf, und als die Bewohner erkannten, wer hier zurückgekommen war, liefen sie alle auf ihn zu und hießen ihn willkommen.



Es war schön anzusehen, wie sich alle freuten, dass er wieder hier war. Doch für Maei waren die Gesichter alle neu. Und schließlich wurde sie als Gefangene hierhergebracht, sie konnte nicht abschätzen, ob sie feindselig behandelt wurde. Sie selbst hatte Jebelle ja nicht gerade freundlich behandelt, als ihn Tayinn nach Destel brachte.

Sie bemerkte, wie einer der Seemänner ein Auge auf sie hatte, als sie überlegte, ob sie den allgemeinen Tumult zur Flucht nutzen konnte. Maei sah nicht, wo Linh oder auch Jebelle war, überall waren Personen. Schließlich trat Linh aus der Menge hervor, hinter ihr ein Mann mit grauen, kurzen und stoppeligen Haaren. Sie passten zu seinen aschgrauen Flügeln.

„Gelehrter Ebonskap, das hier ist die Gefangene.“

„Wächterin...“

Linh schüttelte seine Hand. „Linh. Linh Garan, Kapitänin der Galeone Obel, stationiert in Hrvic.“

Der Herr nickte Linn zu und drehte sich dann zu Maei um.

Er sah sie an, doch in seinem Gesicht lag keine Feindseligkeit. Er sah sie ernst an, doch seine Augen zeigten keinerlei Mißmut. Er nickte ihr zu.

„Du bist also Maei. Mein Name ist Echriel Ebonskap, ich bin Professor der Lehranstalt hier. Bitte folge mir, wir haben eine Kammer für dich.“

Ihr stand keine andere Möglichkeit offen. Sie war die Gefangene dieses Steintempels. Auch wenn ihr der Mann keine Feindseligkeit entgegenbrachte, war die Situation ernüchternd. Sie senkte den Blick und folgte ihm.

## 11 Jebelle | Wieder zurück

Alle fielen ihm in die Arme. Zuerst kam die strenge Magd aus dem Zeughaus zu ihm gelaufen und herzte ihn so stark, dass er Schwierigkeiten hatte, zu atmen. Erst nachdem er strauchelnd er versuchte, sich ihrem Griff zu entziehen, ließ sie ihn wieder los.

Nach und nach kamen auch die anderen heraus. Mariny, Kalekk, Tir, und viele Schüler. Der Unterricht wurde unterbrochen, und nachdem sich Jebelle schließlich von allen einmal hatte umarmen lassen, konnte er sich einen Überblick über die Geschehnisse machen.

Der Steintempel stand ruhig und trutzig vor den Bergen, gerade als möchte er Jebelle zeigen, dass das, was er in den Wochen zuvor erlebt hatte, nur eine kleine Randnotiz in der langen Geschichte der Zeit war. Und das war ihm auch recht so. Er wollte nun eine Frau fürs Leben finden, seine Ausbildung abschließen und dann an dem Ort, der ihm als Wächter zugewiesen werden sollte, seine Existenz aufbauen.

„Gelehrter Ebonskap, das hier ist die Gefangene!“

Jebelle hatte gar nicht bemerkt, dass auch Ebonskap aus dem Steintempel herausgekommen war. Der Professor hatte ihn nur kurz mit einem Nicken begrüßt und begab sich gleich zu Linh.

Offensichtlich ging es dem hohen Wächter, Pirvell, nicht besonders gut, wenn Ebonskap die Begrüßung von

Wächterin Linh vornahm. Jebelle hatte das in der Vergangenheit schon öfters erlebt, und so richtig überrascht war er deswegen nicht.

Er sah Maei an, sprach kurz mit ihr und ging dann mit ihr im Gefolge in den weitgehend verlassenen Flügel des Steintempels, in welchem sich auch das Zeughaus befand. Hier waren schließlich genügend Zimmer, die man auch absperren konnte.

Beim Vorbeigehen sah er Maei noch einmal an. Obwohl ihr erstes Zusammentreffen nicht sehr positiv gewesen war, so hat er sie doch sehr zu schätzen gelernt in den Wochen nachdem sie in Hrvic angelegt hatten. Sie war freundlich, verhielt sich als Gefangene anständig und zeigte ihm durch kleine Gesten immer wieder, dass sie ihn doch mochte. Außerdem hat sie die Zeit auf dem Schiff zusammengeschweißt.

Ihre Flügel würden bald beerdigt werden, und so musste sie keine falschen Flügel mehr tragen. Für ihren Prozess würde das ohnehin keine Unterschiede machen. Auch wenn die Bevölkerung zuweilen abergläubisch war und Personen ohne Flügel misstrauisch gegenüber war, so waren vor Jostons Recht alle Mal'ach gleich. Jebelle hoffte dennoch, dass Maeis Bestrafung nicht zu hart ausfallen würde.

Jebelle war in Gedanken versunken, als ihn Ebonskap an der Schulter berührte. Er drehte sich um und streckte dem Professor die Hand aus, doch dieser drückte ihn an sich und atmete einmal ganz tief durch.

„Wir hatten schon gedacht, du wärst tot. Bei Joston, hast du uns einen Schrecken eingejagt.“

Es war, als würde ihn sein eigener Vater umarmen. Ob dieser wusste, was mit Jebelle geschehen war?

„Es freut mich... wieder hier zu sein.“, stammelte Jebelle.

Ebonskap nahm ihn an den Schultern und schob ihn eine Armlänge von sich weg, ohne ihn allerdings loszulassen.

„Du siehst immer noch aus wie vorher. Wie schön! Gut, die Haut ist etwas bräuner gebrannt, aber ansonsten derselbe Jebelle wie früher!“

„Er hat eine abenteuerliche Geschichte hinter sich“, antwortete Linh, bevor Jebelle etwas sagen konnte.

Der Professor lächelte Linh höflich, doch etwas distanziert an und nickte.

„Ich bin sehr gespannt, die Geschichte von Jebelle zu hören. Zur Feier des Tages sind natürlich alle herzlich zum Essen eingeladen. Verbleiben Sie einige Tage hier im Steintempel, werte Dame?“

Als Linh nickte, rief Ebonskap Kalekk.

„Geh bitte ins Dorf und besorge vom örtlichen Fleischer frisches vom Rind. Es soll heute kein schlechtes Mahl geben! Wenn du genügend für vier Personen gebracht hast, hol vom Markt noch frisches Gemüse und Gewürze.“

Kalekk lief ohne weitere Nachfrage los. Er war immer derjenige, der die Lebensmittel auf dem Markt einkaufen

durfte. So locker und unkonzentriert Kalekk manchmal war, und so sehr er sich auch gelegentlich gehen ließ, so gut war er beim Beurteilen von Lebensmitteln.

Der Professor indes hielt kurz ein.

„Pirvell, Linh, du, und ich. Ja, vier Personen.“

Die Magd und Zeugwartin, Esna, war zwar eine gute Köchin, doch Jebelle war sich sicher, dass Kalekk ihr wieder beistehen würde beim anstehenden Mahl. Er war ein ebenso talentierter Koch.

Bevor er allerdings den Steintempel verließ, klopfte er Jebelle noch einmal auf die Schulter.

„Hey Jeb, wenn du den ganzen offiziellen Teil hinter dir hast... will ich alles wissen, was passiert ist, ja?“

Er strahlte im Gesicht und sah fröhlich aus. Jebelle nickte ihm zu.

„Aber klar doch! Hab‘ viel erlebt“

Kalekk lachte nun.

„Das glaub ich! Siehst schon viel erwachsener aus!“

Dann drehte er sich um und verließ den Tempel.

Es war ein seltsames Gefühl, wieder in seinem alten Zimmer zu sein. Da alle gedacht hatten, er wäre im Meer ertrunken, war seine Kammer nicht verändert worden, sondern so erhalten, wie er sie verlassen hatte. Man hätte diesen Zustand wohl noch eine Weile so belassen, bis sie

irgendwann einem neuen Schüler zugewiesen worden wäre.

Doch hier saß er nun. Jebelle atmete tief ein. Ab dem kommenden Tag wollte er wieder ein normaler Schüler sein und seine Ausbildung abschließen. Diesen Abend stand das Abendessen mit Linh und Professor Ebonskap noch aus, bis wieder alles seinen geregelten Lauf gehen sollte.

Draußen wurde es bereits dunkel.

*„Ich sollte hinübergehen.“*

Hinüber, in die Privatgemächer von Professor Ebonskap. Der Abend war wunderschön, er roch nach Sommer, die Grillen zirpten in den hohen Gräsern außerhalb des Tempels, doch das Geräusch, das sie verursachten, schaffte es über die Mauern und hallte im leeren Hof des Tempels wieder.

Auf seinem Weg in das Gebäude berührte Jebelle einen der großen Bäume, die sich unverändert in der Mitte des Hofes befanden. Wie schon beim Tempel waren die wenigen Wochen, die er fort gewesen war, für diese Bäume nur eine kaum beachtenswert kurze Zeit.

Es war das erste Mal, dass er am Zeughaus vorbei in die Gemächer der Professoren und Mägde ging. Ebonskap hatte hier eine Wohnung, die zweitgrößte nach dem hohen Wächter Pirvell. Auch wenn er viele Erfahrungen gesammelt hatte in den Tagen zuvor, so musste Jebelle

doch seinen Mut zusammennehmen, um an der Türe des Professors zu klopfen.

Ebonskap öffnete die Türe und lächelte ihn an.

„Wie immer der Erste!“

Als Jebelle zögerte, deutete der Professor in die Wohnung.

„Komm herein! Fühl‘ dich wie zu Hause!“

Lachend ging sein Lehrer vor und Jebelle folgte mit gebühlichem Abstand.

Die Wohnung des Professors mag die zweitgrößte im Steintempel gewesen sein, doch besonders groß war sie nicht. Ein enger, dunkler Gang, der nur von einer Öllampe beleuchtet wurde, führte zu drei hölzernen Türen, ähnlich einem Kreuzgang.

Die Tür zur linken war verschlossen, hier vermutete Jebelle das Schlafgemach des Professors. Die Türe zur rechten war nur angelehnt, doch man konnte den seifigen, reinen Geruch eines Waschrums daraus wahrnehmen. Geradeaus ging es zur Wohnstube. Diese war groß, vielleicht doppelt so groß wie Jebelles Zimmer.

In der Mitte stand ein dunkler, hölzerner Tisch, der eine längliche Form hatte, zu beiden Enden allerdings in einem Halbrund endete. An der Spitze des Raumes stand ein Kamin, der aber nicht beheizt war. Darüber waren zwei weitere Öllampen an die Wand geschraubt, den



Kamin selbst zierte ein Gemälde, welches die Berglandschaft rund um Steinhagen zeigte.

Gleich daneben stand ein großer Ohrensessel, hinter dem eine weitere Lampe an der Wand angebracht war, diese leuchtete nicht. Die Ecke, in welcher der Sessel und das dahinterliegende Bücherregal standen, sah aus diesem Grund recht dunkel aus.

Ebonskap wies Jebelle einen der vier Stühle am Tisch zu, und der Schüler tat wie geheißen. Er setzte sich auf ein angenehm weiches Polster, hinter ihm die Türe der Kammer. Vor ihm befand sich das einzige, größere Fenster des Raumes. Es war verglast, und da sich die Wohnung des Professors im zweiten Stock des Seitenflügels befand, hatte er einen wunderbaren Ausblick auf die Bergwelt, die sich hinter dem Tempel aufrichtete. Der Tempel war an einen hohen Abhang gebaut, so konnte man diesen Blick normalerweise nur dann sehen, wenn man sich verbotenerweise auf das Dach schlich.

Nach Jebelle kam Linh in die Stube, und schlussendlich auch der hohe Wächter Pirvell. Jebelle hatte ihn noch nicht allzu oft gesehen, meistens ließ der alte Herr das Tagesgeschäft von Ebonskap verwalten. Er sah gebrechlich aus, das Haar weiß und schütter, die Haut von dunklen Flecken überzogen. Dennoch wirkten seine Augen wachsam und schlau, nicht so wie die des fahrigen Wächters aus Nderis.

Als alle sich gesetzt hatten, brachte Esna die Vorspeise hinein. Es gab eine Suppe, vermutlich vom frühen Sommerkürbis. Sie schmeckte hervorragend, sodass Jebelle ganz vergaß, die verschiedenen Gewürze auszuprobieren, welche der Professor auf dem Tisch angerichtet hatte. Nachdem auch Pirvell seine Schale leer gegessen hatte, stellte Jebelle eine Frage, die ihn schon beschäftigte, seit er von Tayinn bei Destel aufgelesen wurde.

„Professor... wie... wie konnte ich das eigentlich überleben?“

Ebonskap wischte sich gerade noch mit einer Serviette den Mund sauber, dann sah er Jebelle ins Gesicht und schloss die Augen.

„Du meinst die Reise von Nderis zu den verbotenen Inseln?“

Sowohl ‚Reise‘ als auch ‚Verbotene Inseln‘ hörten sich in Jebelles Ohren falsch an. Der Professor hatte seine Frage verstanden. Doch Jebelle legte noch nach.

„Ich habe mir die Karten auf der Obel angesehen. Die Strecke ist so... weit!“

„Eine gute Frage!“, begann Ebonskap lachend. Er war durch und durch Lehrer.

„Es war eine Mischung aus Naturphänomenen und Glück. Weißt du, dass die Strömung zwischen den Inseln dort sehr stark ist? Und je nach Tide zieht sie einmal nach Nderis hinein und einmal von der Stadt weg.“

Mit dieser Strömung kann ein einfaches Schiff Strecken in einer Geschwindigkeit zurücklegen, welche die schnellste Galeere in normalem Gewässer übertreffen.“

Er atmete kurz durch.

„Doch du hast recht, allein durch die Strömung hast du nicht überlebt. Du musst immer noch gute zwei Tage oder mehr besinnungslos über das Meer getrieben sein.

Die Knochen von uns Mal'ach sind hohl, und wenn wir günstig auf dem Rücken liegen, dann können wir nicht versinken.“

Er sah Jebelle tief in die Augen, dieser erkannte eine Mischung aus Ernst und Sorge im Blick des Professors.

„Du kannst froh sein, dass deine Flügel so groß sind und deine Lage offenbar glücklich war. Sonst wärest du jetzt tot.“

Jebelle erschauerte. Er hatte wirklich unbeschreibliches Glück gehabt. Er konnte sich nicht erklären warum, doch er hatte das Gefühl, es jetzt herausfinden zu müssen.

„Warum nennt ihr das Land ‚Verbotene Inseln‘?“

Professor Ebonskap atmete kurz ein und vergrub die Stirn in seinen Händen. Jebelle war überrascht, als der hohe Wächter Pirvell das Wort an ihn richtete.

„Damals, als der Aufstand niedergeschlagen wurde, da...“

Doch Linh unterbrach ihn.

„Hoher Wächter, ich habe ihn bereits über die Situation aufgeklärt.“

Pirvell kratzte mit einer Hand seinen Bart und sah dann Jebelle tief in die Augen.

„Dann weißt du ja, was geschehen ist. Joston hat verfügt, dass niemand von diesen Inseln je wieder einen Fuß auf diesen Kontinent setzen darf. Und wir dürfen nicht wissen, dass dieses Land existiert.“

Mein Junge, du hast eine Erfahrung gemacht, die du nicht hättest machen dürfen. Nie, zu keiner Zeit, darfst du über dieses Land je sprechen. Hast du verstanden?“

„Ja, habe ich.“

Dennoch brannte ihm noch eine Frage auf dem Herzen.

„Was wird mit Maei geschehen?“

Doch Pirvell schüttelte nur den Kopf.

„Das alleine kann nur Joston entscheiden. Und wer weiß, bis er zu einer Entscheidung gekommen ist, kann die junge Frau vielleicht nicht mehr am Leben sein. Die Entscheidungswege sind oft lang.“

Maei tat ihm unendlich leid, doch was hätte er von hier aus ausrichten können?

Das Essen verstrich, ohne dass noch einmal weitere kritische Themen auf den Tisch kamen. Jebelle erfuhr, dass die Gruppe um Linh nach fünf Tagen den

Steintempel verlassen wollte, und dann würde er Maei wohl das letzte Mal sehen.

Die Nacht war schon weit fortgeschritten, als der hohe Wächter verkündete, jetzt müde zu sein. Pirvell wurde von einem seiner Diener gestützt und ging in kleinen Tippelschritten zurück in seine Wohnung, die auf demselben Stockwerk lag. Auch Linh gab an, sich in ihre Kammer im Schülertrakt zurückziehen wollen, und Ebonskap verabschiedete sich von allen.

„Jebelle, dein Unterricht beginnt erst übermorgen wieder, ja? Erhole dich noch einen Tag!“

Es war wirklich spät, und der Unterricht begann jeden Tag sehr früh. Aus diesem Grund war Jebelle froh um das Angebot und nahm es dankend an.

Zusammen mit Linh verließ er das Gebäude und begab sich auf den Weg zurück zum Schülerhaus. Der Hof war schwach beleuchtet, nur in der Mitte des Platzes gab es ein Nachtlicht. Der Rest des Tempels wurde zu dieser Stunde nur vom fahlen Leuchten der Nacht erhellt.

„Jebelle?“

Er hatte nicht damit gerechnet, dass Linh mit ihm hätte sprechen wollen. Er sah zu ihr hinüber, und sie musterte ihn mit den Augen.

„Es gibt noch etwas, das ich mit dir besprechen möchte. Kannst du mir noch kurz in die Kammer folgen?“

Ohne zu wissen, was ihn erwartet, nickte Jebelle.

## 12 Maei | Kleine Wesen

Im Angesicht der Tatsache, dass sie in Gefangenschaft war, hatte sie viele Freiheiten. Nachdem Maei sich am ersten Tag ruhig verhalten und nichts getan hatte, was auf eine mögliche Flucht hindeutete oder den Bewohnern des Steintempels das Leben schwierig hätte machen können, erlaubte man ihr, sich frei im Steintempel zu bewegen. Nach zwei weiteren Tagen war ihr sogar gestattet worden, in das kleine Dorf Steinhagen zu gehen.

Nachdem sie dort aber von allen Bewohnern argwöhnisch beobachtet wurde, schloss Maei daraus, dass die Wächter des Steintempels die Dörfler aufgeklärt hatten, dass sie eine Gefangene war. Und als *Das Mädchen ohne Flügel* war sie ohnehin leicht zu erkennen.

Natürlich hätte sie einen der Dorfbewohner niederstrecken oder überwältigen können, aber diese Leute waren ja unschuldig, und es hätte Maei nichts gebracht.

Drei Tage war sie nun hier, zwei Tage hatte sie noch, um eine Flucht zu ersinnen. Würde sie erst mit Linh wieder aufbrechen, wären ihre Chancen auf Flucht gleich Null. Diese Gedanken schwirrten durch ihren Kopf, während sie an einem sonnigen, warmen Morgen vom Steintempel wieder in Richtung Steinhagen ging. Wie es ihr aufgetragen wurde hatte sich Maei bei der strengen Magd abgemeldet und angegeben, bis Mittag wieder im Tempel zu sein.

Dort wurde sie bewacht, und auch in Steinhagen waren die Augen auf sie gerichtet. Eigentlich war der einzige Ort, an dem sie ein kleines Stück Freiheit spüren konnte, der Weg zwischen dem Tempel und dem Dorf. Es tat gut, diese Freiheit zu spüren, so setzte sich Maei mitten auf dem Weg auf einen größeren Stein und atmete durch.

Sie dachte darüber nach, warum sie sich überhaupt dazu entschieden hatte, weiterzuleben. Das einzige, was sie über die Jahrhunderte angetrieben hatte, war der Wunsch, irgendwann an Joston Rache zu nehmen. Aber was würde dann geschehen? Diese Welt würde aus den Fugen geraten, diese Welt, die so abhängig von jeder Entscheidung ihres Anführers war. Hatte sie das Recht, ihre eigene Rache und ihren eigenen Verlust über das Wohl von vielen, vielen Mal'ach hier zu stellen?

Die Zeit hatte sie mürbegemacht. Vielleicht war das auch der Grund, warum ihr nicht einfallen mochte, wie sie sich aus dieser Gefangenschaft befreien konnte. Vielleicht wollte sie es nicht. Vielleicht war es an der Zeit, Joston gegenüberzutreten und das Schicksal anzunehmen, wie es war.

Ein kleiner Funke jedoch in ihr glühte noch und vergaß nicht, was Joston getan hatte. Irgendjemand musste ihn zur Rechenschaft ziehen, und wer konnte das in dieser gleichgeschalteten Welt schon tun, wenn nicht sie? Die Bewohner in Sithera waren mutig, doch auch sie waren so wenige und so schlecht ausgerüstet, dass Joston nicht einmal sabotiert werden konnte. Schlechtes Gewissen

übermannte Maei, als sie daran dachte, dass allein der Schmuggel, den sie zu verantworten hatte, eine ganze Stadt zerstört hatte.

Erneut atmete sie durch. Sie hatte nur gewollt, dass es den Personen in Sithera besser ging. Doch Maei war zu weit gegangen. Sie dachte über den Verlauf der Dinge nach und spürte wieder das schmerzhaft pulsieren in ihren Wunden, das sie immer dann bemerkte, wenn sie Erinnerungen aus der Vergangenheit einholten.

Während sie weiter über die Vergangenheit sinnierte und mit der flachen Hand über ihre Narben fuhr, bemerkte sie einen schmalen Trampelpfad, der gegenüber des Steins vom Weg zwischen dem Steintempel und Steinhagen in das Unterholz führte. Neugierig stand sie auf und begann, sich durch das Gestrüpp zu kämpfen. Einige Brennnesseln kratzten an ihren Beinen, und als sie in einen Brombeerstrauch stolperte, wollte Maei schon wieder umkehren. Doch nach einem weiteren Marsch von wenigen Minuten wurde der Pfad wieder besser begehbar und schließlich stand sie vor einem steinernen Rund.

Es war ein recht großer, breiter Ring aus grob geschlagenen Steinen. Maei näherte sich der Konstruktion und stellte fest, dass die Steine einst glatt und sauber gewesen waren, doch die Verwitterung hatte den grauen Blöcken schwer zugesetzt.

Unterhalb des Rings war eine überwachsene Stufe, auf die man sich stellen konnte. Maei erklomm die Stufe und



sah über den Rand der Mauern hinweg. Es war ein Brunnen. Er kam ihr bekannt vor.

In Massan, damals in Sitheria, hatte sie einen ähnlichen Brunnen gesehen, nur, dass dieser noch in viel besserem Zustand war als der hier in Steinhagen. Dennoch, auch wenn die Steine verwaschen und schmutzig waren, das Wasser war tiefblau und klar, man konnte sehen wie tief dieser große, im Durchmesser wohl drei Mannslängen messende Brunnen war.

Maei betrachtete ihr Spiegelbild und sah eine Frau, die ihr mittlerweile selbst fremd geworden war. Vielleicht sollte sie wieder einmal sehen, wer sie wirklich war. Aus diesem Grund löste sie den Knoten in dem breiten Band, welches sie so lange am Kopf getragen hatte und ließ wieder einmal Sonnenlicht an ihre Stirn. Es tat gut. Nun war es an der Zeit, auch im Spiegel wieder ihr richtiges Antlitz zu sehen.

Doch als sie in das Wasser blickte, sah sie das Gesicht eines jungen Mädchens. Das Mädchen war vielleicht noch ein Kind, aber sicher noch keine Frau. Die Haut war grün, und als Maei genau hinsah, erkannte sie, dass es über und über mit Schuppen übersät war. Dieses Mädchen war mehr Fisch als Mensch.

Maei blinzelte und rieb sich die Augen. Als sie wieder in den Brunnen sah, drehte das Mädchen gerade einige Runden knapp unter der Oberfläche. Ein wenig sah es wie ein Mensch aus, doch war der ganze Körper geschuppt,

und unter den Achseln, an den Händen und an der Rückseite der Waden waren Schwimmhäute und Flossen.

Sie war nun wirklich schon lange auf dieser Welt, doch ein derartiges Wesen hatte sie noch nie gesehen. Es schien nicht unfreundlich zu sein, denn die ganze Zeit, während Maei starrte, lächelte das Mädchen.

Aus diesem Grund beugte sich Maei vor und streckte den Finger aus, und auch das Mädchen schwamm nun wieder zur Oberfläche und berührte Maei ebenfalls mit ihrer Hand. Sie war kalt und feucht, doch näher konnten sich die beiden Frauen nicht berühren, da der Wasserspiegel zu weit unterhalb der Mauer lag.

„Hihi“, das Mädchen kicherte, während Maei sie verdutzt anstarrte.

„Wer... was bist du denn?“

Nun neigte die Fischfrau den Kopf.

„Kennst du mich denn nicht? Kannst du dich nicht erinnern?“

Maei schüttelte den Kopf.

„Was... nein...“

Mit einem Mal fuhr das Mädchen herum, tauchte tief ab und war nicht mehr zu sehen im Wasser.

„Halt, warte! Warte doch!“, rief Maei ihr nach, doch ihre Rufe blieben ungehört.

Was hatte sie nur Falsches gesagt?

„Da bist du ja!“

Maei drehte sich um. Hinter ihr stand Professor Ebonskap. Derjenige, der sich dafür eingesetzt hatte, dass Maei sich freier bewegen durfte. In Windeseile wickelte sie sich das Stirnband wieder um ihren Kopf in der Hoffnung, dass er nicht so genau hingesehen hatte. Sein Blick war aber auf ihre Augen gerichtet, und er sah sie vorwurfsvoll an.

„Du bist Mittag nicht zurückgekommen und im Dorf hat dich niemand gesehen. Wie kommst Du denn hierher?“

Noch ganz verwirrt von den Eindrücken schüttelte Maei den Kopf.

„Es... tut mir leid, ich wollte diesem Pfad folgen.“

Sie deutete auf den Trampelpfad.

„Ich dachte, das ist noch erlaubt?“

Der Professor rieb sich das Kinn.

„Nun, es ist denke ich nicht verboten, aber als Gefangene solltest du nicht zu viele eigene Ausflüge unternehmen, weißt du?“

„Was hast du hier gemacht?“, setzte er nach, ohne ihre Antwort abzuwarten.

„Ich wollte einmal sehen was hier war, und dann kam hier dieses Fischmädchen.“

Ebonskap zuckte kurz, zeigte aber ansonsten keine Regung.

„Fischmädchen?“

Maei deutete auf den Brunnen.

„Ja, ein Mädchen, das den Körper eines Menschen hatte, aber mit Schuppen und Flossen aussah wie ein Fisch.“

„Bist du dir da sicher?“. Ebonskap hob eine Augenbraue.

Maei wusste in diesem Moment selbst nicht mehr, was sie gesehen hatte und beschloss, das Gespräch hier abubrechen.

„Es tut mir leid, dass ich hierher gegangen bin. Gehen wir zurück zum Tempel?“

Von der plötzlichen Wendung des Gesprächs überrascht nickte der Professor nur kurz.

„Ja, natürlich. Folge mir.“

Es gab bei diesem Trampelpfad eine weitere Abzweigung, die nicht durch schmerzhaftes Buschwerk führte.

Ebonskap zeigte ihr den Weg und brachte sie zurück zum Tempel. Dort wurde sie von Linh empfangen.

„Ab jetzt keine Ausflüge mehr. Führt sie zurück in ihre Kammer“

Maei senkte den Kopf und ging zu dem Gebäude, in dem sich ihre Zelle befand. Sie musste sich von niemandem führen lassen. Als sie in der Kammer die Türe hinter sich zuzog, klackte das Schloss. Nun war sie eingesperrt.

Der Nachmittag verging in gähnender Langeweile. Maei lag auf dem Bett und verbrachte die Zeit damit, die

verschiedenen Stufen der Helligkeit am Tag zu bewundern. Diese Welt hatte keinen Verlauf einer Sonne, nein, das Zentralgestirn wurde nur heller und dunkler, Maei fand das schrecklich unspektakulär.

Einmal, gegen Abend, kam Jebelle herein und brachte ihr etwas zu Essen.

Sie sah vom Bett auf, als er die Türe öffnete. Sie lag auf dem Rücken, einer Stellung, welche die Mal'ach in Parmacia nie erleben konnten, es sei denn, sie verloren ihre Flügel. Die meisten Bewohner dieser Welt waren daher Seiten- oder Bauchschläfer.

Wie immer wurde sein Blick sofort unsicher, doch unwohl fühlte er sich scheinbar immer noch nicht in ihrer Gegenwart.

„Zeit, die Gefangene zu füttern?“, fragte sie forsch.

„W... was? Nein, das... ich bringe dir dein Essen!“

Maei lächelte.

„Danke Jebelle. Wie geht es dir?“

Er stellte das Essen auf und trat nervös von Bein zu Bein.

„Es geht gut. Der Unterricht... ich muss viel nachholen. Doch Professor Ebonskap gibt mir Privatunterricht, und auch meine Freunde helfen mir...“

„Du gehörst wirklich hierher, nicht wahr?“

Er sah sich um, hinaus zur Türe, und atmete einmal tief durch.

„Ja, das ist mein Zuhause...“

„Und jetzt kümmerst du dich wieder um mich. Danke.“

Ein Lächeln stahl sich auf sein Gesicht. Noch einen Tag würde sie hier sein, dann sollte sie nach Coaress, Jostons Hauptstadt, gebracht werden. Ein Tag noch, dann würde sie diesen guten, so naiven Jungen nie wiedersehen. Er hatte ein glückliches, aber wohl auch einfaches Leben vor sich. Wie Maei ihn darum beneidete.

Sie stand auf und sah sich das Essen an. Es war liebevoll dekoriert und durchaus üppig. Neben einem gerollten Fladen mit Gemüse und einem schmalen Streifen Fleisch war noch eine wohlriechende Suppe und ein kleines Stück Schokolade dabei.

Maei trat vor zu Jebelle und sah ihm ins Gesicht.

„Danke.“

Er wurde schlagartig wieder rot und versuchte, ihrem Blick zu entkommen.

„Ich hoffe... es schmeckt.“

Er war wirklich ein guter Junge. Maei nahm seine Wangen in ihre Hände, zog ihn zu sich und küsste ihn auf den Mund. Zuerst verkrampfte Jebelle sich, schließlich ließ er aber den Kuss zu. Maei spürte, dass er noch nie etwas dergleichen getan hatte, und er wusste auch nicht, wie er reagieren sollte. Innerlich schmunzelte sie, denn sie hatte ihn noch nicht einmal mit Zunge geküsst.

Sie beendete den Kuss und schob ihn wieder etwas von sich weg.

„Das wird es sicherlich.“

Schweiß stand ihm auf der Stirn und er stolperte etwas nach hinten, doch er lächelte über beide Ohren.

„Vielen Dank und äh... gute... gute Nacht!“

Mit diesen Worten wollte er herum wirbeln und sicherlich gehen, doch Maei ließ ihn nicht und hielt ihn an der Hand fest.

*„Tu dem Jungen eine Freude, und dir auch. Welche Perspektiven hast du denn noch?“*, schwirrten die Gedanken in ihrem Kopf.

Sie zog den jungen Mal'ach näher zu sich und führte ihre Hand hinter seinen Hals. Erneut berührten sich ihre Lippen. Mit der anderen Hand drückte sie sein Kiefer etwas nach unten. Er verstand, öffnete den Mund ein wenig und so konnte Maei ihn nun richtig küssen.

Jebelle begann, am Körper zu zittern, Maei fühlte seine Anspannung in ihrer rechten Hand, die immer noch seinen Hals hielt.

Ihre linke Hand führte sie seine Brust hinunter bis in den Schritt. Maei spürte seine Erregung und begann, sie mit ein paar geschickten Griffen noch zu steigern. Jebelle atmete schwerer.

Maei dachte daran, wie Jebelle sich manchmal im warmen Krankenzimmer im Bauch der Obel das Hemd

ausgezogen hatte. Sie sah seinen schweißnassen, leicht muskulösen jungen Oberkörper vor ihrem inneren Auge. Sie dachte daran, wie er immer versucht hatte, seine Erregung vor ihr zu verstecken. Nun wünschte sie wirklich, ihn zu spüren. Intensiv und leidenschaftlich. Seinen warmen Körper an ihrem, sein Glied und sein Saft in ihr. Maei griff in Jebelles Beinkleider, und ließ sofort wieder ab.

*„Nein. Lass den Jungen.“*

Sachte drückte sie den verwirrt dreinschauenden Jebelle von sich. Er zitterte so sehr, dass man es nicht nur fühlen, sondern auch sehen konnte.

„Es tut mir wirklich leid“, hauchte sie mehr, als dass sie es aussprach. „Heb dir das für die Frau auf, die auch dein Herz erreicht.“

Noch einmal beugte sie sich vor und gab ihm einen Kuss auf die Wange.

*„Es wäre so schön gewesen.“*

Maei war selbst schrecklich aufgewühlt. Jebelle lächelte sie an.

„Das... das ist in Ordnung. D... danke.“ Er taumelte hinaus, lächelte sie an und lief dann zurück in seine Kammer, soweit sie das vom kleinen Fenster in der Tür beobachten konnte.

„Es war nicht richtig. Es wäre nicht richtig gewesen“, kostatierte Maei, bevor sie der Tür den Rücken zudrehte.



Das Essen zwar nun kalt, aber trotzdem sehr lecker, und Maei genoss jeden Bissen davon. Alles war gut, was sie von Jebelle ablenkte. Einsam und allein saß sie an dem einzelnen Stuhl, der neben dem Bett und dem Tisch die einzige Einrichtung dieser Kammer im Wohntrakt des Tempels war.

Nach dem Mahl legte sie sich wieder hin und starrte die hölzerne Decke an. Das Licht, welches an der Wand der Kammer hing, zündete sie nicht an, obwohl Streichhölzer vorhanden waren. Was hatte sie schon davon, hier mehr als das Licht des späten Abends zu sehen? Maei lag auf dem Bett, wieder auf dem Rücken, und streichelte sich selbst über den Bauch. Und nur über den Bauch, denn sie hatte sich vorgenommen, den jungen Mal'ach nicht mit körperlichem Verlangen in Verbindung zu bringen. Diese Geste beruhigte sie immer sehr, und schlussendlich übermannte sie auch die Müdigkeit.

Doch sie hatte noch gar nicht wirklich lange geschlafen, bis das Schloss der Türe wieder klackte. Maei fuhr hoch, es war schon dunkel draußen. Es würde doch nicht Jebelle sein, der plötzlich entdeckt hatte noch mehr von ihr zu wollen? Maei stellte sich schon darauf ein, ihm zu erklären, dass sie keine Frau für ihn sei, doch bevor sie dazu kam, etwas zu sagen, kam Ebonskap hereingeschlichen und bedeutete ihr, zu schweigen.

„Wir müssen leise sein.“

Er setzte sich auf den Stuhl, an dem sie vorhin gespeist hatte, und Maei setzte sich auf das Bett.

„Dieses Wesen, von dem du mir heute erzählt hast. Es war ein Fischmensch?“

Von der Frage überrascht, stockte sie zuerst.

„Ja richtig, ein Mädchen, aber mit grünen Schuppen, Schwimmhäuten und Flossen.“

Ebonskap legte die Hand flach auf den Tisch und ballte sie zur Faust.

„Es verschwand, als du gekommen bist“, setzte sie in das Schweigen hinzu.

Der Professor kratzte sich den stoppeligen Bart am Kinn.

„Ich bin eben... eben nur ein Mal'ach.“

Er schloss die Augen, dann sah er Maei in die Augen. Es erschien ihr seltsam, doch der Blick dieses Mannes, der so viel älter aussah als sie, ließ ihr einen kalten Schauer den Rücken hinunterlaufen.

„Komm mit mir, bitte. Ich möchte noch einmal zu diesem Brunnen.“

## 13 Maei | Abtauchen

Sie konnte gar nicht sagen, wie ihr geschah. Auch sie wollte wissen, was dieses Wesen war, das sie am Vormittag gesehen hatte. Sie stimmte der Bitte des Professors zu und folgte ihm, doch offenbar war sie ihm nicht flink genug, denn er nahm ihre Hand und zog sie so schnell aus der Kammer heraus, dass sie ihm nur stolpernd folgen konnte.

Ebonskap führte sie durch eine hölzerne Türe, die zur rechten Seite des Ganges lag, bedeutete ihr, ihm durch einen schmalen Korridor hindurch zu folgen und bevor sie sich überlegen konnte, wohin dieser Weg führte, war sie draußen. Ein schmaler Trampelpfad führte an der südlichen Wand des Tempels vorbei, direkt gegenüber dem Bergmassiv und am Rande eines Abgrundes.

Der Anblick der schwarzen Gipfel im dunklen Blau der Nacht war beeindruckend, umso mehr, da einige Wolken im Licht des Tages auf der gegenüberliegenden Seite der Welt leuchteten. Es war wunderschön. Doch der Professor ließ ihr nicht viel Zeit, die Szenerie zu bewundern.

„Komm schnell. Wir müssen zurück sein, bevor jemand etwas bemerkt. Nimm meine Hand, ich führe dich.“

Wieder folgte sie ihm, an den dunklen Mauern des Tempels entlang. Einmal stolperte sie beinahe, doch er fing sie sofort wieder auf. So achtete sie nur darauf, seinem breiten Rücken und den kurzen, stummeligen

Flügeln zu folgen. Bald schon kamen sie an den Feldern vorbei, die außerhalb der Tempelmauern lagen und betraten den Weg, der nach Steinhagen führte.

Unvermittelt riss der Professor nach links und zog Maei in den Wald hinein. Einen Moment lang fühlte sie Unbehagen, doch als er sich umdrehte und sie in seinem Blick eine Art der Trauer sah, verwarf sie jeden Zweifel.

Er hielt kurz inne.

„Ich muss... ich muss wissen, ob es diese Kreaturen wirklich gibt.“, flüsterte er.

„Warum... was ist daran besonders?“, fragte Maei ebenso leise, um sich nicht in die Gefahr zu begeben, dass sie jemand hören konnte.

„Seit vielen, vielen Jahren werde ich von Träumen heimgesucht. Träumen, in denen ich in endlosem Wasser treibe, dem Ertrinken nahe. Ich bin nur ein kleines Kind, doch ein solches Fischwesen lächelt mich an, zieht mich durch die Fluten, hinein ins Licht. Immer wieder derselbe Traum. Seit Jahrhunderten! Und nun sagst du, dass du so ein Wesen gesehen hast.“

Er kam ihr sehr nahe und funkelte sie an.

„Du hast nicht gelogen, oder?“

Nun empfand sie doch etwas Sorge und auch ein kleines bisschen Angst. Wahrheitsgemäß schüttelte Maei den Kopf. Der Professor sah wieder in Richtung des Dickichts.

Maei wusste zwar nicht, wo sie sich befanden, aber sie vermutete den Brunnen dahinter.

„Ich glaube dir.“

Er ging los, bot ihr wieder die Hand an und schritt durch das Gestrüpp hindurch, in die Lichtung, in welcher der Brunnen stand.

Wie ein finsternes Monument stand der Brunnen im Dunkel der Nacht, er erinnerte Maei an die Berge, die sie vorhin am Horizont erblickt hatte.

Ehrfürchtig bewegte sie sich darauf zu, denn das Wasser des Brunnens leuchtete. Es war nur ein schwaches Glimmen, doch im Vergleich zum Nachthimmel konnte man das Schimmern erkennen. Der Professor folgte ihr leicht versetzt.

„Nein, bitte.“

Maei blieb stehen. Diese Stimme.

Von der Rückseite des Brunnens trat eine Gestalt im Dunklen hervor. Ein Mal'ach mit großen Flügeln, der sich im Hintergrund des fahlen Lichtes anfangs nur schwarz abzeichnete. Doch als er den Brunnen passierte, erkannte sie ihn.

Jebelle.

„Bitte, dreh um. Bitte.“

„Warum? Jebelle, was... was ist das?“

Hatte sie Ebonskap verraten? Maei fuhr herum, doch er stand genauso schockiert auf der Lichtung wie Maei. Er hatte nicht damit gerechnet, dass Jebelle hier war. Das sah sie ihm an.

„Junge, was ist hier los? Warum bist du hier?“, brach er schließlich hervor.

„Dieser Ort hier... geht wieder. Er bringt euch kein Glück. Vergesst diese Nacht, geht nach Hause.“

Jebelle sah traurig, verzweifelt aus.

„Maei, du solltest doch nur in deiner Kammer sein. Noch ein Tag, und du kommst nach Coaress und erhältst einen fairen Prozess. Dir wird nichts geschehen.“

Ebonskap ging nach vorne.

„Jebelle, sag, warum bist du hier? Ich habe dich doch gefragt!“

Der Ernst im Gesichtsausdruck des jungen Wächters sorgte für eine Beklommenheit in Maeis Brust. Den lieben, unerfahrenen und schüchternen Jebelle hatte sie ins Herz geschlossen, doch diese Person war jemand anderes. So kam es ihr zumindest vor.

„Ich kann euch nicht näherkommen lassen. Es ist schon so vieles geschehen, das nicht hätte geschehen sollen. Meine Aufgabe ist es, zu verhindern, dass noch mehr passiert.“

„Wer hat dir das aufgetragen?“, fragte nun Maei.

„Bitte... geht einfach“, antwortete Jebelle. Er hatte keine Angst, es war vielmehr eine verzweifelte Entschlossenheit, die er ausstrahlte.

„Das werde wohl ich befohlen haben.“

Noch eine bekannte Stimme. Ein Gefühl, intensiv wie ein Blitz durchfuhr Maei, und sie stürzte auf die Knie. Bevor sie ganz zu Boden sank, fing Ebonskap sie auf.

Von der anderen Seite des Brunnens trat eine Gestalt hervor. Sie kannte ihn. Er hatte breite Schultern, die Haare waren nach hinten geleckt, und um seinen Hals wand sich ein absurd großer Kragen. Beeindruckender noch als der Kragen des weiß schimmernden Mantels waren mächtigen Schwingen, die den Rücken des Mannes zierten.

Joston.

Maei hatte das Gefühl, nicht mehr atmen zu können, eine Last drückte auf ihren Brustkorb, die sie nicht abzuschütteln wusste. Sie begann, schnappend zu atmen. Auch der Professor zitterte, doch anstatt sich zu verbeugen oder eine andere Geste der Ehrerbietung zu zeigen, stützte er weiterhin ihren schwachen Körper.

Der Anführer dieser Welt ging weiter auf sie zu und ging vor ihr mit einem Fuß auf die Knie. Er nahm ihr Kinn in seine Hand, so wie er es schon einmal getan hatte. Und wieder konnte sie sich nicht wehren, obwohl sie sich alleine vor seiner Berührung ekelte. Doch er wirkte keine

Gewalt auf sie aus, sie konnte sich vor Angst und Schrecken nicht bewegen.

„Endlich habe ich dich gefunden, Elvira.“

„Elvira?“, hauchte Ebonskap neben ihr.

Dieser Name weckte Erinnerungen. Maei löste sich von Ebonskaps Griff, stand auf, und da sie schneller war als Joston reagieren konnte, sah sie auf ihn herab.

In ihr fühlte es sich an, als entfachte ein Windhauch die Glut, die in ihrem Inneren noch glomm. Sie nahm erneut das Stirnband ab, welches ihren halben Kopf verdeckte. Sie spürte wieder, wer sie war. Doch so sehr sie sich selbst nie vergessen hatte, hatte sie auch nie vergessen, wen sie verloren hatte.

Ihren Mann. Manai. Und ihre Tochter, Eilie. Aus diesen beiden Namen hatte sie ihre neue Identität gebildet. Sie war Maei. Eine Frau Namens Elvira war nur noch ein blasses Leuchten in der Vergangenheit.

„Ist es nun also an der Zeit?“, fragte sie ihn.

„Nein... Elvira, Du verstehst nicht.“

„Es gibt keine Elvira.“

Joston richtete sich auf und sah ihr in die Augen. Doch sie erkannte nicht den Hass, den sie vor vielen hundert Jahren gesehen hatte. Zu einer Zeit, als er seine Klinge durch ihren Körper fahren ließ, um sie zu töten. Er sah immer noch bestimmt und ernst aus, doch etwas anderes lag in seiner Miene.



„Bitte verzeih, was geschehen ist. Es war töricht, was ich getan habe.“

Sowohl Jebelle als auch Ebonskap sogten die Luft ein.

Maei antwortete nicht. Sie sah ihn ernst an.

„Seit Jahrhunderten suche ich dich. Gleich nachdem du verschwunden warst, wurde mir klar, dass du tatsächlich Edings Erbin bist. Mit all seinen Kräften, und nicht nur ein dummes Mädchen, das mir gesandt wurde um erneut eine Revolte unter den Bewohnern anzuzetteln. Doch sie hatten dich weggebracht, deinen vorgeblichen Leichnam in den ewigen Fluss geworfen.“

Sie erinnerte sich. Die gute Melisden. Die alte Dame hatte sie aufgenommen und gesundgepflegt, als Elvira damals an einer Sandbank angespült worden war. Maei schwieg weiterhin.

„Komm mit mir nach Coaress. Ich Sorge dafür, dass es dir im Tempel gut geht. Keine Sorgen für den Rest deiner Tage. Eine Existenz in meinen Ländereien.“

„Also wieder nur eine Gefangene?“, knurrte sie mehr als sie es sagte.

Joston aber schüttelte den Kopf.

„Du bist gefährlich, Elvira. Du hast nie gelernt, was es bedeutet, oberster Wächter zu sein. Und ich kann dir das nicht beibringen, das hättest du viel früher lernen müssen. Deine Kräfte sind unkontrolliert. Komm mit mir. Es wird dir gut gehen.“

„Was ist mit diesem Brunnen?“, fragte sie unbeirrt.

Er drehte sich kurz um und senkte den Blick.

„Frag nicht weiter nach. Du würdest dem Reiz des Brunnens erliegen, und das wäre dein sicherer Tod. Ich hatte befürchtet, dass dich dieser Ort anzieht.“

„Mein Untergang?“, spie Maei aus.

„Alle, die mir etwas bedeuten, sind tot! Sieh mich an. Was bin ich noch? Eine lebende Tote.“

Die Narben der Verletzung, die ihr Joston zugefügt hatte, erstreckten sich von den Füßen bis über das Gesicht. Es hatte viele Jahre lang gedauert, doch schließlich hatte ihr Körper die offenen Wunden heilen können. Das Horn jedoch, das ihr Joston abgeschlagen hatte, wuchs nicht mehr nach und auch die Narben selbst wollten nie ganz verschwinden. Nun hatte sie nur noch drei der vier Hörner am Kopf. Die einzige Gestalt, in der sie sich je wirklich wohl gefühlt hatte, war verletzt, zerstört und vernarbt.

Maei drehte sich um und sah Ebonskap in die Augen. Er war verwirrt und nun war es er, dessen Körperhaltung Unsicherheit signalisierte.

Doch Maei wusste, was zu tun war. Sie wollte diesem Mann nun einen Traum erfüllen. Eine Kraft durchzog ihren Körper, die sie lange nicht gespürt hatte. Sie nahm Ebonskaps Hand und lief los. Sie stieß Joston zur Seite, der überrascht nach hinten stolperte. Ihr Ziel war der Brunnen.

Jebelle baute sich vor ihnen auf, doch mit ihrer ungeahnten Kraft sprang sie hoch, zog den Professor mit sich und sprang über den jungen Wächter. Er hob den Kopf um sie anzusehen und in seinem Gesicht spiegelten sich Angst, Enttäuschung und Trauer wider. Doch das Gefühl des Zweifels, das sie kurz empfand, wich schnell rauschhafter Begeisterung. Sie war über dem Brunnen und fiel hinein, hinter ihr schrie Ebonskap, der sich ihrem Griff nicht entwinden konnte.

Beide stürzten in den Brunnen, und sobald sie in das kalte Wasser fielen, spürte sie, wie ein Sog sie nach unten zog. Die Wände des Brunnens rauschten vorbei und bald war sie in einer ewigen Dunkelheit.

Erstaunlicherweise empfand sie keine Atemnot, es schien, als müsse ihr Körper in diesem Wasser keine Luft holen. Nichtsdestotrotz hatte Maei das Gefühl, immer schwächer zu werden, und auch Ebonskap neben ihr schwebte nur noch bewusstlos zu Boden.

Gerade als auch Maei die Augen zufielen, erkannte sie wieder das Fischmädchen, das sie am Vortag angelächelt hatte.

## 14 Jebelle | Lebe wohl, unschuldiges Kind

Sie war einfach über ihn gesprungen. Als hätte sie plötzlich unbeschreibliche Macht von irgendwo her erhalten, hatte sie offensichtlich alle Regeln der Physik außer Kraft gesetzt und war gesprungen. Jebelle wusste nicht, wohin. Natürlich war ihm klar, dass sie in den Brunnen gesprungen war, aber was sie dort vorhatte, konnte er sich nicht erklären.

Maei und Professor Ebonskap wurden von einem unheimlichen Strudel erfasst, nachdem sie in das Wasser gesprungen waren, und schon nach kurzer Zeit war nichts mehr von ihnen zu sehen.

„Wo... führt dieser Brunnen hin?“, fragte er sich selbst. Dass er die Worte auch ausgesprochen hatte, wurde ihm erst bewusst, als der Anführer dieser Welt darauf reagierte.

Jebelle spürte eine Hand an seiner Schulter.

„In ihren sicheren Tod“, antwortete Joston.

„Aber...“, wollte Jebelle einwenden, doch als der Herr nur die Augen schloss, war ihm klar, dass er auf diese Frage in diesem Moment keine Antwort erhielt.

Jostons Hand lag immer noch auf Jebelles Schulter.

„Du bist ein guter Junge. Linh hat dich nur kurz darüber aufgeklärt, dass du Maei überwachen solltest, und du hast mich schnell gerufen.“

„Es wäre... es ist zum Besten des Steintempels, meinte Linh.“

Er sah dem großen Anführer ins Gesicht, und dieser nickte langsam den Kopf.

„Ja, ist es auch. Weißt du, es ist wirklich schade. Ich wollte ihr eine Zukunft geben. Doch sie hatte sich schon lange für den Weg des Todes entschieden.“

Linh hatte ihm aufgetragen, ein Auge auf Maei zu werfen. Und als er sie gesehen hatte, vor dem Brunnen, scheinbar mit diesem steinernen Monument sprechend, da wusste er, dass er der Wächterin Bescheid geben musste. Sie hatte sofort reagiert und einen Incubus zu Jostons Tempel gesandt. Die kleine geflügelte Kreatur war willfährig gefolgt, mit ihren bunten Flügeln losgeflattert und schon nach wenigen Stunden war Joston hier.

Wie dieser die Strecke von Coaress bis nach Steinhagen so schnell zurückgelegt hatte, konnte Jebelle sich nicht erklären. Normalerweise dauerte es Tage, bis man vom Steintempel aus die Berge überquert hatte und sich in der großen Residenzstadt befand. Zumindest hatte man ihm das im Unterricht so beigebracht. Und der Rückweg würde sicherlich nicht schneller zurückgelegt werden können.

„Was war...“

Er musste einmal durchatmen, bevor Jebelle es wagte, diese Frage vollständig zu stellen.

„Was war besonderes an Maei? Wieso habt ihr die Reise auf Euch genommen?“

Joston lächelte.

„Ich bin der Herrscher dieser Welt, gerecht zu all meinen Untertanen. Diese Frau jedoch ist keine Bewohnerin von Parmacia, und ich hatte ihr einst Unrecht angetan.“

In Jebelles Kopf überschlugen sich die Gedanken. Welches Unrecht mochte er ihr angetan haben? Doch diese Frage schien ihm unangemessen.

„Was bedeutet, sie sei nicht von dieser Welt?“

Joston lachte auf.

„Du bist ein wissbegieriger junger Mann, weißt du das?“

Nun zog Jebelle den Kopf etwas ein. Vermutlich war er zu weit gegangen.

„Verzeiht, Herr.“

Der große Herrscher jedoch zeigte sich gnädig.

„Wissensdurst ist eine hehre Tugend, junger Mann. Ich will dir jede Frage beantworten.“

Er sah sich um, in Richtung des Steintempels.

„Es scheint mir, als wärest du ein besonders begabter Mal'ach, Jebelle.“

Ein ungewöhnliches Lob, und Jebelle versuchte, so angemessen wie möglich zu reagieren.

„Oh, vielen Dank.“

Joston aber sah ihn streng an.

„Begabung bedingt Verantwortung. Du stehst mir treu zur Seite, außerdem besitzt du einen Wissensdurst und einen Geist, der wach genug ist um den Wissensdurst zu stillen. Dieser Tempel hier hat keine Verwendung für Leute wie dich.

Ich will dich ausbilden, Jebelle Toresson, und will dir in Coaress auf der Hohen Akademie die Ausbildung der Hohen Wächter ermöglichen.

Bist du bereit, mit mir zu kommen?“

Jebelle war bewusst, dass er keine andere Antwort geben konnte als eine Zusage. Joston hatte ihn erwählt. Es war nicht nur eine Ehre, sondern auch eine Pflicht, ihm zu folgen.

Doch ihm blutete das Herz beim Gedanken, den Steintempel wieder hinter sich zu lassen. Wer sollte sich denn jetzt um alles kümmern, da der wichtigste Professor verschwunden war? Pirvell war ein Greis, die fünf anderen Professoren nur Lehrer, niemand fühlte sich für den Tempel selbst verantwortlich.

Die Probleme eines kleinen Tempels kümmerten den Anführer von Parmacia nicht. Immer noch hatte Hrvic den Makel, ihm einst die Gefolgschaft verwehrt zu haben. Alle Macht ging von Cobalton aus, der Stadt, die ohnehin unter direkter Führung von Jostons Beamten stand. Es gab keinen Bedarf nach der moralischen Führung durch

lokale Wächter, wie in anderen Ländern. Diese Erkenntnis traf Jebelle wie ein Schlag.

Das war also der Grund, warum der Steintempel so klein war. Und warum nie jemand der Bürger hier Rat suchte.

Seine Gefühlswelt war umso mehr völlig durcheinander, da er auch noch nicht wusste wie er mit dem plötzlichen Verschwinden von Maei und Ebonskap umgehen sollte. War sie doch seine Feindin? Hatte sie ihn hintergangen und seinen Professor in den Tod gerissen? Ebonskap hatte Jebelle so verwirrt und überrascht angesehen, dass er den Sprung sicherlich nicht mit Maei abgesprochen haben konnte. Doch Jebelle war sich so sicher gewesen, dass sie eine anständige, vertrauenswürdige Person war.

„Es wäre mir eine Ehre, Euch zu begleiten“, sagte Jebelle schließlich, während er vor Joston auf die Knie ging. Er durfte nicht zweifeln. Er musste sich entscheiden.

„So sei es. Pack deine Sachen und triff dich in Kürze mit mir wieder hier. Beeile dich.“

Jebelle eilte zurück zum Tempel und in seine Kammer. Wie schon vor der Reise nach Nerdis packte er seine Sachen, achtete aber diesmal nicht mehr so sehr darauf, dass alles ordentlich verstaut war. Der Herr dieser Welt hatte ihm den Befehl gegeben, sich zu beeilen, und so tat Jebelle, wie geheißen.

„Du gehst?“

Kalekk. Langsam drehte Jebelle sich um. Er musste nichts sagen.



„Du gehst.“

Der kräftige junge Mann kam Jebelle näher und umarmte ihn.

„Du bist doch gerade erst wiedergekommen, Mann.“

Jebelle erwiderte die Umarmung.

„Es tut mir leid Kal, doch Joston selbst...“

„Ich weiß es doch.“

Kalekk löste sich aus der Umarmung, als Mariny gerade hereinkam. Nun zog er sie an sich heran.

„Mariny wurde hier fest im Tempel aufgenommen. Sie wird als meine Frau hierbleiben, bald schon ist die Hochzeit. Und wenn uns Jostons Wille gewogen ist, dann werden wir hier auch unsere Familien gründen.“

Das tat weh. Das war das, was Jebelle erreichen wollte. Nicht mit Mariny, doch es gab sicherlich noch andere Mädchen in seinem Alter drüben im Dorf, in Steinhagen. Doch nun hatten sich die Dinge anders ergeben. Es hatte keinen Zweck, dem verlorenen Traum nachzutruern. Jebelle musste die neuen Gegebenheiten annehmen. Und er freute sich für seinen Freund.

Jebelle schnürte sein Bündel, umarmte Kalekk und Mariny und verließ dann den Raum. Seine Freunde blieben zurück.

Noch einmal drehte Jebelle sich um.

„Genießt die Zeit, die ihr zusammen habt, ja? Ich komme schon bald wieder. Dann will ich Neuigkeiten hören!“

Er versuchte, sich ein Lächeln abzurufen, doch ihm war nach Weinen zumute.

Jebelle verließ den Tempel, voll widersprüchlicher Gefühle was er denn von dieser schnellen, so unvermittelten Änderung halten sollte.

Doch Joston hatte es befohlen. Und Jebelle war Jostons Mann, durch und durch. Das war die feste Größe, die er in seinem Leben hatte. Den Anführer dieser Welt.

Er dauerte nicht lang, bis er wieder vor dem Brunnen stand. Joston erwartete ihn, und über ihm wartete ein riesiges schwebendes Schiff. Es war ein Schiff, groß wie die Obel, nur hatte es über dem eigentlichen Rumpf einen unbeschreiblich großen Ballon, der ein wenig wie eine Zigarre aussah. Diesen Ballon umspannten Seile, an denen das Schiff hing. Jebelle hatte das noch nie gesehen.

„Überrascht?“, fragte Joston mit einem Lachen in der Stimme. Jebelle war so überwältigt, dass er nicht antworten konnte.

„In Coaress wirst du vieles lernen. Du wirst solche Luftschiffe konstruieren. Du wirst lernen, wie wir uns die Incubi zu den Untertanen gemacht haben.“

So viel Neues. So viele Eindrücke. Joston aber fuhr ungerührt fort.

„Und Du wirst lernen, warum auch Professor Ebonskap nicht in diese Welt gehörte. Nur die Studenten meiner Akademie lernen alle Geheimnisse dieser Welt kennen. Du bist ab jetzt einer von ihnen. Zeig dich dieser Aufgabe würdig.“

Nein, er durfte Joston nicht enttäuschen.

Er wollte Joston nicht enttäuschen.

Was blieb ihm denn sonst noch?

## 15 Maei | Ertrinken

Das Wasser rauschte in ihren Ohren, es war so unbeschreiblich laut. Sie wollte sich die Flüssigkeit aus den Ohren wischen, doch auch ihre Hände, nein, ihr ganzer Körper war unter Wasser.

Doch wieso ertrank sie nicht? Und was hatte sie dazu gebracht, überhaupt in diesen Brunnen zu springen? Sie war so voller Entschlossenheit gewesen, ohne wirklich zu wissen, was sie eigentlich tat.

Hätte sie nicht ertrinken sollen, als sie die Strömung nach unten riss?

Maei öffnete die Augen.

Rund um sie herum war Wasser. Sie konnte keine Begrenzung erkennen, nur ab und an leuchtete irgendetwas schwach in der Ferne, es war ein grünliches Licht. Doch weder konnte sie erkennen, wo es herkam, noch, wie weit es entfernt war.

Und noch etwas leuchtete.

Es war das kleine Mädchen, das sie im Brunnen angesehen hatte. Das Fischwesen. Sie bemerkte Maei und sah sie an. Den Gesichtsausdruck des Mädchens konnte Maei allerdings nicht deuten, sie konnte hier nur unscharf sehen.

*„Keine Sorge. In diesem Wasser kannst du nicht ertrinken, nicht du.“*

Die Stimme hallte in ihrem Kopf wider. Als sie versuchte, dem Mädchen eine Frage zu stellen, musste Maei feststellen, dass dieses Wasser zwar irgendwie anders war als das der Meere oder Seen in Parmacia, doch sprechen konnte sie auch hier nicht.

*„Denke einfach an mich. Dann kannst du mit mir in Kontakt treten.“*

Das konnte doch nicht schwierig sein. Maei konzentrierte sich auf dieses geschuppte Wesen.

*„Wer... wer bist du?“*

*„Merlusigne. Aber ist mein Name wirklich etwas so Wichtiges, dass das die erste Frage ist, die du mir stellst?“*

Natürlich nicht! Maei versuchte, sich in diesem ewigen Meer umzudrehen, versuchte zu schwimmen, doch die Fluten waren dickflüssig wie Honig, und sie konnte sich kaum bewegen.

*„Wo ist der Mann, der mit mir in den Brunnen gefallen ist?“*

Merlusigne schwirrte einmal an Maei vorbei, als wäre das Wasser so flüssig und leicht wie immer. Als sie wieder in ihr verschwommenes Sichtfeld kam, leuchtete hinter ihr eine Art Kokon.

*„Er schläft. Ich habe mich um ihn gekümmert. Aber du hättest niemanden mitbringen sollen. Auch wenn ich verstehe, warum du das getan hast.“*

„Schön, dass sie das versteht“, dachte sich Maei. Sie wusste selbst nicht, warum sie das getan hatte.

„Warum... warum bin ich hier?“

„Ich habe dich gerufen. Du hast noch Dinge zu tun!“

„Welche Dinge?“

„Deine Welten. Sie sterben. Du musst etwas tun.“

Ihre Welten? Hel und die Mittelwelt? Dort, wo sie Mann und Kind zurückgelassen hatte? Maei hatte so lange versucht, sich nicht an Details zu erinnern. Doch sie konnte nie vergessen.

„Joston hatte gesagt, sie existieren nicht mehr.“

Wieder wirbelte Merlusigne herum.

„Oh dieser Lügner. Meint, er könnte die Shiarran hintergehen. Die ewigen Wächter.“

Es war fürchterlich verwirrend. Sie lag hier inmitten eines Meeres, das sie nicht kannte, wurde von einem seltsamen Fischwesen begleitet und wusste nicht, wo die Reise hingehen sollte. Und dann sprach dieses Gör auch noch ständig in Rätseln.

„Wir sind gleich am Ziel. Ich kann dich nicht so lange in Incipit lassen, du gehörst nicht hierher.“

Incipit. Schon wieder ein neuer Begriff.

„Erschrick nicht vor dem, was du siehst“, fuhr Merlusigne fort, „Wenn du retten willst, was dir gehört, dann brauchst du deine ganze Kraft. Einen Teil deiner

*Kraft hast du aber zurückgelassen. Finde ihn und komm wieder zurück. Suche den Tempel. Von dort aus kannst du reisen.“*

Maei verstand nichts von dem, was das Mädchen in ihren Kopf sprach, und bevor sie auch noch einen Gedanken an Merlusigne formen konnte, spürte sie wie das Wasser dünner wurde, wie das Rauschen immer lauter wurde und wie sie schließlich in die Luft geschleudert wurde, in die kalte, dünne, grausame Luft.

Sie riss die Augen auf, konnte aber in der Dunkelheit nichts erkennen, und ehe sie ihre Orientierung wiedererhielt, schlug sie auf hartem Boden auf.

Maei versuchte sich, mit den Händen aufzustützen, doch die Kräfte verließen sie, und so stürzte sie wieder bewusstlos zu Boden.

## Prolog IV | Untergang

Sie hatte es gerade noch geschafft. War weggelaufen vor dem wahnsinnigen Mann, der sie bedroht und verfolgt hatte. Der Verrückte jagte sie mit einer Armada aus kleinen, gefährlichen, fliegenden Robotern. Es war schrecklich.

Schrecklich wie diese ganze Zeit. In nur zweihundert Jahren verkam das, was nach den Ereignissen um Elvira von der Welt noch übrig war, vollkommen.

Die Weltgemeinschaft verurteilte die Vereinigten Staaten, an den Naturkatastrophen schuld gewesen zu sein, die in nur kurzer Zeit über die Welt hereingebrochen waren. Sturmfluten zerstörten die Küsten, Erdbeben erschütterten große Gebiete der Welt, und so kam es zum großen Krieg.

Beinahe alle Nationen marschierten in diesem Konflikt, und selbst ein Land wie die Vereinigten Staaten von Amerika konnte nicht gegen alle Mächte der Erde ankämpfen. Und so kam es, wie es kommen musste, Washington kapitulierte. Doch damit nahm das Unheil erst seinen Lauf.

Zuerst sah es aus, als würde alles gut werden. Die USA wurden besetzt und die Welt leckte ihre Wunden. Die Städte wurden saniert und wuchsen in modernen, schönen Gebäude in die Höhe. Die Menschheit fühlte sich befreit, und so begann ein Zeitalter des technologischen Fortschritts, beinahe alles schien möglich. Die Forschung



zur künstlichen Intelligenz schritt voran, Computer und Roboter wurden immer intelligenter und konnten in immer mehr Lebenslagen die Menschen unterstützen.

Nicht jedoch kümmerte man sich darum, auch modernere Energieformen zu suchen, und so wurden weiterhin die natürlichen Ressourcen der Welt ausgebeutet. Die Umweltverschmutzung nahm immer Besorgnis erregendere Ausmaße an.

Durch den Wegfall eines mächtigen Staates im globalen Spiel der Mächtigen begann irgendwann die Stabilität der Welt ins Wanken zu geraten. Erstaunlicherweise aber kam es nicht zum Krieg der einzelnen Staaten, vielmehr zerbrachen die Länder innerlich in Bürgerkriegen und sonstigen Konflikten.

Nun gab es kaum noch eine stabile, sichere Gegend in der Welt. An diesem Tag, so viele Jahre, nachdem Eilie ihren Vater verloren hatte.

Und nun schien auch sie keine Zukunft mehr zu haben. Von allen Seiten hatten sie die Drohnen gejagt. Eilie war nur in der großen, modernen Stadt gewesen, um nach hilfeschuchenden Menschen Ausschau zu halten, da hatte er ihr aufgelauert. Mame, der verrückte Vollstrecker der Erde. Sein Ziel war es, sie zu töten. Er hatte Eilie durchschaut. Eilie mit den Götterkräften. Er wollte alles töten, was nicht mehr in sein Weltbild passte. Und auch er schien viel älter zu sein, als es Menschen eigentlich möglich war.

Die Stadt war modern, und doch verfallen. Sie war in der Blütezeit des technologischen Aufschwungs groß geworden, nun jedoch brachen die Fassaden von den großen, weißen Wolkenkratzern ab, fielen die hoch gelegenen, röhrenförmigen Fußgängerwege von den Stelzen und Pfeilern und zerbrachen die gläsernen Kuppeln wie die Träume der Menschen in jenen Tagen.

Eilie hatte den Zugang zu dieser kleinen Lagerhalle in einer Seitenstraße gefunden und schnell die Türen hinter sich zugezogen. Sie atmete schwer und schwitzte am ganzen Körper, doch sie wagte es nicht, die gepolsterte, gepanzerte Lederjacke auszuziehen. Ohne diese war sie vollkommen schutzlos.

Bisher hatte sie sich von jeder Verletzung erholt, doch dieser Mame machte ihr Angst. Es erschien Eilie, als wäre er nicht einmal ein richtiger Mensch.

Dumpf hörte sie ein Scharren von der anderen Seite der schweren Metalltür. Eilie sah sich um. Diese Lagerhalle war weitgehend ausgeräumt, die Regale standen leer und traurig im schwachen Licht der bläulichen Neonröhre, welche offenbar aus dem Notstromsystem der Stadt gespeist wurde. Doch hier war nichts, was ihr helfen könnte. Keine Waffe. Kein Schutz. Und keine zweite Tür.

Eilie umklammerte ihre Knie und begann leise zu weinen. Nun war wohl alles aus.

## 16 Maei | Die neue, alte Welt

Trocken. Alles fühlte sich trocken an. Maei begann zu husten und richtete sich auf. Ihre Lippen waren aufgeplatzt, und auch die Haut auf ihren Händen spannte sich.

Nur mühsam konnte sie sich hochziehen, auf einen Arm gestützt lag sie mehr auf dem staubigen Boden als dass sie saß.

Ebonskap. Er lag noch hinter ihr. Regungslos. Maei nahm alle ihre Kräfte zusammen und taumelte zu dem Professor. Seine Flügel lagen schlaff zu Boden, seine Arme waren übereinander und lagen aufeinander gefaltet dort. Es sah aus, als würde er beten.

Maei fragte sich, ob er tot war. Sie drehte ihn ein Stück zu sich, und auch er begann zu husten. Er lebte also noch, eine Woge der Erleichterung ging durch ihren Körper, und die Kräfte verließen sie wieder. Sie hatte diesen armen Mann hierher gezerrt. Warum hatte sie das nur getan? Er wirkte so von diesem Brunnen fasziniert, beinahe so wie auch Maei selbst.

Wie von alleine fand ihre Hand den Weg auf seine Schulter, als sie sich vor ihm zu Boden setzte. Sie hielt ihn fest und wollte ihm alles erklären, wenn er wieder wach war. Doch nachdem Ebonskap gehustet hatte, schief er ruhig ein und atmete gleichmäßig. Maei wollte ihm erst einmal die Ruhe gönnen, solange kein unmittelbarer Grund zur Sorge bestand.

Diese Welt... Maei kannte sie nicht. Sie sah sich um.

Die Gegend war flach, sehr flach. In der Ferne konnte sie einige Berggipfel erkennen, doch es war sehr dunkel hier.

Ihre Augen mussten sich schon an diese Finsternis gewohnt haben, denn sie konnte die Landschaft besser erkennen, als sie gedacht hatte. So erkannte sie auch, dass der Boden langsam anzusteigen schien, wie in Parmacia. Die beiden waren also wohl auch in einer Hohlwelt.

Doch am Himmel strahlte kein Zentralgestirn, und da keine gegenüberliegende Seite leuchtete, gab es wohl kein solches Licht am Firmament. Doch wie konnte Maei dann überhaupt etwas erkennen?

Als sie sich umdrehte, erkannte sie, warum. Hinter ihr lag das Meer. Es war wohl einige Kilometer entfernt, doch man konnte es gut erkennen. Es leuchtete. Ganz schwach, sicherlich kaum wahrnehmbar in einer normalen Nacht, doch hier in dieser völligen Dunkelheit konnte man das schwache Glimmen des Wassers erkennen.

Maei stand auf und sah sich weiter um. Alles hier war tot, ausgetrocknet und lebensfeindlich. Der Wind zischte kalt, und die Luft war so stickig wie in einem Raum, den man über Jahre nicht geöffnet hatte. Die Luft brannte beim Atmen.

*„Was ist das hier?“*

Sie überlegte, was sie nun machen sollte.

*„Suche den Tempel.“*

Hatte das Mädchen das nicht gesagt?

Doch wo sollte hier ein Gebäude stehen in dieser lebensfeindlichen Welt?

Ein beklemmendes Gefühl der Angst übermannte sie. Wie sollte der Professor hier mehr als einige Tage überleben? Und wie sollte sie existieren? War sie wirklich unsterblich, wie sie dachte? Oder würde sie an diesem seltsamen Ort auch zugrunde gehen?

Maei fasste sich an den Kopf und ging in die Knie. Was hatte sie getan? Sie musste völlig verrückt gewesen sein.

Doch dann spürte sie eine Hand auf ihrer Schulter. Sie drehte sich um und erkannte Professor Ebonskap.

„Es... Es tut mir leid“, brachte sie krächzend hervor. Die trockene Luft war jetzt schon unerträglich.

„Es ist in Ordnung, Mädchen“, sprach auch er mit rauher Stimme.

„Du hast... das richtige getan. Ich wollte sehen was hinter dem Brunnen liegt.“

„Weißt du, wo wir sind?“

Er schüttelte den Kopf.

„Nein. Ich habe nur... Vermutungen.“

„Was... welche Vermutungen?“

Maei versuchte, seinen Blick zu deuten, doch er sah eher neugierig aus, als besorgt.

„Ich wurde in Flussforke geboren, einer freien Stadt in Parmacia.“

Der Professor hielt kurz inne.

„Nein, ich wurde nicht dort geboren. Ich wuchs dort auf. Zusammen mit anderen Kindern wurde ich von einer Pflegefamilie großgezogen, man sagte mir, meine Eltern wären gestorben. Es waren gute Leute, und man kümmerte sich darum, dass ich viel lesen konnte und wissbegierig blieb. So wurde ich Gelehrter.“

Auch er sah sich um und musterte die Welt, während er sprach.

„Ich kam in den Flussforcker Tempel“, fuhr er fort, ohne Maei ins Gesicht zu sehen. „Dort wurde ich irgendwann Hüter der Bibliothek und las beinahe jedes Werk, das dort ausgestellt war. Und da Flussforke direkt unter der Leitung des hohen Wächters selbst stand, gab es dort aus einige interessante Bücher. Auch wenn vieles selbst für mich unter Verschluss lag.“

Nun deutete er auf das Meer, das hinter ihnen lag.

„Beispielsweise las ich in einer der Schriften, dass es noch andere Welten wie Parmacia gab. Dass Parmacia nicht alleine war. Und dass alle Welten in einem riesigen Ozean miteinander verbunden waren. Und auch, dass es in Parmacia nur sehr wenige Verbindungswege in diesen

riesigen Ozean gab, da die Kontinentalplatten wie ein Schutzschild uns vom Rest allen Seins abschirmten.“

Er musste beim Versuch, tief durchzuatmen husten.

„Zusammen mit meinen Träumen von einer Reise im Wasser und einem Fischmädchen, das mich dabei begleitete, wurde die Forschung zur Obsession. Es hieß, dass in der Nähe des Steintempels ein solcher uralter Verbindungspunkt lag. So ließ ich mich dorthin versetzen. Doch außer einem tiefen Brunnen in altertümlichen Mauern konnte ich nichts entdecken.“

Er wirkte enttäuscht, doch in seinen Augen blitzte weiterhin Neugierde. Er ließ den Blick noch einmal über die Landschaft gleiten.

„Nun... immerhin hat sich meine Theorie bestätigt.“

Er lachte heiser auf.

„Selbst, wenn diese Welt nicht so aussieht, als könne man hier lange überleben.“, fügte er hinzu.

Sie konnte nicht aufgeben. Maei musste zumindest den Rat befolgen, den ihr Merlusigne gegeben hatte.

„*Suche den Tempel*“, hallte es erneut in ihrem Kopf.

Noch einmal blickte sie sich um, und in der Ferne setzte sich etwas ab vom ewigen Dunkel des Bodens.

„Vielleicht... vielleicht habe ich eine Idee“, sagte sie mehr zu sich selbst als zu Ebonskap.

Maei ging voran, ihr Ziel war das unklare Gebilde am Horizont. Ebonskap folgte ihr ohne eine weitere Frage.

Durch die schlechte Luft war der Marsch anstrengend, nur langsam kamen die beiden voran. Schon nach wenigen Stunden war Maei so schwindelig, dass sie sich setzen musste. Sie fand einen Findling, auf den sie sich niederließ.

Erst jetzt fiel ihr auf, dass sie eine kleine Anhöhe erreicht hatten. Die Ebene war zwar flach, aber an einigen Stellen erhob sich das Land in sanften Kuppen. Einige vertrocknete Stummel am Boden deuteten darauf hin, dass hier einst Bäume gestanden haben mussten. Es konnte also nicht immer so tot und traurig gewesen sein hier.

Eine Anhöhe. Bäume.

Die Haare auf ihrem Nacken stellten sich auf. Konnte es wirklich sein? Sie musste ihren Mut zusammennehmen, um sich genauer umzusehen.

„Nein.“, hauchte sie schließlich.

Einige hundert Meter vor dem Hügel standen die traurigen Überreste runder Grundmauern. Runde Gebäude. Ein kleines Dorf. Ein Hügel, der einst von einem Wald überwuchert wurde.

„Nein. Nein.“



## 17 Echriel | Die neue, alte Welt

Plötzlich saß Maei wie versteinert auf dem Stein, auf dem sie Rast gemacht hatten. Auch er war erschöpft. Obwohl er durch die Arbeit in Steinhagen trainiert war, schien ihm diese Welt die Lebensgeister zu entziehen. Echriel konnte kaum noch mit Maei mithalten, daher war er unbeschreiblich dankbar dafür, dass sie irgendwann ihren stummen Marsch unterbrochen hatte, um auf dem Stein Platz zu nehmen. Er selbst blieb ein Stück hinter ihr auf dem Boden sitzen.

Sie hauchte etwas. Er konnte nicht verstehen, was sie sagte. Ihr Rücken war gerade, ihr Blick auf irgendetwas am Fuße des kleinen Hügels gerichtet, auf dem sie sich befanden.

In einer unwirklichen, starren Art und Weise drehte sie ihren Kopf um und sah Echriel direkt in die Augen. Ihr Blick schien ihn zu durchbohren, er fühlte Unbehagen. Als sie auch noch begann, in einem weißen Schimmer zu leuchten, spürte er Angst in sich aufsteigen.

Langsam, in beinahe mechanischen Bewegung stand sie auf und begann leicht über dem Boden zu schweben. Sie drehte sich wieder um und glitt zu dem Ort, den sie eben angesehen hatte.

Obwohl es ihn die letzte Kraft kostete, versuchte er, ihr zu folgen. Seine Vernunft riet ihm, in die andere Richtung zu laufen, weg von dieser Frau, doch die Neugierde überwog schließlich.

Sie blieb inmitten runder, steinerner Kreise stehen. Bei genauerem Blick stellte sich heraus, dass ebendiese Steine wohl einmal Grundmauern von Häusern gewesen sein mussten.

Maei schwebte weiterhin eine halbe Mannslänge über dem Boden und begann langsam, in sich zusammenzusacken. Echriel näherte ihr sich vorsichtig, traute sich aber nicht, ihr näher als eine Armlänge zu kommen.

Es wäre auch nicht notwendig gewesen.

Mit einer ruckartigen Bewegung fuhr sie herum, fiel zu Boden, doch bevor sie zusammenbrach schrie sie etwas Unverständliches in einem markerschütternden, tiefen Ton und sah ihn mit leeren, weißen Augen an. Das helle Leuchten löste sich von ihr und huschte auf ihn zu. Als würde das etwas helfen, versuchte Echriel die Arme vor dem Gesicht zu verschränken, doch das kalte, wabernde Licht glitt über ihn hinweg, es fühlte sich, als wäre eine Nebelschwade durch ihn hindurchgefegt.

Doch es geschah ihm nichts Schlimmes. Er stand immer noch hier, und obwohl sich das Licht kalt und unwirklich angefühlt hatte, schien nichts an ihm verändert zu sein.

Er war unverändert, derselbe Echriel Ebonskap, der er schon viele, viele Jahre gewesen war. Doch rund um ihn war die Gegend eine andere.

Das Firmament war weiterhin finster, die Luft schwer und trocken, der Wind kalt und unbarmherzig, doch

seine Füße standen in einer Wiese. Und die runden Mauern um ihn herum waren zu Gebäuden gewachsen. Schöne, weißen Hütten, vor deren Türen Getreide, Wurst und getrocknetes Obst hingen.

Maei aber kniete auf dem Boden und atmete schwer. Sie stützte sich mit den Armen mühevoll vom Boden ab, und als sie ihren Kopf hob um ihn wieder anzusehen war sie wieder die junge Frau, die er im Steintempel kennen gelernt hatte.

Die Sorgen waren ihr ohnehin meistens ins Gesicht geschrieben, doch nun sah sie aus, als wären ihre Gedanken noch finsterer geworden.

„Das hier“ ... brachte sie keuchend und mit brechender Stimme hervor.

„Das hier ist meine Welt.“

Nach diesen Worten brach sie zusammen.

Es war für ihn selbstverständlich, seine Angst und Verwirrung beiseite zu schieben und dem armen Ding, das dort bewusstlos im Gras lag, zu helfen. Es war ja ohnehin unwirklich genug, dass in dieser kargen Welt wie aus dem Nichts ein solcher Ort erschien.

Sachte hob er ihren Körper an. Sie war am ganzen Leib verschwitzt und atmete schwer. Er entschied, sie in die nächstgelegene Hütte zu legen. Beim Öffnen der Türe trat ihm wohliger Duft in die Nase, es roch nach geräuchertem Schinken.

Die Hütte bestand aus einem Raum, der etwa halb so groß war wie das Gebäude selbst, eine gerade Mauer zog sich durch die Mitte des Runds. Dieser Raum war wohl der Wohnbereich, auf der einen Seite stand ein Küchentisch mit einigen Hockern davor, an der Wand stand ein Ofen und an den Dachbalken darüber hing Räucherschinken. Erstaunlicherweise war hier auch ein Regal mit Glasbehältern, die offensichtlich mit Wasser gefüllt waren.

Mit Maei im Arm öffnete er die Türe, die den Wohnbereich vom Schlafbereich trennte. Das zweite Zimmer war ebenso halb so groß wie das ganze Gebäude, doch hier befanden sich nur einige Schlafmatten am Boden. Echriel legte Maei vorsichtig darauf und deckte sie zu. Schließlich sollte sie ihm ja nicht krank werden.

Er verließ das Zimmer, ging zu einer der Glasflaschen im Regal des Wohnraumes und kostete von der Flüssigkeit. Es war tatsächlich Wasser. Nachdem er sich noch einmal davon vergewissert hatte, ging Echriel wieder zu Maei und flößte ihr etwas von der wohltuenden Flüssigkeit ein.

Wem war er hier nur gefolgt? Sie musste eine der hohen Wächter sein. Das konnte auch der Grund dafür sein, dass Joston offenbar Ausschau nach ihr hielt. Bevor er ihr Fragen stellen konnte, sollte sie sich aber erst einmal erholen. Sie hatte ein kleines Wunder vollbracht.

Um sie nicht weiter zu stören, verließ Echriel den Raum und setzte sich an den Küchentisch. Da er nicht wusste, wie lang dieses kleine Wunder anhielt, nahm er eine

Tasche, die er in einem Schrank gefunden hatte und packte etwas von dem Schinken hinein. Auch Wasserflaschen nahm er mit, vielleicht konnten sie hier ein paar Tage überleben. Und wer weiß, vielleicht war Maei ja auch in der Lage, noch weitere solcher erstaunlichen Taten zu vollbringen.

Während er am Tisch saß, gestattete Echriel sich einen Bissen vom Schinken und dachte darüber nach, was geschehen war.

Er sinnierte und spann seine Gedanken, doch irgendwann überkam ihn doch die Müdigkeit vom anstrengenden Marsch und er lehnte sich nach vorne auf den Tisch, den Kopf auf die Unterarme gestützt. Er schlief schnell ein.

Als er wieder aufwachte, sah er, wie Maei ihm gegenüber saß. Sie sah besorgt drein und legte eine Hand auf eine seiner Unterarme. Langsam hob er den Kopf, sein Nacken spannte schmerzhaft. Er war wirklich alt geworden.

„Geht es dir gut?“, fragte sie mit so viel Mitgefühl in der Stimme, dass ihm warm ums Herz wurde.

„Abgesehen vom Alter geht es mir blendend“, sagte er und versuchte sich an einem Lächeln.

„Professor, ich...“

„Bitte, nenn mich Echriel. Wir sind hier an einem seltsamen Ort, offenbar nur zu zweit, da ist für Förmlichkeiten nun wirklich kein Platz mehr“, fiel er ihr ins Wort.

Maei lächelte ihn kurz an, verfiel dann aber wieder in eine ernste Miene.

„Ich denke... ich muss einige Dinge erklären.“

Echriel schmunzelte, sah sich in dem sauberen, ordentlichen Haus um und blickte ihr in die Augen.

„In der Tat, du bist eine sehr besondere Person!“

„Ich bin wohl das, was ihr in eurer Welt einen obersten Wächter nennt.“

Das hatte Joston bereits erwähnt, doch Echriel wollte sie nicht noch einmal unterbrechen.

„Vor vielen, vielen Jahren wurde ich hier geboren. Das hier ist Etheria, die Welt, nach der ich so lange gesucht hatte.“

„Du hattest nach dieser Welt gesucht?“

Sie raufte sich ihre Haare mit den Händen und starrte auf den Tisch.

„Es ist alles schrecklich verwirrend. So ein seltsames Wesen wie ich es bin gibt es wohl kein zweites Mal. Einst wurde ich hier geboren, doch es waren bereits beinahe alle Mal'ach von Etheria gestorben. Ich war wohl krank oder etwas in der Art, weshalb meine Großeltern beschlossen hatten, mich zu töten.“

Meine Seele wanderte an einen anderen Ort, Hel... die Unterwelt von Etheria. Dort verbrachte ich ein normales Leben, zumindest bis die Menschen eine Revolution

anzettelten. Diese Revolution konnten wir niederschlagen, doch während den Geschehnissen starb der Herr von Etheria, und übertrug mir all seine Macht.“

Sie atmete einmal tief durch.

„Diese Kraft... er hatte mir nicht gesagt, was ich damit tun sollte. Und so stolperte ich von Existenz zu Existenz, und habe wohl durch meine Ideenlosigkeit alle Lebewesen in den Welten getötet, die einst Eding... der ehemalige Herr der Welt erschaffen hatte.

Ich hatte einen Weg nach Etheria gesucht, in der Hoffnung dort Antworten zu finden. Hilfe, die mir erklären sollte was ein oberster Wächter zu tun hat. Stattdessen bin ich auf der Suche nach dieser Welt in Parmacia gelandet.“

Sie sah zum Fenster hinüber. Das Fenster, welches den Blick zur dunklen, toten Welt ermöglichte.

„Jetzt habe ich Etheria gefunden, und was ist daraus geworden? Eine abgestorbene Ödnis. Vermutlich sehen alle Welten jetzt so aus.“

Was sie sagte, war für ihn sehr aufschlussreich. Sie redete wirr, wusste nicht, ihre Gedanken zu sortieren, doch Echriel vermutete, dass er ihr helfen konnte.

„Etheria heißt diese Welt, sagst du? Und sie ist eine von drei Welten?“

„Genau.“, bestätigte ihn Maei.

„Auch Parmacia ist die oberste von drei Welten. Welche Rolle die anderen beiden Welten haben, lernen aber leider nur die Schüler, die Joston in seiner hohen Akademie selbst unterrichtet. Wir normale Wächter wurden nur insoweit ausgebildet, dass wir Parmacia in Jostons Sinne verwalten können.“

Maei hörte ihm aufmerksam zu.

„Sag, Maei... Joston hatte dich ‚Elvira‘ genannt, und scheinbar hattet ihr euch bereits gesehen.“

Sie schloss die Augen.

„Als ich... als ich dachte, Etheria zu erreichen und tatsächlich in Parmacia erschien, hatte Joston mich erwartet. Er lullte mich ein mit freundlichen Worten, gewann in kurzer Zeit mein Vertrauen und hat dann versucht, mich zu töten. Er fuhr mit einem Klingenstab auf mich nieder und ließ mich dann blutend, mit klaffenden Wunden, in einen Fluss werfen.“

Echriel rieb seine Hände am Kinn.

„Das ist erstaunlich. Nach meinen Kenntnissen kann man einen ewigen Wächter nicht einfach töten wie ein niederes Lebewesen.“

Sie schüttelte nur den Kopf.

„Joston wusste es ja nicht. Vielleicht... Ich bin kein ‚ganzer‘ ewiger Wächter, vermute ich.“

„Nicht ‚ganz‘?“



„Nun“, begann sie und beugte sich vor, über den Tisch, „ich sehe nicht aus wie ihr, oder? Keine Flügel. Hörner. Ich sehe aus wie ein Wesen meiner Unterwelt.“

Maei lehnte sich wieder zurück und umklammerte ihre Unterarme.

„Ohne zu wissen, wer ich war, tat ich Dinge, die ich wohl nicht hätte tun dürfen. Bevor Eding mir seine Kräfte übergab, verliebte ich mich in einen Menschen.“

„Menschen?“, fiel Eding ein. Diesen Begriff hatte er nur einmal gehört, aber konnte ihn nicht zuordnen.

„Bewohner einer der anderen Welten“, antwortete sie knapp.

„Jedenfalls... auf der Suche nach Etheria begleitete er mich, und schließlich gebar ich sein Kind. Doch dieses Kind erhielt einen Teil meiner Macht, oder Kraft, oder wie auch immer man das nennen mag.“

„Und durch das Fehlen der Kraft sah Joston dich nicht als vollwertigen obersten Wächter“, schlussfolgerte Echriel. Maei nickte.

„Und dein Kind heißt Elvira?“

Sie sah ihn an, hielt einen Moment inne und schüttelte dann den Kopf.

„Nein, nein. Sie heißt... hieß Eilie.“

Maei schwieg. Echriel konnte sehen, wie viele Schmerzen sie gerade empfand und hielt es für besser, in diesem Moment nichts zu sagen.

„Mein Name ist Elvira. Elvira, liebende Frau von Manai. Der vermutlich ebenso tot ist wie meine Tochter. In ihrem beiden Andenken nenne ich mich Maei.“

„Wieso vermutest du, dass sie nicht mehr leben?“

Maei schnaubte kurz und deutete dann zum Fenster.

„Schau doch da raus. Es ist alles tot. Etheria sollte die Welt sein, in welcher ich den Verfall meiner Welten aufhalten kann. Doch diese Welt ist gestorben. Seit fast fünfhundert Jahren wandere ich durch Parmacia, und diese Zeit hat offenbar ausgereicht, alles sterben zu lassen.“

Wieder rieb er sich sein Kinn. Echriel konnte verstehen, wie sie empfand.

„Wenn das hier eine Welt ist wie Parmacia, dann müsste es auch irgendwo noch einen zentralen Ort geben, ähnlich des Tempels von Joston und seiner Akademie, ist das nicht so?“

Nun sah in Maei mit größeren Augen an. Echriel aber blickte sich bewusst um.

„Auch, wenn dieser Ort in Ruinen liegen sollte, wenn du dort vollbringen kannst, was du hier geschafft hast, dann sollten wir mehr über diese Welten herausfinden können, oder? Und vielleicht können wir auch herausfinden, ob

ein Wechsel zu einer solchen Welt möglich ist?  
Schließlich scheinst du ja schon einmal zwischen diesen  
Orten hin- und hergewandert zu sein, oder?“

Sie bewegte sich nicht und starrte ihn weiter an. Dann  
beugte sie sich nach vorne und lächelte.

„Ich... ich muss den Tempel suchen!“

Maei sprang auf und nahm Echriel an der Hand.

„Komm, lass uns gehen! Dort werden wir sicherlich mehr  
herausfinden!“

Von dieser Begeisterung angesteckt, schmunzelte Echriel  
erneut und stand bereitwillig auf.

„Nun gut, dann lass uns gehen.“

Sie ging aus der Hütte hinaus, Echriel nahm das Bündel,  
das er geschnürt hatte und folgte ihr.

„Eine Frage hätte ich noch, junge Dame.“

Sie drehte sich um und strahlte ihn immer noch an.

„Ja?“

„Wie darf ich dich nennen?“

Mit einem Mal zog sich wieder ein Schleier der  
Traurigkeit über ihr Gesicht. Doch sie bemühte sich, ihn  
weiterhin fröhlich anzusehen.

„Bitte... bleib bei Maei, in Ordnung?“

Echriel nickte.

„Gut, dann lass uns gehen. Weißt du überhaupt, wohin?“

Sie sah in die Ferne.

„Ja.“

## 18 Maei | Das Zentrum der Welt

Von dem kleinen Dorf aus sah der Tempel am Horizont so nahe aus. Doch nun waren Maei und Echriel schon einige Stunden unterwegs, und noch immer schien die kleine Unregelmäßigkeit am Horizont nicht größer geworden zu sein.

Da kaum mehr Bewegung in der Atomsphäre von Etheria war, konnte man unbeschreiblich weit sehen. Im Gegensatz zu Parmacia hatte Maei hier tatsächlich das Gefühl, in einer Hohlwelt zu sein. Wo man dort nur erahnen konnte, dass der Horizont nach oben stieg, hatte sie hier wirklich das Gefühl, im Inneren einer Kugel zu sein.

Glücklicherweise hatte Echriel einige Lebensmittel mitgenommen. Und auch wenn er befürchtet hatte, dass diese nur eine Illusion waren, so wie er das ganze Dorf für eine Illusion hielt, so war doch alles durchaus real. In diesem Moment hielten sie gerade ein und machten zwischen einigen größeren Steinen eine Pause.

Die beiden sprachen nicht viel, da sie die Kräfte für den Marsch einteilen wollten. Sie konnten ja schließlich nicht sagen, wie lange sie noch gehen mussten.

Irgendwann hatte Maei ohnehin das gesamte Zeitgefühl vergessen und ging nur noch stumm auf den Ort zu, den sie für ihr Ziel hielt. Was geschehen würde, wenn sich herausstellen sollte, dass dieser Ort nur ein Haufen Steine war, überlegte sie sich gar nicht erst.

Maei wusste nicht, was sie empfinden sollte als sie den Ort schließlich erkannte, als die undeutlichen Formen klarer wurden und man irgendwann die Strukturen erkennen konnte.

Einerseits empfand sie Glück, denn der Ort war wirklich der Tempel, den sie aus ihren Erinnerungen kannte. Er sah Jostons Tempel ähnlich, ein steinernes Gebäude mit Säulen, die den mächtigen Eingangsbereich trugen, davor ein Graben, der wohl einst der Teich gewesen sein muss, durch den sie in Ihren Träumen so oft geschwommen war.

Andererseits kam ein beklemmendes Gefühl der Sorge, Angst und ein bisschen Entsetzen dabei, denn der Tempel war in einem bemitleidenswerten Zustand. Das steinerne Mauerwerk hatte zwar den Niedergang der Welt überstanden, doch bröckelte es überall, das Dach war bereits eingestürzt. Der Eingang stand trutzig auf den mächtigen Säulen, doch auch dort hatte eine der schmaleren Säulen am Rand bereits nachgegeben und einen Teil der Halle mit sich gerissen.

„Nun, es ist immerhin ein Tempel.“

Die logische Art von Echriel hatte sie zu schätzen gelernt, doch sie kam nicht umher, seinen Einwurf zynisch aufzufassen.

Ohne seine Aussage zu kommentieren, schritt sie voran, ging durch den ausgetrockneten Teich hinein in den Eingang.

Im Tempel selbst war alles verwüstet. Vor ihr stand ein hoher steinerner Thron, der halb eingestürzt war, doch viel konnte sie im Dämmerlicht ohnehin nicht erkennen. Hier drin war es noch dunkler als draußen, und auch wenn das Dach nur noch in Teilen vorhanden war, so ließen schon die hohen, fensterlosen Mauern kein Licht herein.

Maei spürte eine Hand auf ihrer Schulter.

„Sag... ich denke, wir können hier nichts Brauchbares finden.“

„*Natürlich nicht.*“ Das hier war eine Ruine.

„Hast du eine Idee?“, fragte sie daher nur knapp. Hier gab es kein Feuer um ein Licht zu entzünden, und selbst wenn so etwas möglich gewesen wäre, dann wäre hier sicherlich nichts mehr zu finden gewesen.

Sie hatte sich vorgenommen, stark zu sein, doch nun stieg doch wieder das beklemmende Gefühl der Ausweglosigkeit in ihr auf. Echriels Hand aber verblieb auf ihrer Schulter. Und auch, wenn sie ihn in diesem Moment am liebsten gescholten hätte für seine banalen Feststellungen, so fühlte es sich doch gut an, zumindest nicht alleine zu sein.

„Kannst du das nochmal machen? Das, was du in dem Dorf gemacht hast?“

Sie drehte sich zu ihm um. Sein Gesicht war in der Dunkelheit nicht zu erkennen, seine Gestalt war nur ein schwarzer Schatten in der Dunkelheit

„Was meinst du?“

„Nun, ich denke du hast einen vergangenen Zustand in diesem Dorf wiederhergestellt. Deswegen standen die Häuser wieder, deswegen blühte das Gras, obwohl doch alles so offensichtlich abgestorben ist.“

Konnte sie das wirklich tun? Wieder einmal hatten sich ihre Kräfte einfach so freigesetzt, und alles war unbewusst geschehen. Wie so oft. Sie hatte nur an die Vergangenheit gedacht, sich erinnert wie das Dorf in der Erinnerung ausgesehen hatte.

Nun aber stand sie vor einer schier unlösbaren Aufgabe. Sie musste herausfinden, was mit den anderen Welten geschah. Sie musste wissen, wer sie war, und was sie tun konnte. Und irgendetwas in ihr hatte auch die vage Hoffnung, dass ihre Lieben noch leben könnten. Es gab nur eine Schlussfolgerung.

„Ich... ja, ich werde es probieren.“

Maei ging einige Schritte nach vorne und dachte nach. Sie hatte noch nie versucht, ihre Kräfte bewusst einzusetzen. Sie hatte diese immer versteckt, in der Hoffnung, dass ihr jemand erklären würde, was sie damit tun sollte. Geholfen hatte das allerdings bislang nichts.

Sie versuchte, sich daran zu erinnern, wie dieser Ort einst ausgesehen hatte. In ihren Träumen hatte sie ihn immer nur von außen gesehen, doch sie wusste, dass tief in ihr auch Edings Erinnerungen waren. Eding war der Herrscher von Etheria gewesen und musste hier residiert



haben. Vielleicht konnte sie herausfinden, wie es hier einst ausgesehen hatte. Sie ging in die Knie und berührte mit der flachen rechten Hand den kalten, toten Boden.

Vor ihrem geistigen Auge flackerten Bilder auf. Bilder von glänzendem Steinboden, von Fackeln, die den dunklen Raum erhellten, von dem klaren Wasser vor den Toren des Tempels, von dem Stoff der Banner, die an den Wänden hingen.

Sie sah die seitlichen Räume mit ihren Archiven und der großen Karte an der Wand, Schränke, Geschirr und Betten in den Privatgemächern, das grüne Kupferdach des Tempels, und wie er in seiner ansonsten vollkommen weißen Pracht inmitten der Weiden stand.

Ein warmes Gefühl breitete sich in ihrer Brust auf. Es wurde intensiver und begann, bald ihren ganzen Körper einzunehmen. Maei bemühte sich, gleichmäßig und ruhig zu atmen, um das aufkommende Gefühl von Begeisterung und Glückseligkeit nicht mit Angst und Unsicherheit vermischen zu lassen.

Sie schien von innen heraus zu leuchten und irgendwann spürte sie, wie ihre Erinnerungen über die Handflächen in den Boden hineinliefen, wie die Bilder immer klarer und deutlicher wurden und wie sie das Gefühl hatte, den Verlauf der Zeit zu ändern.

Ein plötzlicher Blitz, der vor ihrem inneren Auge erschien, ließ sie vor Erstaunen schreien und mit einem Schlag entluden sich alle Erinnerungen über ihren Körper

in die Umgebung. Schließlich wurde ihr schwarz vor Augen.

Als sie erwachte, lag sie auf dem Rücken. Unter ihr war ein gepolstertes Bett, und als Maei die Augen öffnete, erkannte sie den Marmorboden, die Fackeln, die an den Wänden leuchteten, die Stoffbanner und sah den Tempel in seiner ganzen Pracht.

Maei hatte ihre Kräfte das erste Mal bewusst eingesetzt und das erreicht, das sie erreichen wollte.

Sie setzte sich auf und sah sich weiter um. Der Raum entsprach völlig ihrer Erinnerung, und erstaunlicherweise fühlte sie sich gar nicht so erschöpft, wie sie gedacht hatte.

„Echriel?“, rief sie. Er war nicht hier.

Sie hörte eine schwere Tür knarzen und sah, dass er gerade durch die Eingangstüre in den Tempel geschritten kam.

„Maei, du bist unglaublich!“

Seine Augen waren weit aufgerissen, er lief zu ihr und stolperte beinahe auf der Stufe, die zu der kleinen Empore führte, auf welcher ihr Divan stand.

Echriel ging vor ihr auf die Knie und nahm ihre Hand.

„Die ganzen Weiden sind grün! Das Wasser vor dem Tempel, die Blumen... es ist alles hier!“

Ein warmes Gefühl voller Euphorie stieg in ihr auf, dort, wo sie noch vor kurzem die Hitze ihrer Kräfte gespürt hatte. Maei sprang auf, lief an Echriel vorbei durch die wieder hergestellte Türe des Tempels.

Der Absatz der Türe war höher als sie eingeschätzt hatte, sie stolperte beim hindurchlaufen und fiel in kühles, klares Wasser. Wieder aufgetaucht wischte sie sich die nassen Haare aus dem Gesicht und sah sich um.

Tatsächlich waren die ganzen Weiden bis zum Horizont wieder grün, die Gräser standen hoch und um sie herum schwammen Seerosenblätter im Teich.

Maei hatte es geschafft. Sie hatte das erste Mal ihre Kräfte bewusst eingesetzt. Bewusst und sinnvoll. Auch wenn der Himmel noch finster war und die Welt immer noch das schale Gefühl des Todes verbreitete, so konnte sie doch zumindest wieder ein bisschen Leben nach Etheria bringen.

Und plötzlich keimte in ihr die Gewissheit, dass doch noch nicht alles verloren war, wenn sie sich nur bemühte.

Noch nannte sie sich Maei. Und sie würde sich nie wieder zu ihrer alten Identität bekennen, wenn sie herausfinden würde, dass ihre Familie wirklich tot war. Doch nun war sie nicht mehr hilflos und verloren. Sie war die Herrin dieser Welt. Noch waren die Ländereien bar jeden Lebens, von den Erinnerungen der Vergangenheit abgesehen. Doch sie hatte die Macht, wieder alles ins Lot

zu bringen. Selbst wenn ihre Lieben nicht mehr am Leben sein sollten. Sie war Edings Erbin.

Mit dieser Erkenntnis beseelt stieg sie aus dem Teich und lief wieder hinein zu Echriel. Es gab schließlich herauszufinden, wie sie ihre Welten wieder zusammenhalten konnte.

Maei war so glücklich. Sie rannte hinein, rutschte mit ihren nassen Schuhen beinahe auf dem glatten Boden aus, fing sich aber und stürzte sich auf Echriel. Sie nahm seine Hände, wirbelte einmal um ihn herum und blieb mit einer eleganten Drehung wieder auf dem Divan setzen, von dem aus sie zuvor so losgestürzt war.

Echriel war sicher nicht mehr der Jüngste, doch nun strahlte auch er wie ein kleiner Junge. Maei saß auf dem Kissen, sah ihn an und atmete schwer. Diesen Erfolg hatte sie erst einmal feiern müssen. Auch wenn nun erst die schwierigen Aufgaben auf sie warteten. Dennoch, sie hatte sich lange nicht so glücklich gefühlt. Sie musste sich sogar eingestehen, dass sie nicht wusste wie lange das her war. Es waren wohl die glücklichen Jahre mit Manai, damals, als sie wie ein Mensch zu leben hatte.

„Ausgetobt?“, fragte der Professor mit einem Lächeln im Gesicht.

„Ja“, antwortete sie, noch ganz außer Atem.

„Dann lass uns den Tempel durchsuchen, so lange die Fackeln noch Licht haben“

Er hatte Recht. Sie wusste nicht, ob sie noch einmal in der Lage war, die Vergangenheit wiederherzustellen, und statt das Risiko einzugehen, dass die Fackeln möglicherweise erlöschen könnten, sollten sie vielmehr die Zeit nutzen, die sie nun hatten.

Glücklicherweise war der Tempel zwar groß, aber die Anzahl der Räume war überschaubar. Neben privaten Schlafgemächern von Eding und seinen Bediensteten gab es eine große Bibliothek in einem der seitlichen Räume. Die Bücherei selbst war ähnlich aufgebaut wie der Tempel selbst. Maei hätte so gerne jede Ecke dieses wunderbaren Gebäudes durchforscht, doch wieder hatte sie Angst davor, dass die Zeit nicht ausreichte.

Die Bibliothek war hoch und fensterlos. Beleuchtet wurde sie von Fackeln, über denen bronzene Abluftschläuche hingen, damit der Rauch die eingerollten Pergamentstücke nicht beschädigen konnte. Zumindest war das die naheliegende Erklärung, die Maei einfiel.

Die ersten Dokumente, die sie durchsuchten, waren allgemeine organisatorische Dinge über das Leben in Etheria und die Aufteilung der Welt. Auch wenn sich darin kein Hinweis auf Portale in andere Welten befand, so war es doch interessant zu sehen, wie die Welt strukturiert war, offensichtlich hatten die einzelnen Länder in Etheria viel mehr Freiheit in ihrer Verwaltung als es in Jostons Parmacia der Fall war.

Leider war nicht genügend Zeit um sie noch tiefer in die Geschichte von Edings Welt einzulesen.

„Hier! Hier!“

Es war Echriel, der mit einem Buch in der Hand zu Maei gestürmt kam. Sie rollte das Pergament in ihrer Hand wieder vorsichtig zusammen und schob es in das Regal, aus dem sie es genommen hatte.

„Schau dir das an!“

Sie betrachtete die Seite, die er aufgeschlagen hatte. Es war die Zeichnung eines Baumes und dazu eine ganze Menge an Schriftzeichen, die sie nicht erkennen konnte.

„Ich... ich kann das nicht lesen“, gab sie zu.

Echriel schlug sich mit der flachen Hand auf die Stirn.

„Entschuldige. Das ist das alte Wort, eine Schrift die schon existierte, bevor Joston seine Welt erschaffen konnte. Ich konnte etwas dieser Sprache in meiner Ausbildung erlernen.“

Seine Hände zitterten. Maei nahm sich die Zeit um sein Gesicht zu beobachten. In seinem Blick loderte eine Mischung aus Faszination, Angst und Schock. Bisher war er immer der Ruhigere der Beiden, doch diesmal schien er innerlich zu beben. Schweiß stand auf seiner Stirn und seine Augen zuckten nervös.

„Ganz habe ich noch nicht verstanden, was das bedeutet, aber wenn es das ist, was ich denke, dann...“

Echriel atmete kurz durch und deutete auf das Bild.

In der Mitte der Seite waren drei Kugeln eingezeichnet, daneben einige Figuren und Linien, die wie Pfeile aussahen.

„Sieh hier.“

Er deutete auf die oberste Kugel.

„Diese Zeichen bedeuten ‚Etheria‘, ich vermute, das ist diese Welt hier. Daneben ist eine geflügelte Figur eingezeichnet, die in einer spiralförmigen Linie zur untersten Kugel führt.“

Sein Finger begleitete die Linie bis nach unten.

„Unter diesem Piktogramm steht das Wort ‚Hel‘. Du meinstest, so hieß die Unterwelt, in der du aufgewachsen bist?“

Maei sagte kein Wort, doch sie nickte abwesend.

„Sie her, hier sind zwei Figuren mit Hörnern abgebildet. Eine mit vier Hörnern, so wie du sie trägst, und eines mit größeren Hörnern. Sagt dir das etwas?“

„Aber ja“, hauchte sie. „Das sind Vollstrecker. Sie hatten größere Hörner. Und die mit den kleineren Hörnern sind Sammler, so wie ich.“

Neben Sammlern und Vollstreckern war aber noch eine weitere Figur abgebildet, inmitten eines Kreises.

„Menschen.“, sagte Maei. „Das da sind Menschen.“

Wieder wanderte Echriels Finger auf dem Blatt hin und her.

„Die Menschen wandern von Hel zur mittleren Welt... hier steht der Name ‚Midgard‘“

„Hm“, warf Viri ein, „diese Welt wurde von den Menschen ‚Erde‘ genannt.“

Echriel hielt kurz inne.

„Vielleicht zwei Namen für dieselbe Welt? Doch abgesehen davon, sieh her. Die Menschen kamen von der Mittelwelt zur Unterwelt und von der Unterwelt wieder zur Mittelwelt.“

„Die Reinigung!“

Maei stockte der Atem.

„Es ist die Reinigung! Wir haben die Menschen bearbeitet, bis ihre Seelen wieder befreit waren von Gedanken und Sorgen eines unvollendeten Lebens! Das hat man mir beigebracht.“

Nun war Echriel wieder ganz der Professor. Er verschränkte die Arme und ging einen halben Schritt zurück.

„Von Etheria geht ein Pfeil nach oben in das Bildnis funkelnder Diamanten, von Hel ein Pfeil nach unten in einen stilisierten Wald.“

„Das könnten Sterne sein.“

„Sterne?“

Richtig. Echriel war in der Hohlwelt Parmacia aufgewachsen, er hatte nie Sterne gesehen.



„In Hel und der Er... Midgard sieht man sie am Nachthimmel. Sie sind leuchtende Himmelskörper, unendliche Weiten von den Welten entfernt.“

„So ist das...“, murmelte er als Antwort.

„Ich denke, wir sollten das Buch mitnehmen, egal wo wir hingehen“, fügte er hinzu.

Nach einer Pause fuhr er fort.

„Jedenfalls sind die Welten tatsächlich miteinander verbunden. Und wenn ich die Bilder richtig lesen kann, dann... Moment!“

Er eilte wieder zurück zum Regal, aus welchem er das Buch geholt hatte und kam mit drei Pergamentrollen zurück.

Die erste zeigte eine Karte von Hel. Ein Gefühl der Sehnsucht durchfuhr Maei, und sie streifte mit ihren Fingerkuppen über das Papier, als könne sie damit die Welt spüren.

„Das ist Hel“, erklärte sie nur kurz. Echriel nickte und rollte das zweite Pergament auf.

Es war eine Karte der Erde. Auch hier erinnerte sich Maei an ihren Liebsten und ihr Kind, und die schöne Zeit, die sie dort verbracht hatte. Und auch an den kurzen Moment, als sie mit ihrer Tochter eng umarmt in den Ruinen des Tals stand hatte sie wieder intensiv vor Augen.

„Die Mittelwelt.“, konstatierte Echriel ohne weitere Frage.

Die dritte Karte kannte sie nicht. Sie sah Hel und der Erde ähnlich, doch waren einige Details anders, so waren statt einiger Tiefebenen Meere, und einige Landstriche waren an anderen Stellen.

„Das ist... Etheria.“

Es war mehr eine Vermutung als eine Feststellung die sie äußerte, doch langsam ergab das Durcheinander von Welten und Orten einen Sinn.

„Ich vermute auch. Und wenn das Bild aus dem Buch stimmt, gibt es Verbindungspunkte.“

Maei überlegte und zog die Karte der Erde hervor.

„Hier ist Unico, ein Bewohner der Unterwelt, zuletzt in Midgard erschienen.“

Es tat weh sich zu erinnern, was dort einst geschehen war. Ihr Finger lag auf der Stelle, in welcher sie zuletzt ihre Tochter gesehen hatte. Allerdings verblieb sie nicht lange dort, sondern legte die Karte von Hel obenauf. Sie suchte das Wort *Helgard*, den Ort, in dem der Herr der Unterwelt residierte. Wenig überraschend lag Helgard dort, wo sie auch zuletzt in der Mittelwelt gewesen war.

„Ich beginne zu verstehen“, murmelte Echriel. Er nahm sich das Pergament mit der Karte von Etheria und schmunzelte.

„Sieh her.“

Ein Tempel war darauf aufgezeichnet. Auch er lag auf der gleichen Position.

„Das kann kein Zufall sein. Hier muss es irgendwo ein ebensolches Portal geben.“

Maei verstand. Sie ging in sich, doch keine Erinnerungen von Eding leuchteten auf, welche den Ort eines Portals, Tors oder was auch immer aufzeigte.

*„Hoffentlich habe ich in meinem Wahn keine Portale verschoben oder geschlossen...“*

Dann erinnerte sie sich daran, was sie zuletzt getan hatte.

Sie ging zur Wand und legte ihre Hand darauf. Maei atmete tief ein und schloss die Augen. Tatsächlich spürte sie bald Erinnerungen an den Ort, wie er früher war, sie sah die Bilder aus den Augen von Eding, den leuchtenden Himmel, den weißen Tempel inmitten der satten Wiese, und im Inneren des Gebäudes Edings Privatgemächer.

Dort gab es eine schmale Türe, die beinahe aussah wie der Weg zu einem Ankleidezimmer. Als die Person in den Erinnerungen dort hineinschritt, verschwand das Bild und wich wieder der Dunkelheit.

„Ich weiß wo wir hingehen müssen“, sagte sie ruhig und ging los. Echriel folgte bereitwillig.

Noch einmal ging sie durch die große Halle, sah den leeren Thron, schritt daran vorbei hin zu einer Türe, die in ein kleines Treppenhaus führte. Sie ging die Stufen hinauf in die bemerkenswert schlichten Gemächer. Außer einem Bett, einem Schrank und einem kleinen Raum mit einer Sitzgelegenheit waren die Zimmer leer.

Immerhin gab es hier im Gegensatz zum Rest des Tempels Fenster, auch wenn diese nur in die Dunkelheit der toten Welt führten.

Neben dem Bett gab es die kleine Türe, die Maei in den Erinnerungen gesehen hatte. Auch wenn sie bereits hier gewesen wären, vorhin, als sie den Tempel einmal besichtigt hatten. Sie hätte diesem Durchgang keine Beachtung geschenkt.

Doch wenn man genau hinsah, erkannte man das Flirren in der Luft, welches nicht durch das Licht der Fackeln verursacht war.

„Siehst du das auch?“, hauchte Maei. Doch Echriel verneinte.

„Ich sehe nur eine dunkle Türe.“

Möglicherweise konnte er es nicht erkennen, da er, wie er schon sagte, *nur* ein Mal'ach war. Und Maei tat das, was sie schon einmal getan hatte. Sie nahm seine Hand und ging durch die Türe.

Und sie hatte recht. Gleißendes Licht blendete ihre Augen, sodass sie erst einmal schützend ihre Hände vor das Gesicht hielt. Echriel erging es nicht anders.

Sie war in einer anderen Welt. Und als sie die Augen langsam öffnete, erkannte sie dieselbe trostlose Hochebene, die sie schon einmal gesehen hatte.

Sie war auf der Erde.

## 19 Echriel | In der neuen Welt

In seinen Gedanken hatten sich so viele Fragen angesammelt, dass sein Kopf beinahe schmerzte. Doch Echriel hatte den Eindruck, dass es in diesem Moment unpassend gewesen wäre, Maei damit zu belasten.

Sie ging voran und schwieg, ihr Blick voller Sorge und Angst, was aus dieser Welt geworden war. Auch wenn Echriel selbst ein Freund von rationellem Denken war, so hatte er doch Verständnis dafür, wie es ihr gerade erging. Insbesondere wenn man mitberücksichtigte, in welchem traurigen Zustand Etheria gewesen war.

Für ihn aber war die Erde faszinierend. Natürlich hatte er in seiner langen Ausbildung von den anderen Welten gehört, die angeblich nur existierten, um die Mal'ach in Parmacia bei ihrer hohen Mission zu unterstützen. Doch er wurde nie genau darüber aufgeklärt, wie diese Welten nun eigentlich tatsächlich aussehen sollten.

Ursprünglich hatte er gemeint, dass diese Welten einfache Abbilder von Etheria wären, vielleicht etwas kleiner, aber ebenso vom ewigen Ozean umgeben wie seine Heimat.

So konnte er den Blick nicht vom Himmel nehmen. In den vergangenen beinahe vierhundert Jahren war er daran gewöhnt gewesen, dass der Horizont so aussah, als würde er nach oben ansteigen und die Hohlwelt offenbarte, die Parmacia war. Doch hier war nichts. Der Himmel war blau und klar. Es war kalt, und Wolken

zogen über das Firmament ohne dass auf der anderen Seite etwas war.

Anfangs war er so verunsichert, und Maei klärte ihn kurz darüber auf, dass diese Welt wohl eine Kugel war. Eine Kugel in einem unendlichen, luftleeren Raum. Er konnte nicht einordnen, wie dieser ‚Planet‘ in das Bild des Universums passte, welches er bisher gehabt hatte.

Der Weg führte von einer Hochebene über einen breiten Weg hinunter in ein Tal. Auch wenn das Zentralgestirn hell strahlte, so war es doch bitterkalt, außerdem konnte er in der kargen, steinigen Gegend keine Anzeichen von Leben erkennen. Erst nach einer kleinen Kuppe, die endgültig aus dem Tal hinaus führte, konnte Echriel in den Horizont blicken.

Die beiden befanden sich auf einem Pfad in einem Gebirge, welcher eine eindrucksvolle Aussicht darbot. Die Bergkuppen waren mit Schnee bedeckt, und zu den Füßen des eindrucksvollen Massivs glitzerten Flüsse in den Tälern, um die herum sich kleinere Gruppen von immergrünen Bäumen ansiedelten.

Die Welt lebte also noch.

Maei lief nach vorne zu einer künstlichen Mauer, die entlang des Pfades führte und sah hinab. Man konnte ihr die Erleichterung förmlich von den Gesichtszügen ablesen, und sie erlaubte sich ein kleines Lächeln.

„Hier ist noch Leben“, hauchte sie mehr, als dass sie es sagte.

Echriel freute sich für sie und konnte nun die Eindrücke dieser neuen Welt mit etwas weniger schlechtem Gewissen als faszinierend erachten. Er ließ den Blick über das Bergmassiv schweifen und war wieder einmal verwundert, als hinter den Bergen einfach nichts mehr zu sehen war, kein weiterer Horizont, nur blauer Himmel und einige Wolken.

Maeis Euphorie ließ nach einigen Stunden wieder nach, als sie gegen Abend die Ruinen einer alten Siedlung erreichten.

„Hier war einst eine kleine Stadt“, antwortete sie auf seine unausgesprochene Frage.

Sie ging durch die Ruinen der Grundmauern. Außer einer Ansammlung von etwas hervorstechenden großen, rechteckigen Flächen war nichts mehr von einer ehemaligen Besiedlung zu erkennen.

Diese ehemalige Stadt lag im Schatten eines höheren Berges, an einigen Stellen lag sogar noch Schnee.

Erstaunlicherweise stand noch eine Reihe von metallenen Sitzbänken am Rande von etwas, das wohl einmal eine Straße gewesen sein musste. Das Metall, aus welchem die Bänke bestanden, war rostig und einige der Streben, auf denen man sitzen konnte waren schon eingefallen, doch eine der Sitzgelegenheiten sah noch durchaus stabil aus.

Maei ging zu dieser Bank und setzte sich auf sie. Nachdem Echriel überprüft hatte, ob das verfallene Mobiliar noch wirklich so rüstig war wie der Eindruck

vorzugeben vermochte und zwei Personen tragen konnte, setzte er sich neben sie und beugte sich nach vorne, damit seine Flügel nicht die kalte Rückenlehne berührten.

„Darf ich... möchtest du“, begann Maei, doch bevor Echriel verstand, was sie sagen wollte, umklammerte sie seinen Arm und drückte sich an ihn.

„Die Erde ist wohl in einem wesentlich besseren Zustand als Etheria“, versuchte er sie zu beruhigen.

„Und dennoch haben wir noch keinen Menschen gesehen.“, erwiderte sie.

In der Tat war Echriel sehr daran interessiert, einen dieser Menschen zu sehen. Maei hatte nicht viel davon erzählt, doch sie mussten wohl so aussehen wie Mal'ach, die ohne Flügel geboren wurden, außerdem sollten sie runde Ohren besitzen, die eher an Primaten erinnerten als an Mal'ach. Zumindest würde das die Lehnen der Sitzgelegenheiten erklären. Und er hoffte, dass hier noch viele davon leben würden. Nicht, um seine Neugierde zu befriedigen, sondern um Maei ein bisschen Hoffnung geben zu können.

Langsam wurde es dunkler, und Echriel war fasziniert davon, wie dieser Vorgang hier auf dieser Welt vonstattenging. Anstatt dass sich wie in Parmecia der dunkle Zwilling des Zentralgestirns vor dieses schob, schien die Lichtquelle der Erde hinter den Bergen zu versinken. Es sorgte ihn beinahe etwas, denn wie konnte



er sichergehen, dass das Licht am nächsten Tag hinter den Bergen auch wieder hervorschien?

Fasziniert betrachtete er diesen Vorgang.

„Das ist ein Sonnenuntergang“, erklärte Maei.

„Die Erde ist ein Planet im Universum, der sich um eine Sonne dreht. Und er dreht sich nicht nur um die Sonne, sondern auch um sich selbst. Und diese Drehung sorgt dafür, dass immer eine andere Seite der Kugel beleuchtet ist.“

Das Konzept von Kugeln im luftleeren Raum erschien ihm immer noch seltsam, doch Maei hatte nach eigenen Angaben hier ja schon gelebt, also glaubte er ihr. Wenn er eine Bibliothek der Menschen fand, wollte er sich darüber noch weitergehend informieren.

„Ich bin hier einst gewesen“, sprach Maei in seine Gedanken herein.

Sie musste kurz auflachen.

„Hier hatte ich wieder eine andere Form, war weder Mal'ach, noch Sayt, und auch kein Mensch. Mein Körper reagierte unter den Eindrücken der Kräfte, die ich von Eding erhalten hatte so seltsam, und ich wurde zu einer Art geflügeltem Monster.“

Während sie diese Worte sprach, drückte sie sich noch näher an ihn. Echriel löste seinen Arm aus ihrer Umklammerung, legte ihn über ihre Schulter und zog sie

näher zu sich. Maei trug nur die dünne Kleidung einer Gefangenen des Steintempels, und er spürte, wie sie fror.

„Doch egal wie ich gerade aussehe, ich bin Maei... nein, ich bin Elvira. Man nannte mich Viri. So lange eilte ich ziellos durch die Welten. Verzweifelt wartete ich darauf, dass mir jemand endlich zu sagen vermochte, wie ich dieses verdammte Erbe von Eding anzutreten hatte. Ich versuchte ein paar Mal, meine Kräfte zu ergründen, aber es tat so weh als würde ich innerlich verbrennen. Ich habe nie gewagt, mehr auszuprobieren. In meiner eigenen Feigheit hatte ich nie erkannt, dass es an mir lag, das Richtige zu tun. Dass ich es nur hätte versuchen müssen. Doch nein, ich habe gewartet. Gewartet und nichts getan. Habe mich gehen lassen.“

Sie löste sich von Echriel, beugte sich nach vorne und schluchzte kurz in die Hände, die sie sich vor das Gesicht hielt. Mit einem tiefen Atemzug befreite Maei sich aber sehr schnell aus ihrer Trauer und stand auf. Sie sah ihn an, ihr Gesichtsausdruck war ernst und bestimmt.

„Ich habe genug vom Zögern, trauern und warten. Mein Name ist Elvira. Alle Personen, die mir etwas bedeuteten, nannten mich stets Viri. Bitte, nenn auch du mich bei diesen Namen. Solange ich nicht weiß, ob meine Tochter und mein Mann wirklich nicht mehr leben, will ich meinen alten Namen tragen.“

Echriel stand auf, nahm ihre Hand und legte sie in seine Handflächen. Das war der offizielle Gruß unter höheren Wächtern. Er selbst war erst wenige Jahre zuvor in diese

Reihen aufgenommen worden. Eine bessere Art, um sie ansprechend zu begrüßen, fiel ihm in diesem Moment nicht ein.

„Liebste Viri. Ich bin Echriel Ebonskap, und ich fühle mich geehrt, dein Begleiter auf dieser Reise zu sein.“

Ihr Mund formte einen Hauch von Lächeln, und sie nickte kurz.

„Dann lass mich sehen, ob ich auch hier in der Lage bin, das Richtige zu tun.“

Ohne ihn darüber aufzuklären, was sie vorhatte, ging Viri in den Überresten des Ortes herum, kniete sich an einer der Grundmauern nieder und schloss die Augen. Ein Licht blitzte auf, und anstelle der Ruinen stand plötzlich wieder ein Gebäude.

Solch ein Haus hatte Echriel noch nie gesehen. Die vordere Wand schien aus Glas zu bestehen, das Dach wurde von einem breiten roten Streifen verziert und auf dem Dach selbst war das Bildnis einer Krone. Daneben befand sich Schrift, die er nicht lesen konnte.

Beim Aufstehen kam Viri kurz ins Schwanken, doch letztendlich stand sie aus eigener Kraft wieder auf und ging auf ihn zu. Ihr Blick war streng, doch ihre Augen strahlten wieder.

„Wenn ich jetzt noch herausfinde, wie ich mehr schaffen kann als nur die Vergangenheit wiederherzustellen, dann komme ich der Kenntnis über meine Kräfte noch ein gutes Stück näher.“

Sie drehte sich zu dem Gebäude um und deutete darauf.

„Das hier ist ein Gasthaus. Es hieß ‚Crowne’s Diner‘, ein alter Name für eben solch einen Ort. Dort sollten wir zumindest Kleidung und Wasser finden.“

Der Innenraum verursachte bei Echriel etwas Schwindelgefühle. Der Boden bestand aus weißen und schwarzen Fliesen, die im Muster eines Spielbretts angeordnet waren. Die Sitzgelegenheiten der Tische waren aus rotem Leder, die meisten Stühle über chromglänzende Stangen direkt an den dazugehörigen Tischen verschraubt. Nur ein großer, runder Tisch in einer der Ecken stand frei, war aber von einer ebenso runden Sitzbank umringt.

Auf der Längsseite des Gästeraumes befand sich eine lange Theke, die auch in diesem seltsamen schwarz-weißen Muster bestückt war, nur, dass hier die einzelnen Fliesen kleiner als diejenigen am Boden waren. Jenseits der Theke gab es einige Becken und metallische Arbeitsflächen.

„Überrascht?“, warf Viri ein, und ihm war klar, dass sie damit seine oft sehr altkluge Art kokettierte. Echriel grummelte ein „Durchaus“ als Antwort und sah sich weiter um.

Die junge Wächterin führte ihn an der Theke vorbei.

„Irgendwo muss hier ein Zugang zu Privatgemächern sein, oder zumindest eine Garderobe, falls es so etwas hier gab.“

Ohne ihn zu konsultieren, schritt sie zielsicher voran, durch ein kleines Stiegenhaus führte Viri ihn zu einer Wohnung.

Viri durchsuchte einige Räume und kam schließlich in eine seltsame Lederjacke gewandet wieder heraus. Die Jacke war offensichtlich aus Wildleder, was Echriel zur Schlussfolgerung führte, dass es auch hier Wesen wie die Rinder in Parmacia geben musste. Sie war mit einigen äußerst unpraktischen Taschen ausgestattet und erstaunlich figurbetont, wenn man bedachte, dass es sich um eine Winterjacke handeln sollte. Zumindest schloss Echriel das aus der äußerst dichten Wolle, die sich am unteren Ende der Jacke befand und dem dick gepolsterten Kragen.

Allerdings musste er Viri dafür Respekt zollen, dass sie daran gedacht hatte, ein Gebäude wieder erwachsen zu lassen, welches offenbar mit Winterkleidung ausgestattet war.

In den Händen hielt sie einen langen Wintermantel aus einer Art Filz.

„Wenn wir weiter ins Tal gehen und dort tatsächlich Menschen antreffen sollten, dann sollten sie uns nicht mit Hörnern am Kopf und Flügeln auf dem Rücken sehen.“

Sie hielt den Mantel hoch.

„Dieser Mantel ist etwas zu groß, doch vermutlich kannst du deine Flügel darunter gut verstecken.“

Als er nicht darauf antwortete wurde sie spürbar unsicherer und war für einen kurzen Moment wieder das ernste, traurige Mädchen, welches er kennen gelernt hatte.

„Sofern... das nicht wehtut?“, fügte sie hinzu.

„Nein, sie sind nur kälteempfindlich. Unter dem Mantel sollte es nur etwas kratzen, aber das ist in Ordnung. Ich habe schon öfter Kleidung über den Flügeln getragen, in den Bergwerken von Steinhagen stören diese nutzlosen Dinger noch mehr als sonst. Ich habe sie ohnehin so kurz gestutzt wie es nur möglich war.“

Erleichtert legte sie den Mantel auf das Bett, das sich neben ihr hinter der Türe befand. Viri ging in das Zimmer, setzte sich auf die Schlafstatt und atmete durch.

„Müde?“

Sie sah ihn mit glasigen Augen an.

„Sehr, ja. Ich denke... wir sollten hier Rast machen.“

Auch Echriel war über die Pause sehr dankbar. Bis hierher war es eine anstrengende Reise mit nur kurzen Ruhezeiten gewesen.

Ohne allerdings auf sein Einverständnis zu warten kippte Viri zur Seite, streckte die Arme aus und blieb liegen. Echriel musste schmunzeln, sah sich um und erkannte, dass sich im gegenüberliegenden Zimmer ein noch größeres Bett befand. Er legte sich dort hinein und schnell wurden ihm die Augen schwer.

„Wo wollen wir morgen hingehen?“, fragte er schließlich noch.

Viri murmelte nur noch, sie war wohl schon beinahe am Einschlafen.

„Weiter ins Tal. Dort waren Bäume. Vielleicht... gibt es noch weitere Anzeichen von Leben?“

„Eine gute Idee“, kommentierte Echriel kurz, und danach konnte er sich für diesen Tag an nichts mehr erinnern. Als er wieder aufwachte, war es draußen schon wieder hell. So kam das Zentralgestirn der Erde doch jeden Tag wieder zum Vorschein. Er war froh darüber, doch sein Verstand schalt ihn für so viel Aberglauben.

Viri war bereits aufgestanden, denn sie war nicht mehr im Bett.

Echriel entschied sich, nach unten in den Gästeraum zu sehen. Es war nicht nur eine Vermutung, die er hatte, nein, es war ein sehr seltsamer Geruch, der ihn nach unten lockte.

## 20 Viri | Im Tal der Menschen

„Guten Morgen, Viri“

Zuerst reagierte sie gar nicht, als Echriel die Worte hinter ihr aussprach. Sie war es nicht mehr gewöhnt, mit diesem Namen angesprochen zu werden.

Zu lange hatte sie sich der Trauer hingegeben, und nur versucht, Jostons Welt zu verstehen um irgendwann Rache an ihm nehmen zu können. So verstrich Jahr um Jahr, bis viele hundert Jahre vorbeigegangen waren ohne dass sie je etwas erreicht hatte.

Viel zu früh hatte sie sich damit abgefunden, Parmacia nie mehr zu verlassen, und hatte ihren Namen geändert, um sich immer ihrer Lieben zu erinnern. Als hätte es ihnen geholfen, dass sie sich daran erinnerte. Nein, wenn sie bereits tot waren, dann musste Viri zumindest herausfinden, was eigentlich geschehen war. Und vielleicht waren ja beide noch am Leben. Die Chance bestand, denn Viri hatte einen Teil ihrer Kräfte an Eilie weitergegeben. Vielleicht hatten diese auch Manai retten können. Doch auch wenn das unwahrscheinlich war, so konnte es möglich sein. In diesem Fall musste ihnen Viri beistehen, schließlich war sie diejenige, die sich um diese Welten zu kümmern hatte.

In ihrem Selbstmitleid hatte sie sich auf eine krude Weise irgendwann selbst in den Mittelpunkt gestellt, sodass sie nicht mehr an ihre Verantwortung gedacht und aufgegeben hatte. Der Gedanke an ihren Mann und ihre



Tochter schmerzte sie noch mehr, als sie darüber sinnierte wie lange sie nun weggeblieben war. Am liebsten hätte sie den Deckmantel der selbständigen Bewohnerin von Sithera weiter behalten, wäre lieber weiterhin Maei gewesen, doch diesen Schutzschirm durfte sie nicht mehr tragen.

*„Und möglicherweise kommt doch noch irgendwann der Tag, an dem ich mich wieder von diesem Namen trennen muss... Nein... es muss aufhören.“*

Wenn sie darüber nachdachte, dann hörte sich das alles so unglaublich stolz an, so stark und entschlossen, doch es kostete sie die meiste Kraft, aus dieser inneren Schutzzone wieder herauszukommen. Erstaunlicherweise schienen ihr die Kräfte, die sie von Eding erhalten hatte, mittlerweile leichter zugänglich, obwohl sie so lange Zeit nicht gewusst hatte, wie sie damit umzugehen hatte.

Natürlich musste sie sich eingestehen, dass die Kraft, die sie entdeckt hatte, nur ein Teil dessen war, zu dem Eding in der Lage gewesen war.

Sie ließ Echriel warten. Der Mann, der ihr in der kurzen Zeit zum guten Freund gewesen war. Der sie nicht im Stich ließ und ernst nahm. Sie streckte sich durch, stand im Licht der Morgensonne auf und atmete die kühle Morgenluft hier oben in den Bergen ein. Dann drehte sie sich um.

„Guten Morgen Echriel.“

„Tief in Gedanken versunken?“

Viri nickte.

„Dann sollten wir losmarschieren, damit dich die Gedanken nicht mehr einholen.“

Er war wirklich ein liebenswerter Mann.

„Warte noch.“

Noch einmal eilte sie in das ehemalige Restaurant. Sie hatte ein paar Brötchen aufgebacken und mit Wurst und Käse belegt. Ein einfaches Frühstück, aber immerhin war es etwas zu essen. Sie reichte ein Päckchen Echriel, der kurz daran roch, dann lächelte und Viri kurz in den Arm nahm.

Sie wickelte sich ein breites Band um die Stirn und Echriel schlüpfte in den Mantel.

Die beiden marschierten los, ließen die Ruinen der Stadt hinter sich und gaben somit auch das kleine Restaurant, das sie wieder erschaffen hatte, dem erneuten Verfall preis. Es hatte ihnen für diese Nacht gute Dienste erwiesen.

Nach wenigen Stunden auf der verfallenen, kaum mehr befestigten Straße nahm der Pflanzenbewuchs am Wegesrand immer mehr zu und schließlich führte der Weg in einen Wald, um dort in sich schlängelnden Pfaden immer weiter nach unten zu führen.

Echriel blieb stehen und sah einige der Bäume an.

„Gibt es diese Arten von Bäumen nicht in Parmacia?“

Sie schlussfolgerte, dass Neugierde der Grund seiner Rast war.

„Mhm“, antwortete er knapp, „diese Art gibt es wohl nicht.“

Im weiteren Verlauf des Tages ging er meistens schweigend neben Viri her, und seine Art überraschte sie, denn ansonsten war er vielmehr derjenige, der das Gespräch suchte.

Als es dunkel wurde, beschlossen die Beiden, in einer Lichtung Rast zu machen. Die Temperaturen fielen rasch, der Frühling war wohl noch nicht lange eingezogen in diesen Bergen. Die Bäume zeigten ihre jungen Triebe, langsam entwickelten sich Blüten aus Knospen, und am Boden kämpften sich die Schneeglöckchen der Sonne entgegen.

Echriel ging in den Wald und holte Feuerholz, welches er in der Mitte der Lichtung aufschichtete. Er griff in die Taschen seines Mantels, ließ dann aber den Kopf hängen.

„Ich habe mich umgesehen, hier konnte ich keine Feuersteine finden, und das Holz ist zu feucht um es mit Reibung alleine anzuzünden.“

„Ich verstehe“, kommentierte Viri kurz.

Ihre Kräfte fühlten sich tief in ihrem Innersten immer an, als wären sie glühend heiß. Selbst als sie das Restaurant aus ihren Erinnerungen wieder erschuf, hatte sie beinahe das Gefühl, ihre Hand zu verbrennen.

Vielleicht wäre es auch möglich, mit den Kräften allein das Feuer zu entzünden.

Erneut ging Viri in die Hocke und berührte einen der Holzscheite. Er fühlte sich feucht an, ein bisschen glitschig. Das Holz war schon alt, es roch ein wenig moderig und nach Erde.

Viri erinnerte sich an das Gefühl von Hitze, das sie immer verspürte, wenn sie an ihr Innerstes dachte, doch diesmal versuchte sie sich nicht an Erinnerungen, sondern gab sich den Gedanken an knisterndes Feuer hin, an dessen Wärme und der angenehm raucherfüllten Luft.

Nach einer kurzen Weile weiteten sich die Gedanken aus und schlussendlich spürte sie den Geruch von brennendem Holz in der Nase, die flammenden Bilder vor ihrem inneren Auge wichen einem Eindruck, der von außen zu ihr schien.

Sie wagte es, die Augen zu öffnen, und das wohlige Gefühl der Euphorie durchströmte sie, als sie das Feuerholz brennen sah.

Es wurde zunichtegemacht, als sie nach hinten gerissen wurde. Bevor Viri verstand, was geschehen war, konnte sie sich umsehen. Der ganze Wald stand in Flammen.

Echriel hatte sie gepackt und zog sie durch die brennenden Bäume hindurch. Nachdem sie verstanden hatte, was geschehen war, rappelte sie sich auf die Füße und lief hinter ihm her. Dabei führte er sie so geschickt durch die lodernden Reihen sterbender Stämme, dass die

Umgebung zwar unbeschreiblich warm war, aber sie nie dem stechenden Schmerz unerträglicher Hitze ausgesetzt war.

Glücklicherweise hatte Viri nicht den gesamten Wald angezündet, sondern hatte wohl nur etwas zu viel Holz in Brand gesetzt. Nach wenigen Minuten war es wieder kühl, und als ein Regenschauer begann, froh sie schließlich schon wieder.

„Das ging wohl schief.“

Echriel legte ihr die Hand auf die Schulter.

„Mitnichten, würde ich meinen. Du warst nur etwas zu optimistisch beim Holz entzünden.“

Viri musste schmunzeln. Sie durfte sich von solchen Rückschlägen nicht entmutigen lassen.

Nachdem die Lichtung nicht mehr als Nachtlager genutzt werden konnte, brachen die Beiden wieder auf um eine Übernachtungsmöglichkeit zu finden.

Es dauerte nicht lange, bis Echriel einen kleinen Überhang fand, der unter einem schmalen Hügel entstanden war. Viri war hundemüde und fühlte sich ausgelaugt, so konnte sie trotz der feuchten Kleidung und der kalten Nacht recht schnell einschlafen. Ihrem Begleiter schien es ebenso zu gehen, und so verzichteten die Beiden auf eine Wache und schiefen versteckt in ihrem Unterstand ein. Viri kuschelte sich an Echriel, um zumindest etwas Wärme zu spüren.

Als sie wieder die Augen öffnete, waberten Nebelschwaden über den Boden. Es roch nach kalter Frühlingsluft, die Sonne war dabei, die letzten Wolken zu vertreiben. Das Licht schien sich im schwachen Nebel zu vervielfachen, es war so hell, dass ihre Augen schmerzten.

Der Regen hatte wohl ganze Arbeit geleistet, denn der Wald machte nicht mehr den Eindruck, als würde er an irgendeiner Stelle brennen.

Langsam reckte sich Viri auf und sah sich um. Echriel schlief zusammengerollt neben ihr. Es war ein netter Anblick, einen älteren Herren so eingerollt wie ein Kleinkind liegen zu sehen.

Sie kroch aus dem Versteck und sah sich um. Die Vögel zwitscherten ihre Lieder, irgendwo im Hintergrund plätscherte ein Bach. Es war aber noch ein weiteres Geräusch zu hören. Anfangs war es kaum wahrnehmbar, und als es klarer wurde, machte Viris Herz einen Sprung. Es handelte sich um Stimmen von Menschen.

Viri wirbelte herum und weckte Echriel sanft auf.

„Menschen. Es sind welche hier!“

Anfangs brummelte ihr Begleiter noch unverständliches, doch als er verstand, was er ihr sagte, war er sofort hellwach und sprang auf.

„Viri, wir müssen vorsichtig sein. Du weißt nicht, wie sich die Menschen in der Zeit entwickelt haben, in welcher du nicht hier warst.“

Er hatte recht. Bei aller Euphorie musste sie vorsichtig sein. Aufmerksam huschten sie von Baum zu Baum, um den Stimmen immer näher zu kommen, ohne gesehen zu werden.

Ihr Herz machte einen Sprung, als sie schließlich im immer dünner werdenden Morgennebel die ersten Gestalten sehen konnten. Es waren zwei junge Männer, die langsam durch den Wald stiegen. Ihre Kleidung sah ordentlich aus, sie trugen Wildlederjacken, die sich von Echriels Mantel auf den ersten Blick nicht unterschieden.

„Sei vorsichtig“, hauchte er ihr allerdings ins Ohr.

„Warum?“, flüsterte sie zurück. „Sie sehen nicht allzu gefährlich aus.“

Die Mienen der Männer waren konzentriert, aber sie sahen nicht bedrohlich aus. Einer der Jungen hatte sogar ein überaus freundliches Gesicht, das sie ein bisschen an Jebelle erinnerte. Dann erkannte sie, warum sie der Professor zur Vorsicht mahnte.

Der hintere der beiden Männer trug einen Bogen, der vordere ein Messer. Sie waren offensichtlich auf der Jagd. Eine unvorsichtige Bewegung, und ein Pfeil würde in ihre Richtung sausen.

„Hoffen wir, dass sie nur zu zweit sind“, raunte Echriel.

„HALLO?“, rief er laut. Viri erkannte, dass der Junge sofort seinen Bogen absenkte und umherblickte.

„Wer hier?“, antwortete schließlich der andere.

Viri entschied, dass Echriel bereits genug getan hatte. Sie trat aus dem Schatten des Baumes hervor und versuchte, freundlich zu winken.

„Bitte nicht schießen“, rief sie den beiden Männern zu. Beide kamen ihnen entgegen, und der Junge mit dem Messer trat hervor.

„Ihr seht einem Hirsch nicht besonders ähnlich, von daher haben wir nicht vor zu schießen.“

Echriel stand nun nahe an Viri, auch er war hinter dem Baum hervorgekommen.

„Kyle Swiston“, sagte der Bogenschütze und trat hervor. Er hielt Viri die Hand entgegen. Wie lange hatte sie diese Geste nicht gesehen? Sie lächelte und schüttelte ihm die Hand. Echriel beobachtete sie aus den Augenwinkeln und tat es ihr gleich, nachdem er gesehen hatte was sie gemacht hatte.

„Das hier ist mein Partner, Jeffrey Lipeless“, sprach Kyle weiter. Auch Jeffrey trat hervor und schüttelte den Beiden die Hände.

Die beiden waren sicherlich noch keine zwanzig Jahre alt. Kyle hatte kurzes, dunkelblondes Haar und graublaue Augen, war muskulös und sah in der Lederjacke mit seinem Bogen gut aus, selbst wenn seine Gesichtszüge noch kindlich waren.

Jeffrey versuchte, sein Alter durch einen Bart zu kaschieren, doch sein jugendliches Gesicht konnte auch er nicht verschleiern. Wie Kyle hatte er eine



durchtrainierte Figur. Seine dunklen Augen und schwarzen Haare verliehen ihm ein etwas bedrohlicheres Aussehen als das des freundlichen Kyle.

„Was macht ihr hier so weit draußen?“, fragte Kyle, doch seine Stimme zeigte keinen Ansatz von Misstrauen.

„Wir haben uns schlimm verlaufen“, antwortete Echriel.  
„Seit Tagen irren wir umher. Könnt ihr uns sagen, wo wir hier sind?“

Kyle sah sich um.

„Nun ihr seid im Wald in den westlichen unbewohnten Gebieten im Denver County.“

Denver, diesen Namen hatte sie früher schon einmal gehört. Die Erde schien also noch dieselbe zu sein.

„Oh, da sind wir ordentlich herumgeirrt“, sagte Echriel und versuchte, möglichst unverfänglich zu klingen.

Jeffrey nickte.

„Zumal es eigentlich verboten ist, dieses Gebiet zu betreten. Das hättet ihr aber wissen sollen.“

Kyle holte etwas aus seiner Tasche und zeigte es Viri und Echriel. Sie konnte die Schrift lesen, auch wenn sie diese Buchstaben lange Zeit nicht gesehen hatte. Auf dieser Karte stand das Wort ‚Sondergenehmigung‘. Auch ihr Begleiter tat so, als würde er die Karte näher inspizieren.

„Wir haben eine Jagderlaubnis für dieses Gebiet. Aber nachdem ihr nicht hier sein dürft, sollten wir besser

heute nicht Jagen und euch in das nächste Lager begleiten.“

Viri lächelte und nickte freundlich.

„Das wäre sehr nett, hoffentlich kommen wir schnell hier wieder heraus.“

„Nun ja, ihr seid nicht weit in die verbotene Zone eingetreten, wir sind schnell am Grenzlager.“

„Bitte folgt uns“, sagte Jeffrey, während er sich schon umdrehte.

Die Beiden folgten den jungen Männern und ließen sich durch das Dickicht leiten hin zu einem besseren Trampelpfad. Von dort aus ging der Marsch wesentlich besser voran, und schlussendlich sahen sie schon nach wenigen Stunden auf diesem Weg einen von Menschen errichteten Zaun. Dieser grenzte eine Lichtung ein, die dem Wald abgerungen wurde.

In deren Mitte stand ein hölzernes Haus, das aus einem Hauptgebäude und einem Seitenflügel bestand. An der Giebelwand war eine amerikanische Flagge befestigt. Auch hier fühlte Viri das wohlige Gefühl der Nostalgie, es war so lange her, dass sie die blauweiß gestreifte Flagge mit ihrer roten Gösch und den vielen Sternen gesehen hatte. Sie kannte das Symbol nur aus der kurzen Zeit, in welcher sie ein normales Leben geführt hatte. Und dort hatte sie es nur im Fernsehen gesehen. Es tat gut, zu sehen, dass noch einige der Strukturen bestanden, die sie aus ihrer Vergangenheit her kannte.

„Kommt mit“, sagte Kyle und führte sie in den Eingangsbereich der großen Blockhütte.

Im Innenraum war die Hütte spärlich, aber angenehm eingerichtet. Von der Decke hingen Lampen mit elektrischem Licht, am Boden lag ein roter, abgewetzter Teppich auf und vor einer Wand stand ein Schreibtisch, an dem ein älterer Herr saß.

„Jonathan, wir haben da jemanden gefunden“, sprach Kyle den Mann am Schreibtisch an.

Wie alt der Mann tatsächlich war, das konnte Viri nur schwer einschätzen. Sie hatte sich in den vergangenen Hunderten von Jahren an die Mal'ach gewöhnt, die sehr lange leben konnten, ab einem bestimmten Alter aber nur noch sehr langsam sichtlich älter wurden. Jonathan sah ungefähr so alt wie Echriel aus. Nur viel ungepflegter.

Seine Halbglatze glänzte im künstlichen Licht, der Haarkranz war speckig und ungepflegt. Die olivgrüne Uniform, die er trug, war viel zu eng und saß schief. Doch als er aufblickte, bemühte er sich um ein Lächeln.

„Gefunden? Guten Tag die Dame, der Herr.“

Er wies auf die beiden Stühle, die sich vor seinem Schreibtisch befanden.

„Bitte, bitte setzen Sie sich doch.“

Echriel tat wie geheißen, war aber sichtlich überrascht. In Parmacia sprach man Personen nicht mit ‚Sie‘ an. Viri kannte diese Form der Anrede noch und setzte sich hin.

Sie warf einen Blick hinüber zu Echriel, doch sein Mantel saß noch gut und verriet nichts von den Flügeln. Auch ihr Stirnband war noch so fest und sicher angebracht, dass nichts von ihren Hörnern zu sehen war.

Kyle und Jeffrey standen weiterhin im Raum hinter Echriel und Viri. Die beiden Jäger traten ungeduldig von einem Bein auf das andere, offensichtlich wollten sie wieder hinaus in die Wildnis.

Jonathan kramte ein Formblatt aus seinem Schreibtisch und nahm einen Stift zur Hand. Echriel betrachtete den Kugelschreiber fasziniert, unterließ es aber, seine Neugierde zu sehr zur Schau zu stellen.

„Nun, Kyle, ihr habt sie gefunden. Was haben die Beiden als Grund angegeben, sich in der verbotenen Zone aufzuhalten?“

„Also wir...“, begann Viri, doch eine Handbewegung des älteren Menschen ließ sie verstummen.

„Kyle, bitte.“

„Die beiden kamen uns früh am Morgen entgegen und sahen ziemlich erschöpft aus. Sie meinten, sie hätten sich verlaufen.“

Jonathan notierte etwas auf dem Formblatt.

„Verlaufen... Nun gut.“

Jetzt erst sah er Echriel ins Gesicht.

„Wo ist euer Wohnsitz?“

Echriel zögerte. Auch Viri wusste keine Antwort.

„*Verdammt.*“

„In der Stadt drüben, in... in...“

„Denver“, kommentierte Kyle kurz.

Nun konnten sie sich nicht mehr mit Ausreden behelfen, auch wenn ihr der Name des Ortes noch ein Begriff war, so hatte sie doch nicht den Hauch einer Ahnung, wie die Stadt überhaupt aufgebaut war.

Nachdem ihr Begleiter keine vernünftige Antwort geben konnte, sah Jonathan Viri an. Ihr wurde heiß und kalt gleichzeitig, da sie nicht wusste, was sie nun tun sollte. Vielleicht wäre es sinnvoll, einen Hauch ihrer Kräfte einzusetzen um zu verschwinden? Nein, die Gefahr wäre zu groß, einen der Menschen hier zu verletzen. Das hatten die Jäger nicht verdient und auch Jonathan nicht. Selbst wenn ihr dieser Beamte nicht besonders sympathisch war.

Doch der Verwalter schüttelte ohnehin nur den Kopf. Er sah gelangweilt auf seinen Zettel.

„Eigentlich können wir das hier auch abkürzen.“

Nachdem er noch einige Notizen auf seinem Papier gemacht hatte, sah er abwechselnd Viri und Echriel an.

„Unwissenheit und Unschuld sind zwei unterschiedliche Dinge. Was auch immer Euch in die Zone hier getrieben hat – das Gesetz besagt, dass jeder in das Regierungsgebäude nach Denver gebracht werden muss.“

Ihr werdet euch der Befragung der persönlichen Schutzeinheiten unserer Regentin stellen müssen.“

Gemütlich klopfte er seine Notizen ein paar Mal auf dem Schreibtisch, damit die verschiedenen Blätter bündig in ein Kuvert passten, das Jonathan aus einer anderen Schublade genommen hatte. Er atmete tief ein, als hätte er soeben einen unbeschreiblich anstrengenden Arbeitsschritt hinter sich gebracht.

„Das bedeutet für Euch zumindest einmal ein paar Wochen Gefängnis, denn man kann ja kaum erwarten, dass die ERSF, die Schutzeinheiten, sofort Zeit haben, wenn sich ein paar übermütige Wanderer verlaufen.“

Er sah auf und sprach Kyle erneut an.

„Möchtet ihr unsere Gäste bitte in eine der abschließbaren Kammern stecken und einen Lastwagen bereitstellen? Ich möchte die Subjekte so schnell wie möglich aus der Zone entfernen.“

Kyle und Jeffrey seufzten laut. Diesen Tag konnten sie wohl nicht mehr draußen in den Wäldern verbringen.

„Na gut, kommt mit.“, sagte der junge Jeffrey schließlich. Er reichte Viri die Hand und führte sie vorsichtig, aber bestimmt in Richtung des Ausgangs. Viri jedoch blieb kurz stehen, was ihr einen fragenden Blick des jungen Jägers einbrachte.

Sie musste es wissen.

„Herr... äh, Jonathan?“

Der alte Herr hob gelangweilt seinen Blick und sah sie mit ausdrucksloser Miene an.

„Wer... wer nimmt uns in Denver in Empfang? Ich habe den Begriff ERSF noch nie gehört.“

Sein Gesichtsausdruck war nun mehr entnervt als gelangweilt.

„Das ist der Name der Schutzeinheiten. Vermutlich hört man diesen Namen beim gemeinen Volk nicht so häufig. Letztendlich ist es eine banale Abkürzung, aber Ihre Neugier sei befriedigt. ERSF steht für *Eilie Relsh Security Forces*, die Schutzeinheiten unserer ewigen Regentin, Eilie Relsh.“

Eilie.

„Sonst noch Fragen?“, fügte er mit überspitztem Tonfall hinzu.

Viri hatte keine Fragen mehr.

„N... nein“, stammelte sie.

## 21 Viri | Wiedersehen

Rumpelnd und wackelnd bahnte sich der kleine Lastwagen den Weg über kaum befestigte Straßen und Schotterpisten. Es war ein ständiges Schaukeln, Echriel war diese Form der Fortbewegung sichtlich unangenehm.

Seine Gesichtsfarbe war bleich, als er sich am Rand der Pritsche festhielt. Viri aber genoss den Moment und fühlte sich frei, auch wenn sie schon wieder eine Gefangene war. Diesmal nicht von Joston und seinen Anhängern, nein, vielmehr wurde sie einer Art Polizei zugeführt, welche wiederum einer ‚Eilie‘ diente. Viri hatte Zuversicht, dass es sich dabei um ihre Eilie handelte, auch wenn sie über den Beinamen ‚Relsh‘ überrascht war.

Dennoch schien ihre lange Reise langsam ein Ziel zu haben, und sie war freudig gespannt darauf, wie Denver aussehen würde. Mittlerweile waren beinahe vierhundert Jahre auf der Erde vergangen, sie mochte sich gar nicht ausmalen, wie die Welt jetzt aussah.

Ehrlicherweise musste sich Viri allerdings eingestehen, dass die Blockhütte und die unbefestigten Straßen sowie der dieselig tuckernde Lastwagen sich eher nach demselben Jahrhundert anfühlten, in dem sie die Erde verlassen hatte.

Weder Echriel noch sie selbst waren hier auf der Ladefläche in irgendeiner Form gefesselt. Kyle und Jeffrey schienen Vertrauen in sie zu haben, sie glaubten



weiterhin an die Geschichte der verirrtten Wanderer und hatten mehr Mitleid mit den beiden, dass sie wegen eines dummen Fehlers jetzt befragt werden sollten.

Und auch wenn der Wagen nicht schnell genug fuhr, als dass man nicht hätte herunterspringen können, so hatte Viri gar nicht das Verlangen danach, das zu tun. Ob gefangen oder nicht, sie hatte die Möglichkeit, Eilie wieder zu sehen.

Der holprige Weg schien anfangs nicht zu enden, doch schlussendlich führte er aus dem Wald und den Bergen hinaus auf eine breitere Straße. Diese war asphaltiert, doch kaum in einem besseren Zustand als der Waldweg. Der gelbe Mittelstreifen war verblichen, der Rand teilweise zerbrochen, manchmal fehlten ganze Teile der ebenen Decke, an diesen Stellen war der Weg mit Kies aufgeschüttet.

Mit steigendem Unbehagen stand Viri auf und hielt sich an der Stange fest, an welcher die Zusatzleuchten auf dem Dach des Wagens angebracht waren. Rund um sie herum waren karge Felder, einfache Bauernhütten und am Horizont erkannte man eine Stadt.

Je näher ihr der Lastwagen kam, desto mehr Details konnte man erkennen. Zwar strahlte der Himmel blau, keine Wolke trübte das Bild, der Anblick Denvers war trotzdem ernüchternd. Die Vororte waren kaum als solche zu erkennen, die meisten Gebäude eingestürzt oder nur noch ausgehöhlte Gerippe.

Auch die Skyline bot kein besseres Bild, der größte Wolkenkratzer im Zentrum der Stadt stand schief, die anderen Gebäude waren wie bei einem Krebsgeschwür mit Anbauten übersät und über zahllose kleinere Brücken miteinander verbunden.

Der kleine Lastwagen bahnte sich seinen Weg über eine notdürftig reparierte Brücke und führte sie in die Stadt. Viri stand aufrecht auf der Ladefläche und betrachtete die geflickten, bunten und doch so schrecklich verfallenen Gebäude.

In den Straßenzügen türmte sich der Schutt der halb eingestürzten Hochhäuser, hin und wieder waren Straßensperren errichtet worden, die selbst auch schon wieder dem Verfall preisgegeben wurden. An einigen der belebteren Plätzen kam der Wagen kaum durch, Händler boten in Holz- und Blechhütten irgendwelche Waren feil, und schlecht gekleidete Menschen gingen von Marktstand zu Marktstand.

Irgendwann bog der Lastwagen auf eine Straße ab, die viel schöner war als der Rest der Stadt. An ihren Rändern standen adrett geschnittene Bäume, das Kopfsteinpflaster der breiten Straße war neu, und zahllose Bänke und kleinere neue Häuser säumten den Weg.

Vor ihr aber stand eine riesige Kathedrale, deren Hauptschiff so hoch war, dass es sich mit den ehemaligen Wolkenkratzern messen konnte. Glockenturm hatte das längliche Gebäude aber keinen, sonst hätte sie diesen schon von der Weite erkannt. Stattdessen befanden sich

an den Rändern des Gebäudes viele kleine Türme, die über Brücken miteinander verbunden worden waren. Der graue Stein und die spitzen hohen Dächer ließen den Bau älter wirken, als er sein konnte.

Anfangs fuhr der Wagen auf der prächtigen Paradedstraße noch direkt auf das sakrale Gebäude zu, bog aber einige hundert Meter vor dem Eingang vor einer Absperrung ab. Ein Wachmann öffnete die Schranke zu einem größeren Parkplatz in dem sich viele große, schwarze Autos befanden. Viri konnte noch gar nicht fassen was da um sie herum geschah. Zuerst die Ruinenstadt, die in ihrem Verfall aussah, als wäre die Welt untergegangen und nun dieses mächtige Gebäude.

Beinahe hätte sie vergessen, dass sie nicht mehr alleine hier war, doch auch Echriel schien, als wäre er unter dem Eindruck dieser Stadt und der Ereignisse im Allgemeinen völlig gefesselt.

So fasziniert wie die Beiden reagiert hatten konnten sie jedenfalls niemandem mehr erzählen, sie würden hier in dieser Stadt wohnen.

Der Wagen hielt an, Kyle und Jeffrey stiegen aus. Mit einer Handbewegung wies er Viri und Echriel an, sich noch nicht von der Ladefläche zu entfernen. Kyle sprach kurz mit dem Sicherheitsmann, der ihnen das Tor zum Parkplatz geöffnet hat und sah dann Echriel an.

„Ihr könnt herunterkommen.“

Es war ein ungewöhnliches Gefühl, nach dem Stehen auf diesem Lastwagen wieder festen Boden unter den Füßen zu haben. Beinahe fühlte es sich an, als würde sich der Boden hin und her bewegen.

Bislang hatte Viri nicht das Gefühl, eine Gefangene zu sein, als sich nun aber der streng dreinblickende Wachmann mit einer Waffe in der Hand zu ihnen gesellte, beschlich sie eine unangenehme Beklommenheit.

„Bitte folgt uns. Es ist gerade noch eine Messe in Gange. Wir sollten nicht stören.“

Viri drehte sich um zu Echriel, er lächelte sie an und schloss kurz die Augen. Dieses Zeichen gab ihr Vertrauen, und so folgte sie Kyle. Die Beiden waren nun zwischen Kyle, der voranschritt und Jeffrey, der mit dem Wachmann hinter ihnen herging eingeklemmt.

Ganz konnte sich Viri aber ohnehin nicht auf die Situation konzentrieren, da sie ständig die riesige, scheinbar aus Sandstein gefertigte Kathedrale betrachten musste. Von nahem wurde ihr schwindelig, wenn sie die hohen Wände mit ihren vielen Verzierungen betrachteten. Direkt an der Außenwand stützten Säulen die Struktur, an denen wiederum viele kleine Statuen angebracht waren.

Von den Säulen weg spannten sich große Bögen zu den Türmen, die einige Meter abseits der Kathedrale standen. Für sich alleine wären die Türme schon groß gewesen,

doch neben dem riesigen Gebäude wirkten sie nur wie kleine Stützpfeiler.

Die Flanke der Kirche wiederum säumten hohe, spitz zulaufende Fenster, deren Glasscheiben von einem dunklen Grau waren.

Nach einigen Minuten ging Kyle auf einen Seiteneingang zu, der sich in einem kleinen Haus befand, welches wie ein kleiner Seitenflügel der Kathedrale wirkte.

Wobei dieses kleine Haus selbst ein mehrstöckiges Gebäude war, auch wenn es vor der Kathedrale so unscheinbar wirkte. Auch der Anbau war aus demselben Stein wie die große Kirche, und auch hier befanden sich an den Ecken kleine Türmchen, die ein Spitzdach besaßen. Der Eingang war etwa zwei Mal so hoch wie Echriel, und langsam überkam Viri ein Gefühl der Nervosität.

Das Innere des Gebäudes führte direkt zum Kirchenschiff, das sich unbeschreiblich lange zog. Das sakrale Gebäude war derart lang, dass die Luft nach oben bereits diesig wurde und es aussah, als befände sich das Dach im Nebel.

Viele große, wenngleich schmale Säulen säumten den länglichen Gang und trugen die Deckenkonstruktion, eine Gewölbedecke mit vielen bunten Gemälden. Ansonsten war die Kirche eher schlicht, die Wände waren grau verputzt, der Boden glänzte schwarz und die vielen Bänke, die Reih an Reih standen. Die hohen Fenster

spendeten durch ihr dunkles Glas nur spärliches Licht, sodass die Kirche von mehreren, sehr tief von der Decke hängenden Kronleuchtern erhellt werden musste.

Dennoch war es sehr dunkel in dem Gebäude.

Wie Kyle gesagt hatte, traten sie in eine Prozession oder Messe, die gerade abgehalten wurde. Die Menschen sahen in den hinteren Reihen ungepflegt aus, soweit Viri das von der Mitte des Gebäudes aus erkennen konnte. Das schienen diejenigen Menschen zu sein, die sie auch in den Ruinen gesehen hat, die einst die Stadt Denver waren.

Je weiter vorne die Menschen saßen, desto gepflegter wurden sie. Wie diejenigen aussahen, welche sich in den vordersten Sitzreihen waren, konnte Viri nicht mehr erkennen, da hier ein schwarzer, ungefähr mannshoher Samtvorhang den Raum trennte.

Offensichtlich war die Masse gerade im Gebet vertieft, denn auch wenn das gigantische Gebäude brechend voll war, hörte man nur das Rascheln von Kleidung und das Atmen von Menschen, nur ab und an wagte es jemand, zu husten.

„So hört mir zu!“, sprach schließlich eine Stimme aus Lautsprechern.

Viri sah sich um und erkannte ganz vorne auf einer Anhöhe, hinter einem Altar einen Mann. Durch die Entfernung konnte sie keine Details erkennen, doch er schien einen weißen Anzug zu tragen und ein schwarzes

Hemd. Seine Haare waren kurz, und an seinem Hals erkannte sie eine Verzierung, die sie an eine Tätowierung erinnerte. Sie hatte das schon bei einigen Menschen gesehen, vor vielen Jahren.

„Eure Gebeten wurden erhört, die große Anführerin wird weiter ihr Bestes tun um unsere Stadt und unser Land wiederaufzubauen! Die Sünden der Vergangenheit werden gesühnt und bald schon können unsere Kinder glücklich und ohne Angst durch saubere Straßen laufen! Niemand wird mehr krank, niemand muss vor seiner Zeit sterben! Wir danken ihr alle!“

Er hielt kurz inne.

„Unsere Eilie, vom Himmel gesandt, in der heiligen Mission der Erde wieder Frieden zu bringen!“

Langsam deutete er nach oben, hinter ihm befand sich ein reich mit Figuren und Gemälden verzierter goldener Altar. Elektrisches Licht beleuchtete zuerst diesen Altar und bewegte sich dann langsam nach oben, um ein Kreuz zu beleuchten. Auf diesem Kreuz befand sich die Figur einer jungen Frau.

Trotz der Entfernung konnte Viri erkennen, dass dieses Abbild ihre Tochter war. Eilie! Was war mit ihr geschehen?

Bevor sie sich allerdings weiterhin in diese Frage hineinsteigern konnte, wurde ihre Aufmerksamkeit wieder auf das Kreuz gelenkt. Langsam sank es herab, bis es den Boden der Empore berührte.

Zwei festlich gekleidete Männer näherten sich dem Kreuz mit Werkzeug in der Hand und zogen die Nägel aus den Händen und Füßen der Figur, mit denen sie auf das Kreuz genagelt worden war.

Zu Viris Überraschung aber bewegte sich die Statue, ging in die Knie und begann schrecklich aus ihren Wunden zu bluten.

Das war keine Statue. Diese Figur war Eilie. Irgendjemand hatte ihre Tochter an ein Kreuz genagelt. Erinnerungen schossen zuerst in ihren Kopf und breiteten sich dann auf den ganzen Körper auf.

„Nein!“, schrie Viri und machte sich auf, nach vorne zu springen.

Die Besucher der Kirche drehten sich um und sahen sie erschrocken an. Bevor Viri jedoch loslaufen konnte, wurde ein Netz über sie geworfen. Ohne zu wissen, wie ihr geschah, verließen sie rasend schnell ihre Kräfte.

„Nein...“, hauchte sie noch einmal, und bevor sie ihre Augen schloss, sah sie, wie jemand Echriel festhielt.

„Eilie...“



## 21 Viri | Wiedersehen mit dem Wahnsinn

Es fiel ihr schwer zu atmen. Nur langsam kam Viri wieder zur Besinnung. Anfangs war sie damit beschäftigt, ihre Sinne wieder zu beleben. Sie hörte nur dumpf, es war dunkel und es roch fürchterlich metallisch.

Als sie die Augen wieder öffnete, erkannte sie, wie sie unter einem Netz lag. Es war kaum möglich, die Augen offen zu halten, und noch schwerer fiel es ihr, sich zu bewegen. Es war, als wäre ihre gesamte Kraft in ihr Innerstes zurückgedrängt worden.

Und auch wenn es sich normalerweise so anfühlte, als würde in ihrem Innersten ein Vulkan lodern, der nur darauf wartete aus ihr hinaus zu brechen und alles zu zerstören, was um sie herum war, so fühlte Viri in diesem Moment nur ein lauwarmes Pochen. Statt des glühenden Kerns fand sie tief in sich nur etwas, das sich wie eine sonnenerwärmte Eisenkugel anfühlte.

*„Was ist hier geschehen?“*

Durch das in großen Maschen gespannte Netz erkannte Viri, dass sie in einer größeren, aus Stein gehauenen Kammer lag. An einer der Wände sorgte eine Leuchtstoffröhre für etwas Beleuchtung, neben ihr hing ein schmales Bett an der Wand, in einer Ecke stand eine Toilette nebst Waschbecken. Sie aber lag auf dem Boden unter diesem Netz und fühlte sich schwach.

Doch lange musste sie nicht so unwürdig am Boden liegen. Kurz, nachdem sie erwacht war, klackte und knarzte die schwere Metalltüre und es trat ein Mann herein.

Es war ein Mensch. Ein Mann, möglicherweise Mitte Vierzig, sah auf sie herab. Sein Oberkörper war unbekleidet und übersät mit Tätowierungen. Die Symbole und Muster verwirrten sie, nichts erschien einen Sinn zu geben. Als Hose trug er eine helle Nadelstreifenhose, eigentlich viel zu elegant im Vergleich zum Oberkörper. Sein Gesicht zierte nur ein Bart und eine kreisrunde, rahmenlose Brille.

Die Frisur war zu den Seiten streng rasiert, der Rest der Haarpracht war mit Wachs in Form gebracht. Sein Blick war kalt. Eiskalt. Machtlos wie sie in dieser Situation war, fürchtete sich Viri.

Das war der Mann, der als Priester die Andacht gehalten und Eilie vom Kreuz geholt hatte.

Er beugte sich hinab, nahm das Netz und riss es von ihrem Körper. Schlagartig entflammte das Feuer in ihrem Inneren wieder, doch aus Vorsicht richtete sie sich nicht ganz auf, sondern rutschte auf dem Po in die Ecke der Zelle, in welcher sie sich befand.

„Es freut mich, dich wiederzusehen.“

„Was hast du mit Eilie gemacht? Wer bist du?“

Viri musste den Hass in ihrem Inneren zügeln. Sie wusste nicht einmal, ob dieser Mann überhaupt Verantwortung

hier besaß, doch irgendetwas an ihm ließ ihre Emotionen züngeln.

„Erkennst du mich nicht? Seit Jahren hoffe ich auf deine Ankunft, doch nicht einmal so starke Bilder wie Eilie am Kreuz konnten dich bislang aus deinem Versteck locken.“

Er ging einmal durch den Raum und tänzelte schließlich auf seinem linken Fuß, als er eine Drehung vollführte und sich zu Viri hinab beugte.

„Und ich dachte doch, gerade das Kreuz wäre wirklich ein überzeugendes Zeichen. Weißt du nicht mehr? Man kann ja nur froh sein, dass deine Kleine so etwas wie ein Gott ist. So vergammelt sie nicht derart schnell wie seinerzeit dein Liebster, nicht wahr?“

Es konnte nicht sein. Er war vor ihr tot umgefallen. Er war ein Mensch gewesen und in Hel gestorben. Menschen, die in Hel starben, konnten nicht wiedergeboren werden auf der Erde. Doch sie erkannte ihn wieder. Die Haare. Die Brille. Auch Grigorij Ardankin hatte sie genau so getragen.

„Du... du kannst nicht existieren! Ardankin!“

Er lachte und hielt sich die Brust.

„Ardankin, Schmardankin. Was sind schon Namen? Hier nennt man mich Mame, oder Mad America, oder Quaiig Dean, was soll der ganze Unsinn? Wichtig ist, dass ich hier bin.“

Viri stand auf und griff in ihr Innerstes. Die Quelle war heiß, unerträglich glühend heiß, doch diesmal waren ihr die Schmerzen egal. Sie ließ Energie in ihre Hände fließen, sodass auch diese zu glühen begannen. Das Fleisch verschmorte nicht, vielmehr loderte das Feuer in kleinen Kugeln um ihre Handflächen.

„Nein nein, das wirst du schön bleiben lassen, ja?“, sagte Ardankin in einer ruhigen Stimme, die in dieser Situation nicht angebracht war. Was auch immer er war, er war bald tot.

„Hast du vorher die Kostprobe meiner Kräfte nicht erlebt? Meinst du nicht, dass ich Eilie nicht in ähnlicher Form festhalten kann? Willst du herausfinden was passiert, wenn ich diesen Raum nicht verlasse?“

Schlagartig verpufften die Feuerbälle.

„Wir verstehen uns, ja?“

Widerwillig nickte Viri.

„Nun, ich bin kein Unmensch. Doch ich bin gelangweilt. Ich gönne euch die Familienzusammenkunft. Eilie kommt dich gleich besuchen, sie wird dich darüber informieren, was hier geschehen ist, während du deinen kleinen Urlaub genossen hast.“

Er drehte sich um und klopfte an die Zellentür.

„Und keine dummen Ideen, ja? Das Netz war nur ein Vorgeschmack. Eilie weiß, zu was ich in der Lage bin.“

Die Gedanken kreisten nur so in ihrem Kopf, sie zweifelte an dem, was ihr zuvor noch so klar gewesen war. War das wirklich ihre Eilie gewesen, die am Kreuz hing? Und alles schien darauf hinzudeuten, dass das hier auch der Ardankin war, der ihr vor vielen hundert Jahren ihren Liebsten das erste Mal genommen hatte.

Nur was hatte er mit ihrer Tochter zu schaffen? Wieso ließ sie sich von ihm an ein Kreuz nageln?

Als sich die Türe öffnete, sah er Viri noch einmal an und lachte laut auf.

„Komm herein, Schlampe!“, rief er und riss jemand durch die Türe. Viri erkannte Eilie sofort. Ihre Hände waren verbunden, ihr Gesicht gezeichnet. Sie stolperte und kam wankend zum stehen. Ardankin aber drehte sich noch einmal um und trat ihr in den Rücken, sodass Eilie vor Viri auf die Knie fiel.

„Und nun noch viel Spaß beim Familientreffen“, sagte dieser mit Singsang in der Stimme und schloss die Türe hinter sich.

Obwohl sie innerlich bebte, stand Viri auf und reichte Eilie die Hand. Nicht nur der Schock über das, was sich gerade ereignete verunsicherte Viri, sondern auch die Erinnerung an das letzte Wiedersehen mit ihrer Tochter. Eilie hatte ihr nicht vergeben, dass Viri aus ihrem Leben verschwunden war. Sie war wütend und hätte ihrer Mutter beinahe Schlimmes angetan. Nach der

Aussprache hatte es nur einen kurzen Moment gegeben, in dem sich die Beiden liebevoll umarmten.

Dann hatte Viri weiterziehen müssen, da sie vermutete, nur das Ende ihres Lebens auf der Erde würde sie Etheria näherbringen.

Was gefolgt war, war die Ankunft in Parmacia und Joston, der sie schwer verletzte, sowie viele Jahre voller Selbstzweifel und Trauer.

Eile nahm ihre Hand. Sie sah Viri nicht in die Augen, doch sie nahm ihre Hand und ließ sich hochhelfen. Viri setzte sich auf das Bett, Eilie blieb anfangs stehen. Doch schlussendlich setzte sie sich neben ihre Mutter. Einen kurzen Moment dachte Viri darüber nach, wie absurd die Situation eigentlich war. Sie war Eilies Mutter, doch sie sah kaum älter aus. Eilie war eine hübsche junge Frau, sie trug mittlerweile eine Lederjacke, darunter ein weißes Shirt und blaue Jeanshosen.

Doch ihre Hände und Füße waren mit dicken Mullbinden verbunden, durch die rotes Blut schimmerte. Eilie stützte ihre Arme auf den Knien ab und sah zu Boden.

Viri hatte sie über Jahrhunderte alleine gelassen, Eilie musste sie doch hassen. Und dann waren auch noch diese Geschehnisse mit dem Kreuz und Ardankin... Ihr Bauch tat weh beim Gedanken, was alles geschehen sein mochte.

Ihr Blick verharrte auf den verletzten Händen.

„Das... ist nicht schlimm. Es heilt sehr schnell.“

Viri wagte es, Eilie an der Schulter zu berühren. Sie wollte ihrem Kind Kraft geben, und auch wenn sie kurz bei der Berührung erschrak und zuckte, so ließ Eilie sie gewähren.

„Was ist... hier geschehen?“

Eilie sah ihr ins Gesicht, und erstaunlicherweise lächelte sie. Es war ein verzweifeltes, müdes Lächeln. In diesem Moment sah sie das erste Mal das Gesicht ihrer Tochter genauer an. Sie hatte hübsche, grüne Augen. Darüber waren sanft geschwungene Augenbrauen. Sie trug ihre Haare kurz, nicht einmal bis zu den Schultern fielen sie.

„Bist du mir nicht böse?“

Eilie schloss die Augen und schüttelte den Kopf.

„Nein. Ich habe gelernt, mit den Kräften umzugehen, die du mir vererbt hast. Ciseding hat mir dabei geholfen. Und er meinte, ich hätte nur einen kleinen Teil deiner Macht geerbt.“

Sie atmete kurz durch.

„Es kostete mich viel Anstrengung, das Wenige zu meistern, das ich habe. Wenn ich mir vorstelle, wie schwer es nur sein muss, noch viel mächtiger zu sein... Nein, wie kann ich dir böse sein? Dir hat ja niemand gesagt, was du tun musst.“

Viri nahm die Hand ihrer Tochter und ging in sich. Sie spürte den lodernnden Kern in ihrem Inneren und leitete einen Hauch der Wärme durch ihre Hände in Eilies

Wunde. Sie hatte dergleichen noch nie getan, doch es fühlte sich richtig an. Und mit jedem Mal, mit dem sie versuchte, ihre Kräfte zu beherrschen, fiel es ihr etwas leichter.

Eilies Augen weiteten sich, und mit erstauntem Blick rollte sie den Verband von ihrer Hand. Sie war unverletzt.

„Das ist unglaublich! Es hat gerade kein bisschen weh getan!“

Nun konnte sich Viri selbst ein Lächeln nicht verkneifen. Nach so vielen Jahren kamen ihr die Kräfte plötzlich viel vertrauter vor.

„Doch nun... Kind, erzähle was passiert ist! Die Erde hier sieht so schrecklich falsch aus!“

Eilie sah auf ihre rechte Hand, die noch in den Verband gewickelt war. Sie atmete tief durch und sah Viri ins Gesicht, Tränen standen in ihren Augen.

„Es wird nicht leicht.“



## 22 Eilie | Die Geschichte der Welt

Es tat so unbeschreiblich weh, neben ihrer Mutter zu sitzen. Eilie hatte sie in ihrem langen Leben schon gehasst, geliebt, verloren geglaubt und eine ganze Weile all ihre Hoffnungen in sie gesetzt. Nun war sie hier, doch waren die Geschicke der Welt derart dem Niedergang preisgegeben worden, dass sie selbst keine Hoffnung mehr hatte.

Doch sie musste gekämpft haben. Sie musste lange auf der Suche gewesen sein, denn sie hatte es schlussendlich doch noch geschafft, Eilie zu finden. Und offensichtlich konnte Elvira auch Etheria finden, sonst hätte man sie nicht in der Nähe des Portals aufgegriffen.

Egal was geschehen war, sie musste erfahren, was geschehen war. Eilie hatte vor, alles zu erzählen, danach hatte sie aber selbst noch einige Fragen an ihre Mutter. Fragen, die sie seit Ewigkeiten mit sich herumtrug.

„Kurz nachdem du verschwunden warst, nahm mich Ciseding bei sich auf. Er begann mir alles zu erzählen, was er noch wusste. Du warst verschwunden, und plötzlich alterte er rapide. Tag um Tag verbrachten wir miteinander, und als er starb, hatte ich den Großteil seines Wissens geerbt. Es war bei weitem nicht all das, was ich hätte wissen müssen, doch es reichte, um die Welt ein kleines bisschen am Leben zu halten.“

Er zeigte mir die Portale, die Eding noch erschaffen hatte, und so konnte ich zwischen den Welten hin und her wandern.

Nachdem du uns verlassen hattest, öffnete sich ein weiteres Portal, das direkt nach Etheria führte. Ich habe es mehrfach durchschritten, doch die Welt, die ich dort gesehen habe, war ohne jedes Lebenszeichen. Ich dachte, du wärst tot.“

Nein, sie konnte nicht mehr warten. Sie musste ihre Mutter fragen.

„Wo warst du? Du konntest doch nicht in Etheria leben! Die Welt war finster und tot, es war so niederschmetternd!“

Elvira sah sie aus traurigen Augen an.

„Ich weiß es nicht, Eilie. Ich war in einer Welt gefangen, die ähnlich wie Etheria war. Sie... Ich wusste nicht, wie ich dorthin gekommen war oder wie ich wieder zurückkommen sollte. Es war etwas schrecklich schiefgelaufen.“

Sie hielt einen kurzen Moment inne.

„Eilie, ich weiß... Du musst tausend Fragen in dir tragen. Doch erzähle mir bitte was hier alles geschehen ist, und wer dieser Mann ist, der dich hier eingesperrt hat!“

Sie hatte recht. Es war besser, wenn Eilie zuerst erzählte.

„Elvira...“

Sie nahm Eilies Hand.

„Bitte... nenne mich Viri, wie alle, die mir etwas bedeuten.“

„Gut... Viri... Mutter. Als du in diese andere Welt gegangen bist, da hast du uns ein Geschenk hiergelassen. Eine kleine Welt, eigentlich nur eine größere schwebende Insel irgendwo mitten im All. Diese Welt wurde Relsh genannt. Sie diente uns als kleiner Ersatz für Etheria.

Weißt du, Ciseding konnte mir zumindest ein wenig die Zusammenhänge der Welten erklären. Die Menschen sterben, sie werden in Hel gereinigt, wenn ihre Seelen noch nicht rein sind, und wenn doch, dann landen sie in Etheria... oder nun in Relsh, seit die große Hohlwelt tot ist.

Leider wussten wir nicht, wie wir den ewigen Kreislauf des Seins aufrechterhalten konnten. Hier fehlten uns Informationen. Und so haben wir es nicht geschafft, dass neue Sayt in Hel geboren wurden. Auch wenn sie sehr lange leben, irgendwann starben selbst die ältesten und mächtigsten Bewohner der Unterwelt, sodass heute alle Sammler und Vollstrecker gestorben sind.“

Viri sagte nichts, doch ihre Augen sprachen für sie. Eilie atmete schwer ein.

„Unico, Ayrina, Ciseding... sie sind alle tot. Damit nicht auch die Menschen aussterben, habe ich diejenigen, die in Relsh geboren wurden, zum Dienst nach Hel gesandt. Eigentlich war es zum Schmunzeln, die Bewohner aus

Relsh sahen aus wie Engel mit Flügeln und spitzen Ohren, doch sie führten die Vollstreckung an den Menschen in der Welt, welche oft als Hölle bezeichnet wurde durch. Doch auch die Zeit der geflügelten Menschen in Relsh kommt irgendwann. Und offensichtlich ist deren Tod endgültig, denn mit der Zeit wurden immer weniger Menschen geboren.

Es gab Aufstände, Rebellionen, Krieg und Angst, und die Bevölkerung nahm stetig ab. Die Menschen hatten das nicht bemerkt und die sinkende Bevölkerungszahl auf die Unruhen der Welt geschoben, aber mir bereitete das Sterben der Welten große Sorgen.

Ich nutzte die Mächte, die mir blieben um die Menschen zu schützen, die noch lebten. Ich reiste zwischen den Welten, forschte und suchte nach Lösungen. Doch nichts. Es gab nichts. Keine Idee, keine Hilfe.

Und gerade, als ich die Welten einigermaßen stabilisieren konnte, als die Kriege auf der Erde aufhörten und die Bewohner von Relsh sich um die Reinigung kümmerten, kam er.“

„Ardankin?“, fragte Viri. Doch Eilie hatte diesen Namen nie gehört.

„Er heißt Mame. Der Mann, der uns eben so freundlich vorgestellt hatte. Als ich gerade nach den letzten überlebenden Bewohnern einer Stadt gesucht hatte, überfiel er mich. Er warf ein Netz über mich, das mir sofort alle Kräfte entzog. Ich war wehrlos, doch in einer

letzten verzweifelten Bewegung konnte ich mich noch aus den Schlingen befreien. Ich flüchtete durch die Stadt, doch mit seiner modernen Technologie konnte er mich schnell einholen.

Ich kannte ihn, er war eine arme Seele, verlor Frau und Kinder vor vielen Jahren, und er sammelte eine Anzahl von Jüngern um sich, die sich gegen den Wandel der Welt stemmten. Seltsam war, dass er nicht alterte und nicht starb.

Jedenfalls erzählte er mir, dass er wusste, wie er mich als Göttin schwächen konnte, und mit seinem Netz hatte er das durchaus unter Beweis gestellt.“

„Was hat er vor?“, fragte Viri vorsichtig. Eilie schüttelte nur den Kopf.

„Ich weiß es nicht. Er drohte mir, die gesamte Bevölkerung der Erde, von Hel und Relsh zu töten. Er kannte die Welten. Er muss jemand sein, der ebenso viel Macht wie ich besitzt. Und ich... ich wollte nicht riskieren, dass er es mir beweist.

Er behauptet, er will nur über allen Dingen stehen. Er interessiert sich nicht für die Bewohner der Welten. Ich darf weiterhin die Göttin und Verwalterin dieser Welt sein, solange ich mich ihm beuge.“

Ihr Inneres verkrampfte sich so sehr.

„Also... ich glaube... er sieht in mir eine Art Göttin. Und er will... er will der Vater eines Gottes werden.“

Der Griff um ihre frisch geheilte linke Hand festigte sich. Viri sah ihr ins Gesicht, mit einer ernsten, besorgten und verstehenden Miene.

„Wagt er es...?“

Tränen liefen Eilies Wange hinab.

„Beinahe jeden Abend, wenn ich hier bin. Auch vorhin wieder. Jeden Monat habe ich mich für drei Nächte hier einzufinden. Am ersten Tag wird die Prozession durchgeführt, und er nagelt mich ans Kreuz. Ich werde vorgeführt, präsentiert, und abends muss ich... muss ich...“

Sie schluchzte laut auf. Doch Viri sollte es erfahren. Wer sollte helfen können, wenn nicht sie?

„Seit... seit... zwanzig Jahren... doch... es kam nie ein... ein Kind...“

Mit einem Moment ging ein Ruck durch sie hindurch, und Eilie spürte die Umarmung ihrer Mutter. Sie erwiderte die Umarmung, und eine angenehme Wärme durchfuhr ihren gesamten Körper. Es war ein schönes Gefühl. All die zurückgestellten Gefühle brachen über sie herein, und so weinte sie bitter in Viris Armen. Dieser Moment schien eine Ewigkeit anzudauern. Es fühlte sich so gut an, und zum zweiten Mal in ihrem Leben wusste Eilie, wie sehr sie ihre Mutter liebte.

Doch Viri war auch in Gefahr. Sie war stärker als Eilie. Sie war eine wahre Göttin. Sie hatte all die Macht geerbt, die

der Erschaffer dieser Welten einst besessen hatte. Jetzt würde Mame sicherlich mit ihr schlafen wollen.

Als sie sich langsam aus der Umarmung löste und ihrer Mutter ins Gesicht sah, war ihr Blick bestimmt und ernst.

„Was hatte er dir aufgetragen?“

Sie hatte recht. Mame hatte sie mit einem Auftrag in die Zelle geschickt.

„Ich solle dich vorbereiten, hatte er gemeint.“

„Damit hatte ich gerechnet. Was muss ich tun?“

Der Moment der Glückseligkeit war vorbei. Die harte Realität, in der sie jetzt lebte, holte Eilie ein.

„Ich denke, er will, dass du mitgehst.“

Viri stand auf, ging zur Türe und klopfte dagegen. Sie sah Eilie ins Gesicht und lächelte.

„Nun gut. Dann will ich mir seine Geschichte anhören. Ich denke, wir haben uns viel zu erzählen.“

„Nein, Mutter, das... er will doch nur...“

Viri kam zu ihr zurück und küsste sie sanft auf die Stirn.

„Hab Vertrauen, mein Kind.“

## 23 Viri | Handeln mit dem Teufel

Ihre Tochter starrte sie mit großen Augen an, als sie sich erhob und an der Tür klopfte. Viri lächelte ihre Tochter voller Wärme an. Es hatte sie in ihrem Innersten getroffen, was Ardankin Eilie angetan hatte. Er würde dafür bezahlen. Doch solange er offensichtlich Wege und Möglichkeiten besaß, die sogar sie, Edings Erbin, machtlos werden ließen, musste sie wissen, was er wirklich vorhatte.

Dass dieses verabscheuungswürdige Subjekt von einem Lebewesen sich an ihrer Tochter vergangen hatte, machte es schwer, ihm nicht gleich an den Hals fallen zu wollen. Jedoch musste sie Ruhe bewahren, sie konnte und durfte nicht das Leben aller verbleibenden Lebewesen aufs Spiel setzen. Elvira wusste, wie wenig Ardankin das Leben anderer bedeutete.

Die Türe ging auf und ein in schwarz gekleideter, muskulöser Mann stand vor ihr. Im Vergleich zu ihren einfachen Klamotten, die sie in dem ehemaligen Restaurant angezogen hatte, sah er elegant und gediegen aus. Da er eine Sonnenbrille trug, konnte sie ihn nur schwer einschätzen.

Eilie stand ebenfalls auf und verließ die Zelle, berührte dabei aber noch einmal die Hand ihrer Mutter und drückte sie einen kurzen Moment.

„Heute Abend bist du wieder hier.“, raunzte der Mann.



Viri wollte ihn nicht mehr einschätzen. Sie hätte ihn am liebsten von innen verbrannt.

„Und du kommst mit.“

Er war kein Freund vieler Worte. So folgte Viri ihm durch die breiten und hohen Gänge der großen Kathedrale. Ein Auge für die üppige Ausstattung und die geschwungenen Säulenstrukturen des Gebäudes hatte sie nicht. Vielmehr spielte sie in Gedanken immer wieder durch, was sie mit Ardankin besprechen wollte.

Am Ende des Ganges öffnete der Mann den Flügel einer großen Türe, die zu den Gemächern des verhassten Mannes führten.

Der Raum war groß und von zwei oben spitz zulaufenden Fenstern erhellt. Das Licht war freundlich, am Boden lagen mehrere hochflorige Teppiche. Direkt unter den Fenstern stand eine Sitzecke von mehreren Sofas und einem großen, hölzernen Tisch. Die gegenüberliegende Wand war mit Schränken verkleidet, vor ihnen stand ein mächtiger Schreibtisch, vor dem zwei hölzerne Besuchersessel standen. Dahinter befand sich ein Lehnstuhl, auf dem Ardankin saß.

Er trug immer noch seinen hellen Anzug, durch die leicht verdunkelte Brille sah er sie durchdringend an. Er wusste, dass Eilie ihr alles erzählt hatte.

„Bitte, Larry, lass uns alleine.“

Der große Mann verbeugte sich kurz.

„Wie sie wünschen.“

Er drehte sich um und verließ den Raum. Viri hörte, wie die Türe abgesperrt wurde.

„Bitte, setz dich doch.“

Ardankin wies auf einen der Besuchersessel. Viri näherte sich ihm und versuchte in ihrer ganzen Körperhaltung Würde und Erhabenheit auszustrahlen. Ohne weiteres Wort setzte sie sich und schlug die Beine übereinander.

„Grigorij Ardankin. Oder Mame, wie dich meine Tochter nennt.“

Er beugte sich vor.

„Wie viele Jahre waren es wohl, seit wir uns zuletzt gesehen haben? Vierhundert? Fünfhundert? Ach, eigentlich ist es doch egal.“

„Wie hast du es geschafft, die ganze Zeit zu existieren? Du warst nur ein Mensch. Manai hat dich getötet.“

Eine Hälfte seines Mundes bewegte sich, sodass er ein schiefes Lächeln präsentierte.

„Das habe ich wohl dir zu verdanken.“

Viri bebte innerlich, doch sie wollte vor ihm keine Gefühle zeigen.

„Mir?“

Ardankin lehnte sich zurück und verschränkte die Arme hinter seinem Kopf.

„In der Tat. Anfangs wusste ich nicht, wer ich war. Ich war ein Gast in dieser seltsamen Welt, die du irgendwann erschaffen hattest. Erinnerst du dich? Wir haben sogar ein Stück des Weges gemeinsam beschritten. Ich war ein junger Mann, ängstlich und unsicher.“

„Tess... Tesserakt?“

„So nannte man mich. Ich wusste nicht, wer ich war. Oder wie es dazu kam, dass ich plötzlich wieder existierte. Jedenfalls habe ich irgendwann gelernt, dass du uns wohl erschaffen hast. Mich und die beiden anderen.“

Demeter und Chandelier. Sie hatte sich selbst verloren, war dem Wahn verfallen, und in ihrem Traum hatte Viri eine Welt erschaffen, in welcher sie von drei jungen Menschen begleitet wurde, der gütigen Demeter, dem bestimmenden Chandelier und dem unsicheren Tesserakt. Sie hatte das alles für einen Traum gehalten.

„Nachdem du aus der Welt verschwunden warst, existierten wir plötzlich in einer Welt Namens Relsh, und Eilie begann, uns zu regieren. Doch im Gegensatz zu ihr alterten wir, und als Demeter und Chandelier starben, wurde Eilie umso mächtiger. Ich mochte sie nicht. Sie war eine Göttin und sie verschwendete ihre Kräfte darauf, die Dinge nur zu erhalten. Sie verschwendete ihre Macht, ihre offensichtliche Unsterblichkeit.

Ich flüchtete auf die Erde, und fand dort einen Menschen, der genauso viel Angst vor dem Tod hatte und noch so vieles erreichen wollte. Wir konnten unsere Kräfte

bündeln, und so entstand ich. Mame, wie mich hier die meisten Leute nennen.“

„Was für ein Unsinn“, kommentierte Viri kurz. Auch wenn sie das Gefühl hatte, dass er mit dieser Geschichte ehrlich war. Doch auch wenn das stimmte und sie ihn erschaffen hatte, während sie auf der Suche nach sich selbst war... sie würde seine Existenz wieder beenden.

„Und was willst du?“, setzte sie hinzu.

Er stand auf und ging zum Fenster.

„Die Welt stirbt. Wir brauchen einen Gott, einen Anführer, der weiß, wie man die Welten zusammenhalten kann. Wir brauchen jemanden, der die Macht nutzt, die ihm gegeben wurde. Der mehr will als nur Erhaltung. Ich will etwas erschaffen. Ich will die Welten großartiger machen, als sie es je waren.“

Bevor sie realisieren konnte, was geschehen war, stand er vor ihr und nahm ihr Kinn in die Hand. Er zwang Viri, ihn anzusehen.

„Und dazu will ich eine göttliche Dynastie begründen. Ich habe einige der Kräfte, die du einst dein eigen genannt hast. Ich will diese Kräfte erweitern.“

Doch Eilie erweist sich als unwürdig. Tag für Tag habe ich sie bestiegen, aber mehr als Vergnügen konnte mir diese Schlampe nicht bescheren. Sie ist mir meinen Thronfolger schuldig!“

Eine Woge des Hasses durchfuhr Viri, doch sie konnte sich beherrschen. Sie durfte ihm nicht das Gefühl geben, dass sie sich von ihm beeinflussen ließ.

„Du scheinst es ja nicht besonders ernst zu nehmen mit deinem Thronfolger, nicht wahr?“, kommentierte sie daher schneidend kühl.

„WIE MEINST DU DAS?“, fuhr er sie an. Der Griff um ihr Kinn wurde so fest, dass es weh tat.

Viri schlug ihm die Hand zur Seite und lehnte sich zurück.

„Eilie kann offenbar kein Kind von dir bekommen. Das hättest du schon vor vielen Jahren feststellen können. Anstatt dass du nach mir suchen lässt, wartest du darauf, dass ich irgendwann zufällig hier erscheine. Offensichtlich warst du doch mehr am Vergnügen interessiert.“

Er ging wieder um den Tisch herum und setzte sich in seinen Sessel.

„Jedenfalls habe ich jetzt, was ich will. Du hast ja schon gezeigt wie fruchtbar du bist. Wenn dir etwas an Eilie liegt, dann spielst du jetzt nach meinen Regeln.“

Es war klar, was er wollte.

„Du willst also, dass ich mit dir das Bett teile um deine große Dynastie zu begründen?“

„Nun, wenn dir etwas an den höheren Lebewesen dieser Welten liegt, dann solltest du genau das tun. Du hast

gesehen, dass ich Mittel und Wege habe, selbst Götter ihrer Macht zu berauben. Natürlich bin ich in der Lage, auch das Leben von tausenden von Menschen auszulöschen. Aber das muss ich dir sicher nicht erklären?“

„Das heißt, du willst mich zum Spielzeug haben, dafür kann Eilie sich um die Welten kümmern und du lässt ab von ihr?“

Sein Lächeln wurde breiter. Es verformte sich zum hässlichen Grinsen.

„Darauf mein Ehrenwort.“

„*Ehrenwort, dass ich nicht lache.*“

„Doch ich will auch dein Wort. Du hast keine Wahl, aber ich würde schon gerne hören, dass du einwilligst.“

Er hielt kurz ein, schlug seinerseits die Beine übereinander und faltete seine Hände auf den Knien.

„Dazu gehört natürlich auch ein gewisser... Leistungsbeweis.“

Viri begann zu zittern. Er durfte das nicht sehen. Sie legte ihre Hände in den Schoß und sah ihn ernst an.

„Eilie besucht dich nicht mehr. Ich werde mit ihr morgen abreisen und will den Zustand der Welten überprüfen. Meinen Begleiter, mit dem ich hier angekommen bin, nehme ich mit. Dafür... dafür trete ich in deine Dienste. Ist das ein Handel?“

Ardankin stand auf, beugte sich über seinen Schreibtisch und reichte ihr die Hand.

„Nun gut, dann besiegeln wir diesen Handel. Deine Bedingungen sind annehmbar.“

Auch Viri stand auf und schüttelte ihm die Hand. Sie erkannte die Finsternis in seinem Blick zu spät, er drückte ihre Hand fest und riss den Arm nach unten, sodass sie mit dem Oberkörper auf der Tischplatte aufschlug.

„Dann wollen wir doch einmal sehen, ob wir unsere Dynastie gleich begründen können. Du bleibst schön so, wie du jetzt bist.“

Es war zu erwarten gewesen. Als er aus ihrem Blickfeld verschwunden war, gestattet sie der Träne, die sich in ihrem linken Auge gesammelt hatte, über ihre Wange hinunterzulaufen.

„Wenn du dich jetzt gut benimmst, gilt unser Handel“, sprach er über ihren Rücken hinweg.

Viri spürte, wie er ihre Beinkleider nach unten zog.

„Sehen wir doch einmal, wie sich das mit einem Gott anfühlt. Dein Körper ist ja ganz vernarbt, du hast sicherlich schon einiges mitgemacht. Dann wird das ja jetzt gar nicht so schlimm.“

Seine Stimme klang beinahe hysterisch.

## 24 Eilie | In ein neues Zeitalter

Normalerweise sollte sie nach der Prozession immer sofort einen Arzt aufsuchen, um die Wunden zu behandeln. Danach sollte sie sich reinigen und schließlich durfte sie sich bis zum Ende des Tages frei bewegen. Heute jedoch war alles anders. Ihre Mutter war gekommen. Und sie hatte Eilie geschützt.

Natürlich konnte sie sich vorstellen was nun geschehen würde. Sie hatte Mame in zwanzig Jahren mehr als gut genug kennen gelernt.

Eilie saß im Büro des Zellenwärters. Dieses kleine Gefängnis unterhalb der Kathedrale war eigentlich dafür errichtet worden, um Menschen einzusperrn, welche die Prozession unterbrachen oder störten. Meistens jedoch wurde es genutzt, um Menschen zu befragen, welche die verbotene Zone im Gebirge um Denver betreten hatten.

Die Zone, in welcher sich die Portale zu den anderen Welten befanden. Die Portale, die Elvira errichtet hatte, ohne es zu wissen.

„Mutter!“, rief sie und weinte in ihre Handflächen. Die eine Handfläche war bereits verheilt, dank ihrer Mutter, die andere juckte nur noch. Ihr Körper heilte sehr schnell. Eilie wünschte sich, auch ihre Seele wäre in einer ähnlichen Verfassung.

Nein, sie durfte sich nicht von der Sorge in den Wahnsinn treiben lassen. Elvira hatte offensichtlich bewirkt, dass



ihr Begleiter freigelassen wurde. Eilie hatte von einem der Lakaien Mames den Auftrag erhalten, ihn abzuholen.

Sie blickte auf, als sich die Tür öffnete. Der schwarz gekleidete Muskelprotz mit Sonnenbrille kam wieder heraus, und neben ihm der Begleiter ihrer Mutter. Er war schon älter und rieb sich das Handgelenk, offensichtlich war er mit Handschellen gefesselt gewesen. War er nur ein normaler Mensch? Doch wieso hatte ihn ihre Mutter mitgenommen?

Ziellos sah er im Raum umher. Offenbar hatte ihm niemand erklärt, warum er jetzt wieder auf freiem Fuß war. Eilie wischte sich die letzte Träne aus den Augen, stand auf und lächelte den Mann an.

„Mein Name ist Eilie. Ich bin Elviras Tochter.“

Der Mann sah sie an und lächelte zurück. Es war ein freundliches, warmherziges Lächeln.

„Echriel Ebonskap.“

„Bitte folgen Sie mir. Ich möchte einige Dinge mit ihnen besprechen.“

Echriel nickte.

„Sehr gerne, aber darf ich das du anbieten? Ich komme mir sonst so schrecklich alt vor.“

Trotz der Situation musste Eilie lächeln. Wenn er nur gewusst hätte, wie alt sie wirklich war, doch natürlich konnte er ihr das nicht ansehen.

„Sehr gerne.“, sagte sie daher nur kurz.

Eilie führte Echriel durch die Korridore der Kathedrale zu einer Wohnung, die für sie hier eingerichtet worden war. Üblicherweise hasste sie die Räumlichkeiten, da sie nur hier war, wenn sie sich zu Mames Diensten bereithalten musste. Andererseits waren diese Zimmer auch ihre Rückzugsorte, wenn sie sich wieder fürchterlich schmutzig und benutzt fühlte.

Die Wohnung bestand aus einem großen Saal mit abgetrenntem Bad. Eine Ecke, in der sich das Bett befand war mit einem hölzernen Paravent vom restlichen Raum getrennt. Die Decke war hoch und bestand aus einem Kreuzgewölbe, weshalb in dem großen Raum auch zwei Säulen standen. Zwischen den filigranen Stützen, die ungefähr fünf Meter voneinander getrennt standen, befand sich ein runder Esstisch für vier Personen. Eilie bot Echriel dort einen Platz an.

Der Nachmittag war bereits fortgeschritten, und die tiefstehende Sonne beleuchtete ihren Raum in einem besonderen Licht, das durch die hohen, spitz zulaufenden Fenster strahlte.

Echriel hatte immer noch die Winterjacke an, mit der er hier angekommen war. Er sah sich um und zog sie aus, bevor er sich setzte. Eilie holte gerade eine Karaffe voller Wasser, die ihr beinahe aus den Händen fiel, als sie ihn ansah. Er hatte Flügel. Echriel war ein Mal'ach, eines der geflügelten Wesen, die eigentlich in Etheria leben sollten. Doch sie hatte ihn noch nie in Relsh gesehen.

„M... möchtest du etwas zu trinken?“, fragte sie ungerührt ihrer Überraschung.

Erneut sah er sie mit einem warmherzigen Blick an und nickte.

„Sehr gerne.“

Sie schenkte aus der Karaffe in einen silbernen Becher.

„Du... bist ein Mal'ach. Wo... ich habe dich noch nie gesehen.“

Echriel kratzte sich am Bart. Er sah sie verwirrt an.

„In der Tat bin ich ein Mal'ach, und ich bin wie Elvira aus Etheria hier angekommen. Ursprünglich stamme ich aus Parmacia, einer Welt, ganz ähnlich wie Etheria.“

Eilie setzte sich. Elvira hatte ihr von dieser Welt berichtet, von der sie gekommen war. Aus der sie nicht hatte fliehen können.

„Du hast ihr also... bei der Flucht aus Parmacia geholfen?“

„So könnte man das sagen, ja. Wobei ich nicht sicher bin ob sie nicht vielmehr mir mehr geholfen hatte. Ohne Elvira wäre ich in Etheria sicherlich gestorben. Sie war faszinierend! Sie konnte in ganze Teile dieser Welt wieder Leben bringen.“

Eilie atmete durch. So wie sich das anhörte, hatte ihre Mutter gelernt, mit ihren Kräften gelernt umzugehen. Auch ihr hatte sie helfen können, ihre Hand war geheilt.

Sie betrachtete ihre immer noch verbundene rechte Hand und bemerkte dann erst den besorgten Blick, den Echriel ihr schenkte.

„Du bist die Frau vom Kreuz.“

Aus irgendeinem Grund hatte Elvira ihm das Vertrauen geschenkt. Er hatte sie begleiten dürfen. Vermutlich war es sinnvoll, wenn auch Eilie ihm vertrauen würde.

So erzählte sie ihm von ihrer Vergangenheit. Sie hatte das Leben einer normalen jungen Frau gelebt, sich als Halbwaise gewöhnt und als Jugendliche schrecklich rebelliert. Als junge Erwachsene dann hatte sie sich schließlich auf die Suche nach ihrer Mutter gemacht.

Sie erzählte, wie sich ihre Mutter bei Eilies Geburt zu einem schrecklichen Ungeheuer, einem Extant, verwandelt hatte. Wie sie beinahe den Mann getötet hatte, den sie doch so liebte. Wie sie sich wieder daran erinnerte, wer sie einst gewesen war und auch sie, ihre Tochter, feststellen musste, dass sie nicht nur ein normaler Mensch war.

Eilie berichtete über die Zeit, in welcher sie versuchte, die Erde und Hel zu verwalten, wie das Leben dennoch langsam aus den Welten sickerte wie Wasser aus einem brüchigen Krug.

Mame hatte in kürzester Zeit ihr Leben und ihr Werk in seine Hand genommen, und so war sie nur noch selbst eine Dienerin dieses verrückten Wesens.

Schlussendlich hatte sie ihre Mutter wiedergefunden. Und sie hatte schreckliche Schuldgefühle. Eilie hatte ihre Mutter an den Mann ausgeliefert, vor dem sie sich so fürchtete, weil er ihre Macht auslöschen konnte. Würde Mame seine Drohungen wahr machen, dann wäre sie nur mehr ein normaler Mensch. Und dann wäre das Schicksal der Welten besiegelt.

Vielleicht konnte ihr Echriel helfen. Es fiel ihr so unendlich schwer, doch sie überwand sich, ihm auch von Mames Taten zu berichten, und auch davon, dass Elvira jetzt bei eben diesem Mann saß.

Echriels Blick verfinsterte sich. Bisher hatte sie ihn nur freundlich und väterlich wahrgenommen, doch nun sah er mit dunkler Miene zum Fenster und umklammerte seinen Metallbecher. Als er sich jedoch wieder zu Eilie umdrehte, war sein Ausdruck wieder voller Wärme.

„Wie lange wird sie dort sein? Sollen wir Viri abholen?“

Eilie stimmte zu, und so verließen die beiden wieder ihre Wohnung, gingen durch die langen Korridore des Gebäudes, die parallel zum zentralen Kirchenschiff verliefen.

Trotz des relativ langen Weges standen sie schon nach wenigen Minuten vor Mames Türe. Vor dem Eingang stand wieder einer der Leibwächter, der nur kurz den Kopf zu Echriel und Eilie bewegte.

„Die Audienz findet noch statt“, berichtete er ohne ein weiteres Wort des Grußes.

„Das ist mir bewusst, wir werden hier warten, bis Elvira sich entscheidet, den Raum zu verlassen.“

Sie war in Mames Hand, doch vor diesem einfachen Wächter würde sie sich keine Blöße geben.

Ohne ein weiteres Wort an ihn zu verschwenden, stand sie seitlich der Eingangstüre und blickte zu dem hohen Fenster, welches das Ende des Korridors markierte. Durch das gebrochene Licht des zerteilten Fensters konnte sie erkennen, wie es langsam dunkel wurde. Ihr Fenster war gegen Westen ausgerichtet, dieses blickte nach Osten.

Erst als es beinahe ganz Dunkel war und der Gang bereits durch die kleinen Kronleuchter erleuchtet wurde, die von den Decken hingen, öffnete sich die Türe. Elvira trat heraus, ihr Blick war nur schwer zu lesen. Die Augen glänzten im künstlichen Licht, so wie Eilie das von sich kannte musste Elvira wohl einige Tränen zurückgehalten haben.

Sie ging einen Schritt voran und fiel ihrer Mutter um den Hals. Diese erwiderte die Umarmung sofort und drückte Eilie fest an ihren Körper.

„Danke, mein Kind.“

Eilie selbst konnte die Tränen nicht mehr zurückhalten.

„Hat er... hat... hat er...?“

„Schh... später“, flüsterte ihr Elvira ins Ohr.

„Du hast ja jemand mitgebracht“, sagte sie eine Spur zu fröhlich.

„Echriel, schön dich zu sehen.“

Doch auch der Mal'ach zog sie sofort zu sich heran und drückte Elvira herzlich.

„Lasst uns... lasst uns gehen“, meinte diese schließlich.

„Kommt mit in meine Wohnung.“

Eilie führte die Beiden durch die Korridore hindurch in ihr Zimmer.

Sie leitete Elvira und Echriel und bot beiden einen Sitzplatz an. Eilie ließ die Zwei kurz am Tisch alleine, ging zu einer kleinen Küchennische, die sich unterhalb eines der Fenster befand und brühte etwas Tee auf. Sie entschied sich für eine fruchtige Mischung. Diese Mischung fühlte sich mit ihren intensiven Aromen nach Leben an, und wenn sie richtiglag, musste sie ihrer Mutter jetzt Gutes tun.

So kam sie mit einer Kanne voll dampfend heißem Tee zurück zum Tisch, an dem Elvira und Echriel schweigend saßen und füllte jedem einen Becher voll mit dem süßen Getränk.

„Geht... geht es dir gut, M... Mama?“

Elvira sah sie an und lächelte.

„Ja, es geht mir gut. Er hat nichts getan. Noch nicht. Er hat mir Angst gemacht und mir gezeigt in welcher

Position er sich befindet, doch mir ist nichts Schlimmes geschehen.“

Eilie konnte nicht beurteilen, ob ihre Mutter die Wahrheit sagte, doch sie konnte sie jetzt nicht zu einer Aussage zwingen. Elvira schloss die Augen und sog den wohligh duftenden Dampf des Tees ein.

„Doch ich brauche mir keine Hoffnungen zu machen. Er will nur den richtigen Moment abwarten. Ich soll ihm seinen Thronfolger gebären.“

Eilies Herz zog sich zusammen. Es war also bestenfalls nur aufgeschoben. Aus dem Augenwinkel bemerkte sie, wie Echriel Elviras Hand hielt. Es kam ihr allerdings nicht wie die Geste eines Verliebten vor, sondern wie die Unterstützung eines Freundes, der ihr Kraft gab. Offenbar hatte Elvira den richtigen Begleiter bei ihrer Reise ausgesucht. Auch wenn Eilie ihn noch nicht lange oder gut kannte, Echriel war ihr sympathisch.

„Eilie... hast du... kannst du mich nach Hel führen? Ich will meine alte Heimat einmal sehen.“

Sie bemühte sich um ein Lächeln und nickte.

„Das kann ich, wir haben Portale, ich kann dich dorthin führen. Aber bedenke, die Welt ist nicht mehr dieselbe, die du kanntest.“

Elvira sah versonnen und etwas traurig aus.

„Ja, das hattest du erwähnt. Ich würde trotzdem gerne einmal dort hinkommen. Einmal die Welt sehen, bevor



ich mich hier diesem Irren unterwerfen muss. Er hat mir zwanzig Tage gegeben, dann soll ich an deiner statt ans Kreuz.“

Die Schuldgefühle übermannten Eilie. Was hatte sie nur auf sich zukommen lassen? Sie sprang auf, stieß dabei ihren Becher um und lief hinüber zu ihrer Mutter. Sie fiel vor ihr auf die Knie und weinte in Elviras Schoß. Elvira jedoch begann, Eilies Kopf sanft zu streicheln.

„Es ist doch gut, mein Kind. Wir werden eine Lösung finden. Kümmere dich du um die Welten, mir wird etwas einfallen. Ich habe ihn schon einmal in die Schranken gewiesen, ich werde es wieder schaffen.“

Eilie sah langsam auf, ihre Mutter wischte ihr die Tränen aus den Augen.

„Gut. Ich werde dich nach Hel bringen. Es gibt sogar zwei Portale, die du uns hinterlassen hattest. Eines führt nach Gaalkayo, das andere nach Helgard.“

„Nein... nicht Gaalkayo. Ich will nach Helgard“, sagte Elvira mit bedeckter Stimme.

## Prolog V | Sommer in Shion

Neben dem Wind, der die Bäume sanft wog und ein angenehm rauschendes Geräusch verursachte, hörte man nur das Zwitschern der Vögel und zur vollen Stunde das Läuten des Glockenturmes, der in der Mitte der alten Stadt stand.

Sie war mittlerweile so weit entfernt von der Stadt, dass man es nur noch wahrnehmen konnte, wenn man wirklich darauf achtete.

Ihr Mann saß neben ihr, hier am Fluss, in der Mitte des Tals, das von den mächtigen, immer noch schneebedeckten Bergen flankiert wurde. Es war heiß gewesen an diesem Tag, doch das klare, schnell fließende Wasser war so kalt, dass sie nur kurz ihre klauenbewehrten Beine hineingehalten hatte.

Mittlerweile hatte sie gelernt, wie sie mit ihrem Körper umzugehen hatte. Die Flügel waren ganz an den Körper gedrückt, die Beine mühevoll zum Schneidersitz gefaltet, so konnte sie sich seitlich an ihren Tero anlehnen. Er selbst wiederum hatte den Arm um ihre Hüften gelegt.

So viele Jahre waren sie jetzt hier, und noch immer spürte sie das wohlige Kribbeln im Bauch, wenn sie bei ihm war.

Eigentlich hatten sie an diesem Tag die Aufgabe erhalten, einige Tiere zu jagen, um die Bevölkerung in Shion zu versorgen. Sie waren so schnell gewesen und hatten

schon am Vormittag so viele Tiere erlegt, dass sie sich die kleine Pause gönnten.

Die Geräusche des Waldes waren so beruhigend, dass sie irgendwann Teros Griff entglitt und sich langsam auf das sonnengewärmte, trockene Gras legte. Man konnte es hier noch einige Stunden aushalten, bevor die Schatten der Berge das Tal um Shion mit der Kälte und Feuchtigkeit der Nacht benetzten.

Auch wenn seine Hände wie ihre dunkle, glänzende Klauen waren, so fühlte sie sich unter der Berührung wohl. Ganz sanft streifte er ihren Oberarm, und mit jeder Bewegung war sie dem Schlaf ein Stück näher. Irgendwann jedoch wurde die Berührung fester, und sie hörte seine Stimme in ihren Gedanken.

*„Wir sollten zurückkehren, bevor es dunkel wird. Die anderen machen sich ansonsten Sorgen.“*

Er hatte ja recht. Missmutig stand sie auf, streckte einmal Arme und Flügel durch und nahm das Bündel toter Tiere, das sie neben den Fluss gelegt hatte.

Sie sah sich einmal um, dieser Ort hatte etwas Besonderes. Sie hatte dieses Tal schon immer gemocht, sie hatten sich hier niedergelassen, nachdem sie und Tero hier geboren wurden. Anfangs verbrachte sie die Zeit nur mit ihm, doch irgendwann erschien der gütige Mensch, der half, die in Ruinen liegende Stadt Shion wiederaufzubauen. Er reiste um die Welt, fand immer

mehr Wesen wie sie und ihren Mann, und schließlich bevölkerten sie das ganze Tal.

Es war ihre Heimat.

Wieder eine Berührung.

*„Komm, Ciel.“*

Sie hielt seine Hand fest und zog ihn zu sich.

*„Erst ein Kuss“*, sandte nun sie in seine Gedanken. Es war wundervoll, ihn hier zu haben. Immerhin war er alles, was ihr von ihrem alten Leben noch geblieben war. Der Gedanke daran tat ihr trotz des schönen Tages ein bisschen weh.

Im alten Leben war sie ein Mal'ach gewesen, eine reizende Frau mit weißen Flügeln. Sie hatte in einem kleinen Dorf gelebt und konnte mit ihm eine wunderbare Tochter großziehen.

Als ihr Kind erwachsen geworden war, wurden die Zeiten finster. Das Mädchen hatte sich in den falschen Mann verliebt. Sie gebar eine kranke Tochter. Und dann war sie verschwunden. Ciel verspürte nur noch Trauer, und erst als sie zusammen mit Tero den guten Mann kennen lernte, wusste sie wieder, was Glück war.

Verträumt sah sie der Sonne zu, wie sie sich den Gipfeln näherte. Tero nahm sie in den Arm.

*„Du denkst wieder an die schlimmen Zeiten, nicht wahr?“*

Ciel drückte sich an ihn und hielt ihn ganz fest.

Nur das Konzert der Natur war noch zu hören, während sie das Vertrauen des Liebsten genoss.

*„Wir haben sie nie wieder getroffen. Beide nicht.“*

*„Aber hast du nicht die Geschichten gehört, die Morel erzählt hatte? Von den Wundertaten, die zumindest unsere kleine Rena vollbracht hat?“*

Ciel nickte.

*„Dennoch würde ich sie gerne wieder in die Arme schließen. Rena... oder auch Gilyani. Es... es ist fürchterlich. Ich kann mich nicht einmal mehr an ihre Gesichter erinnern...“*

## 25 Echriel | Zwischenwelten

Mittlerweile hatte er Viri als starke, besonnene Frau kennen gelernt. Damals, als sie sich noch Maei genannt hatte, besaß sie eine harte, ernste Ausstrahlung. Sie war die Rebellin gewesen, die sich den Anordnungen des Weltenherrschers widersetzen konnte und einen florierenden Handel auf Inseln etablierte, die niemals mehr ein Schiff ansteuern hätte dürfen.

Auch jetzt, da sie wieder ihren alten Namen trug, war die Ernsthaftigkeit nicht aus ihrem Wesen gewichen. Doch sie zeigte mehr Gefühl, insbesondere, seit sie wieder mit ihrer Tochter zusammengekommen war. Sie beschützte Eilie, und Eilie wiederum war glücklich darüber, nicht mehr alleine mit ihrem Schicksal zu sein.

Es war eine gewisse Ironie der Dinge, dass beiden Frauen beinahe unlösbare Aufgaben übertragen wurden, ohne dass sie sich das ausgesucht hatten.

Auch Eilie beeindruckte ihn. Sie hatte es geschafft, ohne eine funktionierende Oberwelt wie Parmacia ihre anderen beiden Welten am Leben zu erhalten, zumindest ein bisschen.

Echriel erinnerte sich, Jostons Hohe Akademie war geachtet und gefürchtet gleichzeitig. Die Schüler, die Ausblick darauf hatten, zu einem hohen Wächter auserkoren zu werden, hatten Jahrzehnte harter körperlicher und geistiger Ausbildung vor sich. Eilie hatte kaum Zeit gehabt, sich ausbilden zu lassen. Und sie hatte

keinen mächtigen Weltenherrscher, der ihr erklärte, was zu tun war. Sie hatte es geschafft, wie auch Elvira ihre Mächte langsam zu meistern vermocht hatte.

Umso mehr verspürte er die Wut auf dieses seltsame Wesen namens Mame. Dieser unwürdige Kretin hatte irgendeine seltsame Kraft und nutzte sie, mit der Zerstörung der Welten zu drohen, auf welcher er selbst lebte.

Nicht nur das, er wagte es auch, diejenige körperlich und seelisch zu zerstören, die sich seit Jahrhunderten darum kümmerte, das Leben zu erhalten. Selten hatte Echriel echten Hass empfunden, doch dieser Mann hatte ihn verdient.

Er saß auf einer Bank im Marktplatz von Relsh. Relsh war eine Burgvorstadt in der Welt, die nach seinen Informationen Elvira erschaffen hatte, kurz bevor sie nach Parmecia gesandt worden war. Da Relsh die größte und älteste Stadt hier war, wurde auch die ganze Welt so genannt, und Eilie bekam ihren Nachnamen. Sie war Eilie aus Relsh, oder Eilie Relsh.

Erstaunlicherweise war Relsh aber keine Hohlwelt wie Parmacia oder Etheria, sondern einfach nur eine schwebende Insel im Nichts. Die Tore zu den anderen Welten befanden sich auf einer Art von Halbinsel, deren Verbindung zum größeren Teil dieser Welt nur über eine schmale Landbrücke führte. Wenn man diese Brücke betrat, konnte man bis tief ins Nichts sehen. Dieses Nichts war aber kein schwarzer Abgrund, vielmehr sah es

so aus, als bestünde auch der Boden ausschließlich aus blauem Himmel, die Wolken schwebten über und unter dem Land, es war eine faszinierende Aussicht.

Relsh selbst war ein grünes, hügeliges Land, das aber nicht zu groß war. Neben der Burgvorstadt gab es noch eine Hand voll anderer Orte, doch innerhalb von zwei Tagen konnte man zu Fuß die ganze Insel durchschreiten.

Die meisten Mal'ach, die hier erschienen, wurden zum Dienst nach Hel gesandt, um die dort ankommenden Menschen auf ihre Wiederkehr vorzubereiten, nun, da die Sayt nicht mehr existierten.

Auf dem Marktplatz herrschte dennoch geschäftiges Treiben. Echriel, nun mit der Kleidung eines hier lebenden Mal'ach ausgestattet, fiel den Leuten gar nicht auf. Sie gingen ihrem Tagwerk nach, kauften und verkauften Waren oder liefen rastlos durch die Gassen. Man konnte viele Kinder hören, jedoch sah man nur wenige alte Männer. Wenn Eilies Angaben richtig waren, dann existierte diese Welt seit ungefähr dreihundertfünfzig Jahren. Echriel selbst war etwas älter als Relsh, das war kein hohes Alter für einen Mal'ach.

Eilie hatte sowohl Viri als auch ihm angeboten, sie durch die Stadt zu führen, doch Echriel hatte sich entschieden, die Frauen einmal alleine für sich zu lassen. Sie hatten sich viel zu erzählen, und hier, an diesem Ort, war Mame weit weg. Er konnte sichtlich spüren, wie Eilie sich entspannte und sich hier wesentlich wohler fühlte als in der Kathedrale in dieser zerstörten Stadt.



Echriel musste sich eingestehen, dass er die Zeit auf der Sitzbank sehr genoss. Die Temperatur war angenehm, es wehte ihm eine leichte Brise in das Gesicht, die Luft war gut und die Stadt schön anzusehen.

Er musste innerlich schmunzeln als er sich daran erinnerte, wie Viri reagierte als sie Relsh betraten. Ihre Augen wurden groß, und für eine ganze Weile hatte sie den Mund nicht mehr geschlossen. Sie war sichtlich fasziniert von ihrem Werk gewesen, das sie so unabsichtlich geschaffen hatte. Die fliegenden Inseln im Nichts. Und sie war beeindruckt davon gewesen, was ihre Tochter daraus gemacht hatte. Eilie hatte die Hoffnung nicht aufgegeben und versucht, das Beste aus dem zu machen, was ihr gegeben wurde.

Vor seinen Füßen sprang eine vorwitzige Taube hin und her. Offensichtlich war sie es gewöhnt, dass ihr Brotkrumen zugeworfen wurden, wenn auf dieser Bank jemand saß. Echriel erhob die Augenbrauen. Eigentlich war er immer der Meinung gewesen, als Mal'ach noch nicht besonders alt zu sein. Dieses Tier sah das offensichtlich anders und hielt ihn für einen der alten Leute, die ihr Lebensglück darin fanden, Tiere zu füttern.

*„Wenn ich jetzt etwas für dich in der Hand hätte, würde ich dir ein Stück hinwerfen“*, dachte er sich. Vielleicht war er doch schon in einem gewissen Alter.

„Echriel Ebonskap?“

Vor ihm stand ein junger Diener des Schlosses. Das Schloss von Relsh nannte man die Kobaltburg. So wie diese Welt vom Blau des Himmels umgeben war, ernannte man Blau zum Erkennungszeichen. Auf den Türmen der Burg wehten blaue Flaggen, überall in Relsh waren Standarten angebracht, die auf blauem Grund mit goldener Verzierung ein Schwert anzeigten, das eine Feder kreuzte. Eilie hatte sich dieses Symbol ausgesucht, es markierte den Willen, das Wissen ständig zu erweitern und die Überzeugung, ihre Welt zu verteidigen.

Der junge Mann vor ihm trug dieses Wappen auf der Brust. Er hatte weiße, große Flügel, die ihm beinahe bis zu den Knien reichten. Unsicher trat der Junge von einem Fuß zum anderen, Echriel hatte sich viel Zeit mit der Reaktion gelassen.

„Auf diesen Namen höre ich, ja.“

„Unsere Anführerin hat mir aufgetragen, sie ins Schloss zu bitten.“

Echriel erhob sich und hörte, wie seine Wirbelsäule und Knie beim Aufstehen laute, knackende Geräusche von sich gaben.

„Dann lass uns gehen.“

Er folgte dem Jungen auf dem Weg durch den Marktplatz. Am Ende des Platzes begann der Hügel, auf welchem die Kobaltburg errichtet war. Es war ein großes, beeindruckendes Gebäude.

Der Eingang war versteckt in einer natürlichen Höhle, die am Fuße der Hügel lag. Sie war etwa zwei Mannslängen hoch aber nicht besonders lang. Nach wenigen Metern endete sie in einem hölzernen Doppeltor, welches zum Burggarten führte. Über mehrere breite Treppen führte der Weg schließlich in die Haupthalle des Schlosses.

Die Außenmauern der Burg waren aus Bruchstein, und auch im Inneren war das Gebäude eher schlicht als pompös. Der Boden der Halle war aus Holz, und außer einigen Bildern an den Wänden hielt sich die Dekoration im weitläufigen Raum in Grenzen. Licht spendeten hohe, bunt verglaste Fenster. Die Halle war so hoch, dass zu beiden Seiten eine Galerie in andere Räume in mehreren Stockwerken führten.

Der Diener führte ihn über eine hölzerne Treppe auf solch eine Galerie, die wiederum über mehrere Stockwerke in einen Korridor führte.

„Dieses Schloss ist verwirrend aufgebaut“, murmelte Echriel, doch der junge Mann reagierte nicht.

Schließlich öffnete er den Flügel einer weiteren Doppeltüre, die in einen großen, quadratischen Raum führte. In der Mitte des hellen Raumes befand sich ein großer Tisch mit mehreren Karten, der von vielen gepolsterten Stühlen gesäumt war.

Er ging durch die Türe, der Diener folgte ihm nicht. Echriel war für einen Moment verwirrt und sah sich um. Zwischen den Fenstern hingen kleine Flaggen mit dem

Wappen von Relsh und der Kobaltburg, der Boden war mit schwarzen und weißen Marmorplatten in einem Schachbrettmuster ausgelegt.

Erst im nächsten Moment fiel ihm auf, dass sich zwei Personen im Raum befanden. Echriel stockte der Atem und er musste unwillkürlich einen Schritt zurückweichen, als er sie sah.

In der Mitte des Raumes standen Eilie und Viri. Wie er auch hatten sie sich umgezogen. Viri trug ein langes Kleid mit wallenden Ärmeln, in das goldene Verzierungen eingearbeitet waren. Das Kleid selbst war weiß, neben den Verzierungen trug sie einen sehr breiten Gürtel, der beinahe ihren ganzen Bauch verdeckte. In diesem golden schimmernden Gürtel waren wieder verschiedene Muster angebracht, diesmal aber als Kontrast in schwarzer Farbe. Zwischen den Ärmeln und der Taille spannte sich ein metallisches Netz, das den Eindruck von Flügeln erweckte, wenn sie die Arme ausstreckte.

Auch Eilie trug ein elegantes Gewand, allerdings war ihres etwas schlichter. Statt eines Kleides trug sie eine eng anliegende weiße Hose, die mit denselben Verzierungen bestückt war wie Viris Kleid. Der obere Teil des Beinkleides war mit einem metallischen Gürtel versehen, der aber keine Gürtelschnalle hatte, sondern in dem sich zwei Haken gegenseitig Halt gaben. Den Oberkörper bedeckte ein kurzärmliges Hemd, das einen goldenen Kragen besaß. Echriel fand die Länge des Hemdes ein wenig befremdlich, es war so kurz, dass

Eilies Bauch und Taille unbedeckt waren. Dafür trug sie ein schmales Cape, welches gerade so breit war wie die Schultern.

Viri lachte, ging auf Echriel zu und umarmte ihn.

„Überrascht, uns so zu sehen?“

Sie trat etwas zurück und drehte sich einmal um die eigene Achse.

„Eilie hatte dieses Kleid vor langer Zeit anfertigen lassen. Es ist wunderschön. Nachdem wir ja selbst von Mame als Schöpferinnen dieser Welt präsentiert wurden, hat sich Eilie entschieden uns eine entsprechende Garderobe bereitzustellen.“

Da hatte sie recht. Trotz der Narben in ihrem Gesicht und dem abgebrochenen Horn sah sie wirklich beeindruckend hübsch aus.

Auch Eilie kam nun zu ihm, und trotz der dunklen Ringe unter ihren Augen und der Sorge, die man in ihrem Blick erkennen konnte, war sie deutlich fröhlicher als noch zuvor.

„Ich hatte immer gehofft, dass Mutter eines Tages kommen würde.“

Viri ging zurück zum Tisch und winkte Echriel zu sich. Vor ihr lag eine Karte von Relsh.

„Wir werden morgen nach Hel reisen. Es gibt im Umland von Relsh zwei Portale, eines hier direkt in der Burgvorstadt, aber das werden wir nicht nutzen. Bei den

anderen Portalen in der Welteninsel werden wir eines durchschreiten, das uns in Hels Hauptstadt führt.“

Sie atmete einmal kurz durch.

„Heute aber werden wir hier noch speisen und unser Wiedersehen richtig feiern. Ab morgen werden wir hart arbeiten um herauszufinden, was Ardankin zu dem gemacht hat, was er heute ist. Und dann werden wir Mittel und Wege finden, ihn einzudämmen.“

Echriel hakte ein.

„Ardankin?“

Eilie nahm ihrer Mutter die Antwort vorweg.

„Der alte Name von Mame. Mutter hatte mir erzählt, dass sie schon einmal mit ihm zu tun hatte.“

Mame, Ardankin, es waren nur verschiedene Bezeichnungen für dasselbe Übel. Eilie starrte auf die Karte, nun wieder voller Sorge.

„Was beschäftigt dich, junge Frau?“, fragte Echriel in die Stille hinein.

„Ich weiß nicht... Es kann nicht sein, dass Mame uns hier einfach fast einen ganzen Monat alleine lässt... das ist zu unkompliziert...“

Viri umklammerte die Schulter von Eilie und drückte sie an sich.

„Du hast recht, mein Kind, aber wir können deswegen auch nicht in Denver verbleiben und hoffen, dass etwas

geschieht. Vielleicht ist er nur zu sicher, dass wir nichts tun werden.“

„Vielleicht...“, sagte Eilie mehr zu sich selbst.

## 26 Viri | Die Familie wächst

Ein gleißendes Licht blendete sie, als sie das Portal durchschritt, das nach Helgard führen sollte. Viri spürte kalten Wind und die frische, unverbrauchte Luft, die sie aus einer längst vergangenen Erinnerung kannte.

Ihre Augen gewöhnten sich an die Helligkeit die hier herrschte und schließlich erkannte sie, wo sie sich befand.

Eilie, Echriel und Viri standen am Rande des großen, quadratischen Platzes in einer Art abgesperrtem Pavillon, der sich in der Mitte von Hels Hauptstadt, Helgard, befand. Sie war zurück. Zurück in Helgard. Vor ihr erhob sich der strahlend weiße Turm des Anführers dieser Welt.

Als sie Hel einst verlassen hatte, residierte noch Ciseding dort, ein Wesen, das vom Herrscher aller Welten, Eding, erschaffen worden war um über Hel zu wachen. Nun war Ciseding tot und dieser Turm eine weitere Residenz von Eilie. Sie hatte alle wichtigen Dokumente und Akten aus den Hauptstädten der Länder, die in Hel einst existiert hatten, hierherbringen lassen.

Am Fuße des hohen, in einem Bogen spitz zulaufenden Turms breitete sich der ebenfalls in weißem Stein ausgelegte Platz aus, der von einem Marmorgeländer mit vielen kleinen, fein gearbeiteten Säulen gesäumt wurde. Rundherum standen die vielen hohen, meist weißen oder hellgrauen Gebäude dieser riesigen, majestätischen Stadt.



Die Sonne stand hoch am Himmel, doch der kalte Wind sorgte bei Viri für ein unangenehm klammes Gefühl.

In der Mitte des Platzes befand sich ein dunkles, rotes Denkmal, an welches sie sich nicht erinnern konnte. Es war ein pyramidenförmig aufgeschichtetes Kunstwerk, doch der Platz war so groß, dass man nicht erkennen konnte, was es genau darstellen sollte.

Viri wollte sich gerade zu Eilie umdrehen und sie fragen, um was es sich dabei handelte, doch ihr Blick verriet, dass etwas nicht in Ordnung war.

„Was zum...?“, hauchte Eilie und lief auf die Mitte des Platzes zu.

Echriel sah Viri an, und auch die beiden liefen los.

Schon kurz darauf konnte man erkennen, was das Denkmal darstellen sollte. Eilie ging auf die Knie und schrie auf. Und auch Viri stockte der Atem, ihr wurde so schwindelig, dass sie zu Boden ging. Echriel fing sie auf, sodass sie sich wankend nach vorne bewegen konnte um ihrer Tochter Beistand zu leisten.

Die Pyramide bestand aus Köpfen. Abgeschnittene Köpfe von Mal'ach und Menschen. Man erkannte die Mal'ach an den spitzen Ohren, zudem war am Boden um diese schreckliche, ekelhafte Skulptur eine Reihe abgeschnittener Flügel ausgelegt. Das Blut, das aus den Köpfen geflossen war, färbte die ganze abstruse, abscheuliche Szenerie in dunkles Rot.

„Die... die Köpfe sind noch... sie können noch nicht lange hier sein“, stelle Echriel fest, doch am Zittern seiner Stimme erkannte Viri, dass auch für ihn der Anblick nicht leicht zu ertragen war. Auf einen der Köpfe war mit einem Holznagel ein Pergament geschlagen worden.

Eilie stand unsicher auf, und Viri stützte sie. Gemeinsam näherten sie sich dem grausigen Monument. Es fiel ihr unendlich schwer, sie ekelte sich so sehr und fühlte gleichzeitig Trauer für die Verstorbenen.

„*Eine kleine Erinnerung daran, wer das Sagen hat*“ stand in Blut geschrieben auf dem Pergament. Es war keine Signatur darunter, doch Viri war klar, dass das hier das Werk Ardankins war.

Tränen liefen die Wangen ihrer Tochter hinab, doch sie wischte sich die Augen sehr schnell trocken und sah Viri ins Gesicht.

„Das sind meine Mitarbeiter des Turmes.“

„Kann ich sie... können wir sie wieder zum Leben erwecken?“

Viri wusste immer noch nicht, wie mächtig sie tatsächlich war, doch so wie sie auch die Pflanzen und Gebäude in Etheria wiederherstellen konnte, so bestand sicher auch die Möglichkeit, Menschen und Mal'ach wieder zurückzuholen. Doch Eilie schüttelte den Kopf.

„Du kannst ihre Körper wieder zusammenfügen, und möglicherweise würden sie sogar wieder leben, zumindest würden wieder lebende Wesen auf ihren

eigenen Beinen stehen. Doch der Kreislauf der Existenzen ist komplexer, und selbst wenn das Fleisch und die Knochen wieder ganz sind, so wird nie wieder dieselbe Seele diese Körper bewohnen. Es ist kompliziert und... es wird nicht funktionieren.“

„Was ist mir ihren Seelen geschehen?“, fragte Echriel.

Eilie schüttelte abermals den Kopf.

„Ich weiß es nicht und habe es noch nicht herausfinden können. Wenn ein Mensch einen Menschen hier in Hel tötet, wird die Seele freigesetzt und verschwindet vermutlich im Nichts. Angeblich haben Mal'ach und auch die Sayt keine Seelen, doch ich glaube nicht daran. Genaueres konnte ich bisher nicht herausfinden, die Bücher in Hel haben mir keine Informationen darüber gegeben, und der Tempel in Etheria war eingestürzt und zerstört.“

Viri ging auf die Knie und berührte die Stirn einer toten Frau. Ihre Augen waren geschlossen, der Blick war friedlich. Es fühlte sich unangenehm kalt und weich an.

Sie schloss die Augen und ging in sich, um auf ihre Kräfte zuzugreifen, wie sie es im Waldstück auf der Erde auch gemacht hatte. Sie ließ die Hitze durch ihre Hände fließen, und nach nur wenigen Atemzügen brannte das gesamte grässliche Monument. Es stank fürchterlich, Viri musste sich den Ärmel vor die Nase halten.

„*Mögt ihr nicht umsonst gestorben sein*“, sandte sie den Toten in Gedanken nach.

Glücklicherweise hatte Ardankin nicht die gesamte Bevölkerung von Helgard getötet. Zwar stieg die Rauchsäule in den Himmel wie ein riesiges Leuchtfeuer des Todes, doch einige Bewohner der Stadt begannen, ihre Häuser zu verlassen.

Viri stand zusammen mit Eilie und Echriel in der Mitte des Platzes, hinter ihnen brannten die sterblichen Überreste, und langsam wurde das Stimmengewirr um sie herum immer lauter.

Sie hörten Wehklagen, weinende Männer und Frauen, Ausrufe voller Wut und Verzweiflung und kreischend vorgetragene Fragen.

Eilie stand aufrecht in der Mitte des Platzes und sah sich um. Sie strahlte Bestimmung aus, und die Ernsthaftigkeit schien sich noch tiefer in ihren Blick gebrannt zu haben.

„Ich wollte dir ein wenig Zeit geben, Mutter. Nach deiner Ankunft solltest du nicht gleich sehen, welches Leid Mame... Ardankin deinen Welten zufügt.“

Die Worte sorgten für ein unbestimmbares Kribbeln in Viris Bauch. Einerseits verspürte sie unbeschreibliche, schmerzhaftige Sorge beim Gedanken an Ardankin, der so mächtig und stark wie nie drohte, alles Leben zu vernichten, nur um seine Ziele zu verfolgen. Allerdings war es auch ein wohliges Kribbeln, ein Hauch von Freude, da Eilie sie mittlerweile nur noch Mutter nannte.

„Mach dir um mich keine Sorgen Eilie, ich... Es ist gut. Wir finden einen Weg.“

Sie rang um Worte, wollte ihrer Tochter zumindest einen Hauch von Zuversicht ermöglichen.

Eilie aber schloss die Augen.

„Ich hatte gehofft, dass du Hel besuchen wolltest. Egal... egal wo du hingegangen wärst, irgendwann hätte ich dich gebeten, mit mir hier nach Helgard zu kommen. Ich möchte, dass du jemanden kennen lernst. Oder vielmehr wieder triffst.“

Bevor sie weitersprechen konnte, starrte sie ungläubig zum Himmel und hob die Hand. Auch diejenigen Personen, die sich um das brennende Monument zu Eilie, Ebonskap und Viri gesellt hatten, starrten nach oben. Nun drehte sich auch Viri um und sah, wie ein geflügeltes Etwas vom Himmel herabstieg. Es war ein Extant. Das Wesen landete, suchte kurz den Blickkontakt zu Eilie, und nachdem diese mit einem sachten Nicken ihr Einverständnis gegeben hatte, kam das Wesen Viri näher und berührte sie am Arm.

*„Rena, mein Kind. Du bist hier.“*

Wie lange war sie schon nicht mehr bei diesem Namen genannt worden. Sie hatte schon auf viele Titel gehört, und Rena war der Erste gewesen. Sie war für einen kurzen Moment ein normales Mädchen in Etheria gewesen, noch bevor sie als Viri in Hel auf die Welt gekommen war. In diesem viel zu schnell verlorenen Leben nannte man sie Rena.

Während und nach der Revolution der Menschen in Hel hörte sie diesen Namen nur noch zwei Mal. Einmal hatte Eding, der alte Schöpfer der Welten sie so genannt, und einmal Ciel, eine Extant, die Viri für ihre Großmutter hielt, oder zumindest für die Wiedergeburt ihrer Großmutter. Sie musste es sein.

„Ciel?“, sandte sie einen vorsichtigen Gedanken aus. So hatte sie seinerzeit mit ihr kommuniziert. Die Erinnerungen waren wirklich tief in ihrem Inneren verborgen. Sie spürte ein saches Aufblitzen einer Emotion in ihrem Körper und hatte kurzzeitig das Gefühl, in die Knie zu gehen.

*„Du kennst mich noch?“*

*„Ich vergesse nie eine Person, die mir das Leben gerettet hat“*

Während der Revolution der Menschen hatte Ardankin in Hel das moderne Arsenal der kriegführenden Menschen herstellen lassen, und gerade als Viri von einem Panzerwagen überrollt worden wäre, hatte Ciel sie gerettet. Doch ihre Begegnung war nur von kurzer Dauer.

Wieder spürte Viri, wie Ciels Griff schwächer wurde.

Ciel sah nicht älter aus als Viri sich zu erinnern vermochte. Sie hatte den typischen Körper einer weiblichen Extant, Oberarme, Torso und Oberschenkel sahen aus wie die eines Menschen, jedoch war die Haut hellgrau und man konnte außer angedeuteten Brüsten keine Geschlechtsteile erkennen. Unterarme und Beine

unterhalb der Knie waren verknorpelte, dunkle Wülste, an den Füßen befanden sich nur drei Zehen, an den Händen neben einem Daumen nur zwei Finger. Der Kopf hatte wieder eine menschliche Gestalt, doch die Augen waren gelb, die Ohren lang und spitz und es fand sich kein Haar auf dem Haupt.

Noch während sie Ciel betrachtete, näherte sich ihr die Extant wieder und berührte Viri sanft an der Schulter. Es faszinierte sie immer, welche sanften Griff diese unheimlichen Klauen doch ausüben konnten.

*„Mein Kind, ich habe dich so lange nicht gespürt... wo warst du nur?“*

*„Ich war in anderen Welten... weit weg von hier, ohne die Möglichkeit, zurückzukehren.“*, antwortete Viri. Ciels Frage war ohne Anschuldigung gewesen, doch man konnte ihre Trauer spüren. Die Frau umarmte Viri.

*„Damals wusste ich nicht, wer ich bin. Doch jetzt weiß ich es. Rena, wir haben uns so viel zu erzählen!“*

Viri fühlte sich bestätigt. Ciel war ihre Großmutter.

Ciel löste sich aus der Umarmung, nahm ihre Hand und lächelte.

Eilie stand noch neben den beiden und sah sie an.

Viri fragte sich, ob ihr bewusst war, dass Ciel Eilies Urgroßmutter war?

*„Mutter, das ist Ciel. Sie lebt an einem Ort, den ich gerne mit dir besuchen möchte.“*

*„Hast du ihr nicht gesagt, wer du bist?“*

Ciel zuckte kurz beinahe unmerklich.

*„Nein... ich erinnere mich erst seit kurzem daran, wer ich war. Ich konnte es Eilie nicht erzählen. Ich kann ihr nicht erzählen, dass ich dir einst Schlimmes angetan habe. Sie setzt so viele Hoffnungen auf dich.“*

Ohne noch einmal auf Ciel zu reagieren sah Viri nun wieder ihre Tochter an.

*„Du weißt, ich folge dir überall hin.“*

Eilie ging voraus, der Rest der Gruppe folgte ihr. Sie führte sie vom zentralen Platz weg, vorbei an dem Gasthaus, in welchem Viri wochenlang im Koma gelegen hatte.

Etwa eine halbe Stunde marschierten sie die saubere Straße entlang, durch die Häuserschluchten hindurch, flankiert von weißen, hohen Gebäuden. Helgard war immer noch so schön wie früher, doch die Stimmung war gedrückt. Diejenigen Bewohner, die sich vor die Tür getraut hatten, sahen entsetzt in Richtung der Rauchsäule, nur wenige realisierten, wer gerade an ihnen vorbeimarschierte. Manche davon senkten respektvoll das Haupt, andere wiederum verbeugten sich kurz.

An einem kleinen runden Platz, in dessen Mitte ein Laubbaum in frischem Grün stand, erwartete sie eine schwarze Kutsche. An so ein Gefährt konnte sie sich erinnern.



Der Wagen war aus Holz, verziert mit einigen wenigen goldenen Streifen. Hinter den Fenstern hing schwerer, dunkler Stoff, vor dem Wagen waren zwei Rösser angespannt, die mit leeren Augen leblos auf den Mahr warteten, der ihnen befehlen sollte, loszuschreiten. Das unheimliche kindsgroße Wesen mit der ledrigen Haut und den schwarzen Augen indes saß auf dem Kutschbock und sah Eilie an.

„Es gibt noch Mahre in Hel?“, fragte Viri laut. Sie hatte gedacht, neben den Sayt wären auch all die anderen Lebewesen verschwunden, die in Hel existierten. Sie dachte, so wie Etheria tot war, wäre auch Hel vollständig tot gewesen.

Eilie ging zu einem der weißen Zugtiere. Sie streichelte das unheimliche, tot wirkende Wesen mit den leeren Augenhöhlen und zu Viris Überraschung schnaubte das Ross kurz und neigte den Kopf zu Eilie, während es die Lider schloss. Nun sah es fast aus wie ein Pferd auf der Erde.

Sie hatte nicht viele Jahre in Hel gelebt, doch immer, wenn sie Mahre gesehen hatte, dann wirkten ihre Rösser immer wie leere Hüllen, nur dafür geschaffen, ihre Herren an entlegene Orte zu bringen. Viri hätte nicht gedacht, dass es sich dabei tatsächlich um Lebewesen handelte.

„Auch sie werden weniger.“, antwortete Eilie schließlich in einem ruhigen, ernüchterten Tonfall. „Mahre sind noch häufig anzutreffen, doch wie alt sie tatsächlich

werden, weiß niemand. Es könnte sein, dass sie noch alle aus der Zeit stammen, in welcher der Kreislauf der Welten funktioniert hatte. Succubi trifft man kaum mehr an, und auch Irrlichter werden seltener gesehen. Nur die Sleipnir ziehen noch ihre Wege durch die Wälder, man hört sie vor allem im Frühling oft rufen.“

Eilie entfernte sich vom Pferd und sagte etwas zum Mahr, das Viri nicht verstand.

Schließlich betraten Eilie, Echriel, Ciel und Viri die Kutsche. Durch Ciels Flügel war es sehr eng im Innenraum, und als die Kutsche rumpelnd losfuhr, wurde Viri etwas übel. Sie erinnerte sich daran, schon einmal in solch einer Kutsche gesessen zu sein. Auch damals hatte sie mit ihrer Gruppe Helgard verlassen.

Die Gegend um die Hauptstadt war so unbeschreiblich schön. Der Himmel war strahlend blau, in den Tälern des bergigen Landes breitete sich ein grüner Teppich voller Nadelbäume und Wiesen aus, die Berge selbst hatten schneebedeckte Gipfel.

Gesprochen wurde nicht viel auf dieser Reise. Echriel saß am Fenster und bestaunte die Welt, Eilie wirkte in sich gekehrt und Ciel versuchte, sich möglichst klein zu machen.

Es dauerte nicht lange, bis die Kutsche zum Stehen kam. Der Mahr öffnete die Türe und blickte in die Kutsche.

„Die Straße ist blockiert.“

Es war eine seltsam raue, und doch hohe Stimme. Viri hatte noch nie einen Mahr sprechen hören, und auch wenn die Stimme fremd klang, sie hörte sich nicht unfreundlich an.

Die Kutsche stand auf einer Passstraße. Zur Linken fiel der Hang ab ins Tal, auf Höhe des Weges befanden sich die Wipfel der Bäume. Rechts stieg der Berg steil an, große, schwere Steine waren auf den Weg gestürzt.

Direkt vor der Kutsche hatte es einen Erdbeben gegeben, einige Bäume hingen schief in den Überresten des Weges, unterhalb der Bruchstelle breitete sich Geröll aus. Die Straße war nicht ganz abgebrochen, doch eine Kutsche konnte nicht mehr weiterfahren.

„Es ist in Ordnung“, murmelte Eilie. „Wir kommen voran.“

Der Mahr nahm die Aussage teilnahmslos hin, spannte die Pferde ab und begann, die Kutsche auf dem schmalen Weg mit seinen Händen umzudrehen.

Viri spürte eine Berührung an der Hand.

*„Komm, wir gehen den Rest des Weges. Es ist nicht mehr weit. Sicherlich freuen sich alle, dich wieder zu sehen. Tero, und auch Morel!“*

Viri stolperte und fiel ungeschickt auf die Knie. Sie sah Ciel überrascht an.

„Morel lebt?“

## 27 Viri | Du bist nicht allein

Die Gruppe ging den Weg weiter, bis er schmaler wurde und hinab in einen dichten Wald führte.

Die Luft war immer noch frisch und kühl, doch die Sonnenstrahlen, die sich ab und an durch die Baumkronen kämpfen konnten, wärmten ihren Rücken und auch ein wenig ihre Seele. Die Aussicht darauf, Morel wieder zu sehen, ließ Viri voranschreiten. Sein Name erinnerte sie an eine Zeit, die so lange vergangen war.

Darüber hinaus war es äußerst ungewöhnlich, dass Morel selbst noch am Leben war und sich vor allen Dingen in Hel aufhielt. Viri hätte darauf gewettet, dass sein größter Wunsch war, wieder zurück auf die Erde zu kommen. Hier in Hel war ihm viel Schlechtes widerfahren.

Als sich langsam zwischen den Baumreihen der Weg verbreiterte, gingen Ciel und Viri nebeneinander, Eilie und Echriel folgten in kurzem Abstand. Der schmale Trampelpfad wurde Stück für Stück breiter und verwandelte sich schließlich in eine richtige Straße. Indes wich der Wald immer mehr in den Hintergrund, und schlussendlich spazierten die Beiden entlang eines Zaunes, der den Weg von Feldern trennte. Das Tal war nicht besonders breit, doch für einige Weizenfelder reichte der Platz.

Viri nahm die Hand von Ciel. Die immer noch jung aussehende Extant sah überrascht auf ihre Klauen hinab.

*„Ciel... Du... Du bist doch meine Großmutter, oder?“*

Die Extant senkte ihren Blick.

*„Ja. Damals... in der Wüste... ich wusste es nicht.“*

Viri schüttelte den Kopf.

*„Das ist nicht schlimm“*

Rund um sie herum hörte sie weiterhin den Wind in den Feldern rauschen und Vögel ihre Gesänge vortragen. Viri sah Ciel an und hielt inne.

*„Ihr... Du und Großvater, ihr habt mich vergiftet. Warum? Ich war doch nur ein krankes Mädchen.“*

*„Es gab doch nur noch uns drei. Alle anderen waren tot, deine Mutter verschwunden. Wir waren schon so alt, und niemand konnte sagen was mit dir geschehen würde, wenn wir auch sterben sollten.“*

Es war so lange her, dass sie diese Begründung gehört hatte.

*„Das habt ihr mir damals auch gesagt. Doch warum waren wir alleine? Gab es keine Dörfer oder Städte mehr in der Nähe?“*

Ciel schloss die Augen.

*„Nein. Wir waren die letzten Mal'ach in Etheria.“*

*„Woher wollt ihr das wissen? Was war damals geschehen? Es wäre möglicherweise alles anders gelaufen, wenn ich weitergelebt hätte. Ich kann mich an diese Tage erinnern, wenn auch nur vage. Ich sehe die*

*Ereignisse immer wieder in Träumen! Ich war nicht nur das dumme Mädchen, das jeden Tag vergaß wer sie war.“*

Ciel sah sie mit den großen, gelben Augen der Extanten an und berührte Viri an der Schulter.

*„Ich will dir alles erklären, doch bitte, lass uns erst einmal nach Shion geben. Ich werde alles sagen, wenn wir bei Morel sind.“*

Viri stimmte wortlos zu und ging weiter neben Ciel den Weg entlang. Nach wenigen Minuten konnte man hinter einer kleinen Baumreihe Häuser entdecken. Die kleine Stadt war eingezwängt in das Tal und reichte von einem Ende zum anderen.

*„Das ist Shion“,* hörte sie in ihrem Kopf.

Sie konnte sich kaum mehr an ihren ersten Ausflug dorthin erinnern. Einst war sie mit ihrem liebsten Manai und den besten Freunden hierhin gereist und hatte dort erfahren, dass sie früher das Mädchen Rena gewesen war. Lang war sie allerdings nicht in der Stadt verblieben, sie war zusammengebrochen und hatte danach wochenlang bewusstlos in Helgard gelegen.

Dennoch erinnerte sie sich noch, dass die Stadt seinerzeit nur aus Ruinen bestanden hatte. Vor Viri aber lag eine wunderschöne Stadt, bei der die Dächer rot im Licht des Tages leuchteten, an den Fenstern bunte Läden angebracht waren und sich Girlanden mit Fähnchen durch die Gassen zogen. Es war eine so bunte und

lebendige Stadt, wie Viri sie hier in Helgard noch nie gesehen hatte. Und auch Eilie hatte ihr nicht erzählt, dass es noch so schöne Orte gab.

Ciel führte sie durch die breite Hauptstraße, und auf eine gewisse Weise fühlte Viri sich an Destel erinnert, die Stadt, welche von Jostons Vasallin niedergebrannt worden war.

Nicht nur das blühende Leben in der Stadt selbst überraschte Viri, sondern auch die Bewohner. Sie flogen über die Giebel der Häuser, klopfen Betten an den Fenstern aus, gingen mit Handkarren durch die Stadt und reparierten das Kopfsteinpflaster. Es waren Bewohner einer lebendigen Stadt, doch sie waren alle Extant. Viri sah nicht einen Menschen oder Mal'ach. Im Stillen hatte sie gehofft, hier vielleicht noch einige wenige Sayt zu sehen, doch Shion war offensichtlich von Extant bewohnt.

Die Körper deuteten an, dass es männliche und weibliche Wesen waren, ihre strahlend helle Haut leuchtete im hellen Tag, die verknöcherten Extremitäten schimmerten hingegen dunkel. Es war eine friedliche, und doch so ungewohnte Situation.

Nachdem Eilie geboren worden war hatte sie sich zwar selbst in solch ein Wesen verwandelt, doch rückblickend betrachtet war diese Phase so kurz gewesen, dass sie in Viris langem Leben eigentlich keine Rolle spielte. Wenn ihre Großmutter hier war, dann bedeutete das allerdings, dass diese Wesen schon lange hier sein mussten.

Langsam bekam Viri Kopfweh. Die vergangenen Jahrhunderte waren so ruhig verlaufen, und nun hatte sich binnen weniger Wochen alles verändert. Sie war nicht nur durch Orte gereist, sondern durch Welten. Parmacia, Etheria, die Erde, Relsh und nun Hel. Langsam verlor sie den Überblick über alles.

*„Komm, hier ist es“*

Die Gruppe stand vor einer Werkstatt in einer Seitenstraße. Vorhin noch hatte Viri die schöne, breite Hauptstraße mit dem Springbrunnen in der Mitte bewundert, dessen steinerne Figuren Extant darstellten, die sich an den Klauen berührten. Über der Straße hingen wieder die bunten Fähnchen, Blumenkästen waren an den Fensterbänken angebracht.

Auch diese Seitenstraße war nicht hässlich anzusehen, sie war sauber und die Gebäude schön herausgeputzt, doch an dieser alten Werkstatt konnte sie nichts Besonderes erkennen. Vielmehr war es so, dass dieses Haus von allen eigentlich schon wieder am renovierungsbedürftigsten ausgesehen hatte.

*„Hier wohnt Morel.“*

Sie hatte Morel, den Menschen, durchaus als extravagante Person kennen gelernt, und so überraschte sie seine Wohnstatt letztendlich doch nicht, die Situation passte zu seiner verschrobenen Persönlichkeit.

Im Inneren befand sich im Erdgeschoss eine Schreinerei, in der verschiedene Möbel halbfertig auf den



Werkbänken lagen. Ciel führte Viri über eine Treppe hoch in den ersten Stock, dort befand sich ein gemütlicher Wohnraum, der mit Möbeln aus dunklem Holz vollgestellt war. An den quadratischen Fenstern stand eine Sitzecke, deren Stühle mit einem dunklen, grünen Stoff bezogen waren. An den Wänden befanden sich unendlich viele Bücherregale, und in einem der Stühle saß er. Joseph Morel.

Wie früher auch war er ein kleinerer, untersetzter Mann, die lockigen Haare am Kopf wie immer dicht und immer noch dunkelbraun. Auch trug er immer noch seinen charakteristischen Bart, der mit Wachs mühevoll zusammengedreht war. Er hob den Kopf und nahm die Lesebrille ab.

Seinen Kopf zierten vier Hörner. Zwei große Hörner direkt auf dem Kopf und zwei kleinere an der Stirn. Josef Morel war ein Wächter. Er stand auf, nahm ihre Hände und lächelte sie an.

„Morel... bist du es wirklich?“

Er nickte freundlich und räusperte sich einmal.

„Himmel, es ist so lange her, dass ich meine Stimme benutzen musste. Aber ich wusste, dass ich sie irgendwann einmal wieder gebrauchen werde.“

Viri konnte noch immer nicht fassen, was sie hier sah. Morel war am Leben, und er war ein Wächter. Er lebte in einer Stadt voller Extant, wovon sich eine als ihre Großmutter herausgestellt hatte.

Morel musste ihren verwirrten Gesichtsausdruck erkannt haben.

„Ich denke, wir haben uns viel zu erzählen, Viri. Bitte setze dich. Möchtest du einen Tee?“

„Ah, und hoher Besuch ist auch noch hier, welche Ehre!“, fügte er hinzu.

Eilie trat vor und umarmte ihn. Nachdem sie ihn begrüßt hatte, sah Morel Echriel an und schüttelte ihm die Hand.

„Mein werter Herr, ich bin Joseph Morel.“

„Echriel Ebonskap, die Ehre ist auf meiner Seite.“

Morel wies auf die Sitzgruppe neben dem großen Fenster hin und nach Eilie und Viri setzte sich auch Echriel. Morel eilte zum Ofen und setzte eine Kanne heißen Wassers auf.

## 28 Morel | Lange nicht gesehen

Bedächtig goss er die heiße Flüssigkeit zuerst in Viris Tasse, bevor er Eilie, Echriel Ebonkap und sich selbst schließlich einen Tee aufbrühte. Viri nahm die Tasse und roch daran.

„Kräutertee“, stellte sie fest.

Elvira hatte sich so unbeschreiblich geändert. Es war lange her gewesen, über vierhundert Jahre waren vergangen.

Immer noch sah sie so jung aus wie zu dem Zeitpunkt, als er sie zuletzt gesehen hatte. Damals, nach der großen Schlacht gegen Ardankin, als sie ihn stürzten und töteten. Er war selbst ein Mensch gewesen, hier in Hel. Er war ursprünglich angekommen, als die Dinge noch seinen richtigen Lauf nahmen.

In seinem ersten Leben, damals auf der Erde, hatte er Schlimmes getan und es verdient, nach seinem Tod in der Unterwelt wieder zu erwachen. Menschen waren hier beinahe unsterblich, solange sie nicht mit dem Ritual der Rückführung von Vollstreckern bearbeitet wurden. Dieses Ritual dauerte lang, war schmerzhaft und grausam, und so war er davor geflüchtet. Er hatte eine Stadt der entkommenen Menschen aufgebaut, und hätte sich beinahe mit Ardankin eingelassen, wenn er nicht Viri begegnet wäre.

Sie hatte ihm dabei geholfen, das Richtige zu tun, und er war bereit gewesen, sich dem Ritual hinzugeben. Stattdessen hatte ihm Ciseding, der Anführer der Welt, eine Aufgabe aufgetragen. Er sollte Shion wiederaufbauen. Die Stadt lag nach einer älteren Revolution von Menschen in Ruinen, und er alleine hatte aus der Ruinenstadt wieder einen Ort des Lebens erschaffen sollen.

Anfangs konnte er nicht verstehen, warum er das tun sollte. Doch dann hatte er Ciel und Tero kennen gelernt, zwei Extant, die sich in den Wäldern um Shion aufhielten. Er freundete sich mit den beiden an, und stellte schnell fest, dass es sich dabei um gefallene Wesen aus Etheria, der Oberwelt handelte.

Etheria war zusammen mit seinem Herrn, Eding, gestorben, und so ging das ganze Gefüge der Welten auseinander.

Morels Aufgabe war nicht alleine, die Ruinen der Stadt zu reparieren. Er reiste durch die Welten und suchte überall nach Extant. Mittlerweile hatte er über viertausend dieser besonderen Wesen gefunden, sie alle lebten in seiner Stadt mit ihm als Bürgermeister. Die geflügelten Extant aber waren friedfertig, weise und ruhig, sodass es nie schwierig war, der Stadt vorzustehen.

„Du warst lange nicht hier“, sagte er schließlich an Eilie gerichtet. Er hatte sie beinahe zwanzig Jahre nicht gesehen. Hätten ihm nicht seine Extant berichtet, dass sie

immer wieder in Helgard gesichtet worden wäre, er hätte beinahe vermutet, dass auch sie gestorben war.

Ein dunkler Schleier legte sich über ihre Miene.

„Es tut mir leid, Morel. Ich war verhindert.“

Ihm war bewusst, dass sie nicht mehr sagen konnte, oder wollte. Möglicherweise waren Dinge geschehen, deren Bedeutsamkeit er nicht abschätzen konnte.

Dreißig Jahre, nachdem Elvira verschwunden war, tauchte Eilie plötzlich auf. Ciseding stellte sie als Viris Tochter vor, die zumindest mit einem Teil der Kräfte ihrer Mutter gesegnet war. Der Anführer der Welt wollte sie ausbilden und nicht nur aufgrund ihrer Rolle, sondern auch wegen ihres freundlichen, ruhigen Wesens fiel es auch Morel leicht, ihr die Treue zu schwören.

Schließlich starb auch Ciseding, und Eilie bedeutete Morel, dass er mit seiner Aufgabe weiter fortfahren sollte. So verbrachte er die letzten Jahrhunderte damit, alle Extant zu finden, die es auf Hel gab.

„Mach dir keine Sorgen, junge Eilie“, sagte er daher ruhig.

Sie schmunzelte.

„Jung?“ Sie hielt kurz inne.

„Nun gut“, fügte sie hinzu, „Im Vergleich zu dir schon.“

Morel versuchte sich an einem Lächeln. Es schmerzte, sie mit einer solch traurigen Ausstrahlung zu erleben, doch immerhin hatte er sie ein bisschen erheitern können.

Er stand auf und ging zum Bücherregal auf der gegenüberliegenden Seite. Seine Bibliothek bestand nur aus Büchern, die er sich aus Helgard geborgt hatte, bis auf ein Werk. Sein Werk.

Er nahm das dicke, mit schwerem Leder eingebundene Buch in die Hand und betrachtete es. In den vergangenen zwanzig Jahren hatte Morel es geschrieben, und es beinhaltete möglicherweise den Schlüssel dafür, die Welten wieder ins Gleichgewicht zu führen. Er hatte Eilie nichts davon sagen wollen, bevor er selbst nicht absolute Gewissheit hatte. Auch wenn er sich noch nicht vollkommen sicher war, er musste ihr von seinen Erfolgen berichten. Trotz aller guten Vorsätze war es ihm nie gelungen, besonders geduldig zu sein.

„Das hier“, begann er zu sprechen während er sich setzte und vorsichtig zwischen den Seiten blätterte, „ist der letzte Band von vielen handschriftlichen Notizen über die Erinnerungen der Extant. Wir haben Möglichkeiten und Wege gefunden, den Extant ihre Erinnerungen wieder zurückzugeben. Jeder und jede einzelne von ihnen konnte ihr Leben rekonstruieren und auch wieder auf das Wissen zugreifen, welches sie dereinst in Etheria hatten.“

Morel begann zu zittern. So lange hatte er auf diesen Moment gewartet. Er hatte es geschafft, das Geheimnis der Extant zu entschlüsseln.

„Ich konnte bisher leider erst einen Bruchteil lesen. Die fleißigen Wesen haben selbst ihre Notizen gemacht und alles aufgeschrieben in den letzten hundert Jahren.“

„Das heißt“, warf Elvira ein, „dass tatsächlich alle Extant ehemalige Mal’ach aus Etheria waren?“

Morel nickte. „So ist es.“

„Unsere Ciel hier“, sagte er und deutete auf die Extant, die schüchtern in der Türe stand und eine abwehrende Geste andeutete, „ist Elviras Großmutter.“

Eilie fuhr herum und sah sie an.

„Großmutter... dann bist du... meine Urgroßmutter?“

Auch Elvira wirkte nervös.

„Konntest du auch meine Mutter finden? Oder... oder Manai?“

Morel jedoch schüttelte den Kopf.

„Wir haben seit wenigen Jahren die Erinnerung eines jeden Extant ausgelesen, der hier in Hel lebt. Es sind bei weitem nicht alle Mal’ach, die einst dort gelebt haben. Scheinbar sind einige von ihnen tatsächlich gestorben oder nicht mehr aufgetaucht.“

Nachdem keine der beiden Damen ein Wort sagte, fuhr Morel mit seinen Erklärungen fort.

„Wir haben aus den Erinnerungen einiger Extant Informationen aus den Büchern des Tempels aus Etheria

gewinnen können. Leider sind sie nicht vollständig, doch Eilie hatte mir berichtet, dass der Tempel nur mehr eine Ruine ist. Mit den Informationen aus den Büchern könnten wir...“

„Er steht wieder“, unterbrach ihn Elvira.

„Ich lerne gerade, mit meinen Fähigkeiten umzugehen und konnte bei einigen Dingen scheinbar die Zeit zurückdrehen und einen älteren Zustand wiederherstellen.“

Morel stand auf und stützte sich an dem kleinen Tisch ab, auf dem die Teetassen standen.

„Aber das ist doch wunderbar! Mit diesen Informationen und den Büchern können wir wohl in nur wenigen Jahren alle Informationen entschlüsseln und ihr könnt gemeinsam die Welten wieder zu dem machen, was sie einst waren. Lasst uns doch sofort aufbrechen, und es wird alles gut!“

„N... nein“, sagte Eilie, begann zu weinen und lief aus dem Zimmer, die Treppe hinab und aus dem Gebäude. Morel konnte sehen, wie sie durch die Straßen lief.

Auch Elvira stand auf und ging zur Treppe, doch sie hielt kurz inne.

Morel stach das Gefühl der Enttäuschung in der Brust, Enttäuschung, dass Eilie keine Wertschätzung für das zeigte, was er geschaffen hatte. Verstärkt wurde das Gefühl durch das undefinierbare Gefühl von schlechtem



Gewissen, dass er etwas Schlimmes getan hatte. Auch wenn er nicht wusste, was genau.

Elvira schenkte ihm ein Lächeln.

„Bitte sei nicht böse, Morel. Deine Entdeckung ist unglaublich und toll. Doch Eilie kann sie nicht nutzen. Ardankin... ist wieder zurückgekehrt. Ich habe wohl daran Schuld. Und wir wissen nicht, was wir gegen ihn tun können. Ich muss kurz mit ihr sprechen. Bitte hab Verständnis. Ich bringe sie dir zurück.“

Mit diesen Worten verschwand auch Elvira. Morel wusste nicht, was in ihm vorgehen sollte. Er verstand die Reaktion von Eilie, denn auch er hatte schon mit Ardankin zu tun gehabt. Er konnte nicht realisieren, wie das passieren hatte können. Er verstand nicht, wie dieses Scheusal wieder existieren konnte, nachdem er damals im großen Krieg getötet worden war. Doch Morel wusste auch, dass Viri ihn nicht anlügen würde.

So saß er hier mit seiner großen Entdeckung, die aber nun offensichtlich für den Moment völlig bedeutungslos war.

Nur Echriel Ebonskap saß noch in seinem Stuhl.

„Ich hatte das Gefühl, dass die beiden Damen das selbst besprechen sollten“, kommentierte er kurz.

„Aber Herr Morel, wenn Sie erlauben... darf ich etwas in ihre Sammlung der Erinnerungen blättern?“

Morel stand auf und deutete zum Buchregal.

„Gehen wir doch zum du über. Ich bin Joseph, doch die meisten nennen mich beim Nachnamen.“

„Echriel. Es freut mich. Du bist ein Sammler von großartigem Wissen“

Auch wenn Morel noch ganz verwirrt über das war, was gerade geschehen war, so schmeichelten ihm die Worte von Echriel doch etwas.

„Und du bist offensichtlich ein Mal’ach. Ich habe dich noch nicht gesehen, wo in Relsh lebst du?“

Echriel lachte.

„Ich bin nicht aus Relsh. Ich komme aus einer anderen Welt, Parmacia.“

Offensichtlich erwartete Echriel, dass Morel nun überrascht war. Doch viel mehr fasziniert als überrascht war dieser vom Namen Parmacia. Morel hatte diesen Begriff in den Erinnerungen der Extant schon einmal gelesen.

## 29 Eilie | Ein waghalsiger Plan

Die Extant erschranken oder sahen ihr verwundert nach, als Eilie durch die Straßen von Shion gelaufen war. Sie wollte nur weg. Weg von Morels großem Erfolg, weg von den Möglichkeiten, die sich nun ergaben.

Denn diese Möglichkeiten kamen um zwanzig Jahre zu spät.

Eilie verließ die Stadt in Richtung Süden, wo sich die Häuser nicht von Rand zu Rand des Tals erstreckten, und ging einige Zeit, bis sie einen Fluss erreichte, der sich von hier aus in Richtung Shion schlängelte. An einer Stelle sorgte ein umgestürzter Baum für eine Lichtung, und auch wenn kleine Bäume bereits wieder Wurzeln geschlagen hatten und sich Buschwerk auszubreiten begann, so war doch genügend Platz um sich auf den alten, langsam verrottenden Stamm zu setzen.

Sie stützte ihr Kinn auf ihre Hände und sah dem kalten, plätschernden Fluss zu. Er war nicht besonders breit, mit Anlauf konnte man sicherlich darüber springen. Das Wasser war klar und hatte eine leicht türkisgraue Färbung. Fische nutzten die starke Strömung und flitzten den Flusslauf entlang, mit einem für Eilie unbekanntem Ziel.

Hel konnte so friedlich sein. Eilie atmete durch und fühlte ein Stechen in ihrer Brust, ihr war schwindlig und der Kopf tat etwas weh.

Hinter ihr raschelten Blätter.

„Eilie.“

Eilie drehte sich nicht um, als ihre Mutter die Lichtung betrat. Sie blieb sitzen und starrte auf den Bach.

Eigentlich war sie unbeschreiblich glücklich darüber, dass Elvira in ihr Leben getreten war, denn sie war nicht mehr alleine. Sie spürte nicht mehr den Hass und das Gefühl, alleine gelassen worden zu sein. Früher hatte sie einmal so empfunden. Nun jedoch wusste sie einfach nicht weiter und konnte es nicht über das Herz bringen, Elvira ins Gesicht zu sehen.

Doch sie spürte eine Hand auf ihrem Knie, und die Berührung fühlte sich warm und wunderbar an.

„Es tut mir leid. Morel war so stolz, doch... ich weiß einfach nicht, was jetzt zu tun ist.“

Nachdem Elvira nichts sagte, fuhr Eilie fort.

„Über Jahre, Jahrzehnte... nein, Jahrhunderte habe ich versucht, irgendwie an die Informationen zu kommen, die mir ein Bild über das Zusammenspiel der Welten geben sollten. Es schien so aussichtslos, doch ich gab nicht auf und konnte schließlich auf das Wissen der ehemaligen Mal'ach aus Etheria zugreifen. Die Extant waren so hilfsbereit und gaben alles, um uns in ihre Erinnerungen blicken zu lassen.

Die Welt starb mehr und mehr aus, zuerst Hel, und jetzt langsam die Erde. Ich gab mein Bestes, irgendwie die

Dinge am Leben zu erhalten, und dann kam auch noch Mame.“

Sie vergrub ihr Gesicht in den Händen.

„Dieser... ich kann nicht. Ich habe Shion vor ihm geheim gehalten, habe ihn auf den Besuchen in Hel immer woanders hingeführt. Es war mir möglich, ihm dieses eine Juwel zu verheimlichen. Und ich habe so gehofft, wenn du da bist... wenn du... dann können wir alles in Ordnung bringen, doch jetzt weiß ich nicht wie.

Ich... Mama, ich habe keine Kraft mehr...“

Elvira legte ihren Arm um Eilies Schulter und drückte sie ganz nahe an sich.

„Ardankin... oder Mame... ich werde mich um ihn kümmern.“

Alles in Eilie sträubte sich bei den Gedanken, doch die Berührung Elviras fühlte sich so gut an, dass sie sich nicht aus ihr lösen konnte.

„Nein... Du... er ist ein schlimmes Wesen. Er macht dich kaputt.“

„Eilie, du hast hier etwas Wundervolles begonnen. Mit deiner Entschlossenheit kannst du alles in Ordnung bringen. Ich bin mir sicher, mit dem Tempel in Etheria und dem Wissen der Extant findet ihr einen Weg.“

„Und ich werde mich um Ardankin kümmern“, fügte sie hinzu.

Nun musste sich Eilie doch aus der Umarmung lösen. Sie sah Elvira tief in die Augen.

„Du weißt, was er mir zwanzig Jahre angetan hat? Er hat mir weh getan. Er hat mich eingesperrt. Er hat mir Angst gemacht. Schreckliche Angst. Er hat mir gezeigt, wie nutzlos all meine Kräfte sein können.“

„Eilie, ich weiß doch...“, begann Elvira einzuwerfen, doch Eilie unterbrach sie.

„Wenn du zu ihm gehen wirst, dann wirst du oft nächtelang wach liegen, sein schwitzender, stinkender Körper neben dir. Du wirst seinen ekelhaften Saft in dir spüren! Er wird mit dir durch Städte und Dörfer reisen, und wahllos Lebewesen töten, egal ob Mensch, Tier oder Mal’ach. Er wird dich stundenlang ans Kreuz nageln, foltern, und vor den Menschen präsentieren die ihre Hoffnungen in dich setzen! Ich will nicht, dass du das miterleben musst! Elvira! Nein... ich...“

Sie konnte nicht mehr weitersprechen. Der Gedanke, ihrer Mutter diese Qualen anzutun, war nicht zu ertragen. Auch selbst konnte sie sich nicht vorstellen, noch einmal zu Ardankin zurückzukehren. Doch natürlich wusste sie, dass das Ende aller Welten über sie hereinbrechen würde, wenn sie nichts mehr tun würde. Es erschien ihr so aussichtslos.

Doch Elvira strahlte die Entschlossenheit und den Mut aus, der ihr nach den Jahren mit Mame abhandengekommen war.

„Mein Kind, das hat jetzt ein Ende. Du bleibst hier in Shion. Du machst mit Morel das fertig, was ihr begonnen habt. Ich werde zu Ardankin zurückkehren. Alles Weitere werden wir sehen, zumindest kann ich euch Zeit verschaffen.“

„Aber...“

„Nein, Eilie. Ich habe dich viel zu lange alleine gelassen. Ich werde dir helfen. Nein, ich werde allen helfen.“

Elvira stand auf und ging zurück zu dem Gebüsch, das die Lichtung vom Rest der Welt trennte.

„Bleib solange hier, wie du möchtest. Ich werde nicht mehr in Shion sein, wenn du zurückkommst. Mach dir um mich keine Gedanken, ich werde nach Helgard reisen und von dort zurück auf die Erde.“

„Mama, ich...“

Eilie stand auf, lief zu Elvira und umarmte sie.

„Bleib noch ein bisschen hier, mein Kind. Wenn wir uns wiedersehen, ist alles gut.“

Eilie atmete durch und nun liefen doch einige Tränen ihre Wangen hinab. Schließlich ging sie einige Schritte, kniete sich vor den Fluss und wusch sich mit dem eiskalten Wasser das Gesicht. Sie musste ihre Gedanken wieder etwas in Ordnung bringen.

Sie wischte sich das Gesicht mit den Ärmeln wieder trocken. Sie trug immer noch die festliche Kleidung, mit der sie sich über viele Jahre den Menschen gezeigt hatte.

Das war die Kleidung, in welcher sie für eine Göttin gehalten wurde. In diesem Aufzug war sie die Hoffnung all derjenigen Wesen, die noch lebten. Und sie würde diese nicht enttäuschen.

Noch einmal streckte sie ihren Rücken durch und verließ schließlich die Lichtung. Die Sonne begann schon, hinter den Berggipfeln zu versinken, als Eilie wieder zurück in Shion war. Die höheren Dächer der Stadt leuchteten im rötlichen Schein des Abends, Insekten zirpten aus den Gebüsch, die an den Straßenrändern wuchsen.

Als sie Morels Residenz erreichte, war ihre Mutter nicht aufzufinden. Im Salon standen Morel und Echriel über die Aufzeichnungen der Extant gebeugt und murmelten über Textstellen, die sie gerade analysierten.

Echriel bemerkte sie als erstes.

„Eilie, du bist zurück. Geht es dir wieder etwas besser?“

Sie nickte kurz.

„Hast du Viri mitgebracht?“, fügte er hinzu. Auch Morel drehte sich nun nach ihr um.

„Hat sie... hat sie sich nicht verabschiedet? Sie will zurück und sich um Mame kümmern.“

Morels Miene wurde bitter.

„Ich hatte es vermutet.“

„Wir können sie doch nicht diesem Wahnsinnigen überlassen, wir müssen ihr nach!“



Echriel stand die Sorge ins Gesicht geschrieben. Eilie konnte mit ihm mitfühlen, doch sie verstand, was ihre Mutter beabsichtigte.

„Echriel, nein... Sie hat ihre Gründe. Viri verschafft uns Zeit. Sie hat gesagt, wir sollen die Auswertungen von Morel analysieren. Und diese Zeit... sie ist wertvoll. Wir müssen sie nutzen.

Wir müssen die Erinnerungen der Extant analysieren und dann im Tempel in Etheria...“

Doch selbst wenn der Gedanke logisch und vernünftig erschien, so konnte Eilie die Vorstellung nicht ertragen, was Mame mit Elvira machen würde, sobald sie sich auf ihn einließ.

Das Gefühl von Trauer und Hilflosigkeit durchzog ihren Körper wie ein Blitz und Eilie musste sich auf Morels Besprechungstisch aufstützen, um nicht in die Knie zu gehen. Tränen tropften auf das dunkle Holz.

„Ich kann das nicht“, wimmerte sie. „Ich kann das doch nicht.“

„Hm.“

Morel stand am Fenster und sah hinaus in seiner Stadt.

Eilie drehte sich zu ihm um.

„Was, hm?“

„Wie sicher bist du dir, dass Ardankin nicht weiß, was in Shion vor sich geht?“

Über Jahre hatte Eilie ihr Bestes gegeben, Mame davon zu überzeugen, dass in den Wäldern rund um Helgard nichts existierte. Sie hatte Shion ab dem Tage nicht mehr besucht, als Mame ihr zum ersten Mal zeigte, dass er mit einem besonderen Material in der Lage war, Eilie die Kräfte zu rauben. Als sie ihm die Welt zeigte, wies sie darauf hin, dass es außer Helgard im Norden dieses Kontinentes nur Berge, Gras und Schnee geben sollte.

„Ich bin mir ziemlich sicher. Mame oder Ardankin hat nur sein Ziel vor Augen. Er will einen Gott erschaffen. Seine Welten sind ihm dabei völlig egal.“

„Moment“, warf Morel ein.

„Er will einen Gott erschaffen?“

Es war wohl an der Zeit, auch ihrem alten Freund zu berichten, was geschehen war.

„Bitte... Morel... Echriel. Setzt euch. Ich denke, ich muss euch einiges erzählen.“

Während sich die Gruppe um Morels Tisch in die großen Sessel und Sofas setzte, hoffte Eilie inständig, dass Elvira wusste, was sie tat.

„*Ich will dich nicht wieder verlieren*“, dachte sie, während ihr Herz wieder einmal schmerzte.

## 30 Viri | In die Hände des Bösen

Der Fußmarsch von Shion nach Helgard dauerte zwei Tage. Der Weg war nicht schwer zu finden, denn in der Nacht strahlte die einzige Stadt mit einem hellen Lichtkegel wie ein Leuchtturm und wies ihr den Weg, und am Tag war die mit Kutschen befahrbare Straße nur schwer zu übersehen. So konnte sie in den Abend- und Nachtstunden die Richtung überprüfen, und am Tag dem Weg folgen.

Viel Schlaf benötigte Viri nicht, ihr Magen verkrampfte sich vor Nervosität, in ihrer Brust spürte sie ein Kribbeln, das sie bis spät in die Nacht auf den Beinen hielt.

Sie beruhigte sich an den Geräuschen der Nacht, an den so lange nicht mehr gehörten Geräuschen sowie den Pflanzen und Tieren, die sie sehen konnte. Am Abend der zweiten Nacht fühlte sie sich beinahe wieder wie die junge, unerfahrene Sammlerin, die sie einst gewesen war. Der Weg nach Helgard führte durch einen Wald und war bedeckt mit den abgestorbenen Nadeln des Waldes, die Schritte waren gedämpft, sodass einige Tiere sie zu spät bemerkten und hektisch im letzten Moment in die Dunkelheit der Nacht flüchteten.

So konnte sie einige Sleipnire sehen, die dunklen Schatten der Ghule und einmal erspähte sie sogar ein Irrlicht. Das grüne Schimmern tänzelte durch die Bäume, und Viri erinnerte sich an ihren alten Freund und

Wegbegleiter Unico, mit dem sie gegen die Rebellion der Menschen und Ardankin gekämpft hatte.

Das Leben in Hel musste wiederhergestellt werden. Sie würde Ardankin überwältigen und dann mit Eilie und Morels Aufzeichnungen alles wieder in Ordnung bringen. Dieses Mantra sprach sie mehrfach.

Am Morgen des dritten Tages schließlich erreichte Viri den Talkessel von Helgard. Als sie das erste Mal hier gewesen war, hatten hunderte Luftschiffe zwischen den Türmen der Stadt geschwebt, vor deren Toren lag ein riesiger Flughafen für diese Schiffe. Nun war der Himmel frei, und auf dem Gelände zum Fuße der Berge lagen nur zwei kleine Luftschiffe vor Anker.

Sie folgte dem Weg, der in Serpentinaen vom Berghang hinabführte und betrat die breiter werdende Straße in Richtung Helgard. Bald säumten kleinere Häuser die Straße, in denen Mal'ach und Menschen lebten. Zum Stadtzentrum hin wurden die Gebäude höher und schöner, und schlussendlich verlor sie sich auf einem gepflasterten Weg inmitten der weißen Gebäude. Ein künstlich angelegter, länglicher Teich war in der Mitte der Straße angebracht, in regelmäßigen Abständen flankierten kleine Beete mit Blumen den Weg. Zum linken und rechten Rand fanden sich abwechselnd Laternen aus Schmiedeeisen, deren Spitzen kunstvoll gebogen waren.

Es war so schön in Helgard.

Doch so wie jeder Moment des Glücks irgendwann endet, so waren auch die friedlichen Tage irgendwann vorbei.

Viri betrat den zentralen Platz in Helgard über die Straße, die genau auf der gegenüberliegenden Seite des Pavillons mündete, in welchem sich das Tor nach Relsh befand. Dieses Tor, das nur sie und Eilie öffnen konnten.

Und Ardankin.

Sie erkannte ihn sofort, auch wenn er aus der Entfernung kaum zu erkennen war. Jovial und arrogant saß er auf der Brüstung des Pavillons, in dunkle Lederkleidung gehüllt. Er hatte wieder seine große, runde Brille auf, und auch die Haare trug er wieder in diesem militärisch kurzen Schnitt. An den Stellen, an welchen die Kleidung etwas Haut offenbarte, sah man seine Tätowierungen.

Nun war es an der Zeit, sich ihm zu stellen.

„Grigorij Ardankin.“

Er stand auf und deutete eine Verbeugung an, sah sie dann aber mit einer Kälte im Blick an, dass Viri ein Schauer über den Rücken lief.

„Seit ich wieder hier auf dieser Welt bin, nennt man mich Mame. Ich verlange, dass auch du mich so nennst.“

„Sehr wohl. Mame.“

„Nun gut, du hast also deine Tochter irgendwo zurückgelassen. Das ist in Ordnung, du bist ausreichend.“

Er näherte sich und nahm ihre Hand. Mame hielt sie, als wären die Beiden ein Liebespaar.

„Meine liebe Elvira, so lass uns durch das Portal schreiten. Ich will dich in meiner Kathedrale in Denver über unser weiteres Zusammenleben instruieren.“

Er schritt los, und als Viri einen Moment zögerte, riss er an ihrer Hand und zog sie mit sich. Eilie hatte recht, alleine diese Berührung war ein schreckliches Gefühl. Viri hatte Angst davor, was jetzt auf sie zukommen sollte.

Der Marsch durch Relsh verlief ruhig, zum Glück war auch Mame kein Freund von oberflächlichen Gesprächen. Doch die Reaktion der Mal'ach, die sie in Relsh erkannten, waren niederschmetternd. Immer wenn sie erkannten wer Viri war, mit Mame im Arm, wich jeder Ausdruck von Hoffnung aus ihren Gesichtern. Einige wandten sich weinend ab, andere blickten traurig zu Boden.

Sie würde diese Leute nicht enttäuschen.

Durch die Halbinsel am Rande von Relsh ging es zurück zur Erde, und mit Hilfe eines komfortabel ausgestatteten Geländewagens ging es zurück zur Kathedrale in Denver, vorbei an den Ruinen der vergangenen Stadt.

Der Wagen war üppig eingerichtet, Viri saß mit Mame zusammen im hinteren Passagierbereich, der vom Fahrersitz durch eine dicke Glasscheibe getrennt war. In den Raum hätte man sicherlich Platz für fünf oder sechs Sitze haben können, stattdessen befanden sich nur zwei

Ledersitze im Fond, eingerahmt von dicken Konsolen, in denen Bildschirme integriert waren. In der Mitte, zwischen ihr und Mame standen in Becherhaltern silberne Kelche, in denen ein Getränk eingeschenkt war. Trotz des schlechten Weges wackelte der Innenraum kaum, sodass die Flüssigkeit nicht übeschwappte.

„Hier bitte, trink.“

Mame wies sie an, von einem der Kelche zu trinken.

Widerwillig nahm sie das glänzende Gefäß in die Hand. Es fühlte sich kalt an. Er prostete ihr zu, und zögerlich hob auch Viri den Kelch. Sie schmeckte einen angenehm süßlichen Wein. Befürchtet hatte sie schlimmeres.

„Keine Sorge, nicht alles, was ich tue, ist gefährlich.“

„*Doch genau das ist es*“, dachte sie sich ohne zu antworten.

Die weitere Strecke verbrachten die beiden schweigend, und als sie sich der Kathedrale näherten bog der Wagen nicht auf den Parkplatz ein, den Kyle zuletzt angesteuert hatte, sondern fuhr weiter, direkt auf das riesige Gebäude zu. Vor ihnen öffnete sich der Boden, und der Wagen glitt nach unten in eine riesige Garage.

„Für unsere besonderen Gäste“, kommentierte Mame.

Viri stieg aus und wurde gleich von einigen der muskulösen Männern im Anzug in Empfang genommen. Diese wiesen sie an, ihnen zu folgen. Mame hingegen ging

einen anderen Weg, der ihn zu einem Aufzug führte. Viri wurde zu Treppen geleitet.

„Hat der Anführer endlich, was er will“, brummte einer der Männer, mehr zu sich als zu anderen.

Sein Begleiter ging etwas langsamer und sprach zu Viri.

„Wir haben Räumlichkeiten für dich vorbereitet. Du wirst dorthin gehen und die auf dem Tisch liegende Kleidung anziehen. Dann klopfst du an der Türe und wir werden dich unverzüglich zum Speisesaal führen. Haben wir uns verstanden?“

Der Tonfall war unwirsch, und mehr als ein „Mhm“ konnte Viri nicht hervorbringen.

Das Zimmer, in welches sie geführt wurde, war ähnlich groß wie Eilies Wohnbereich. Es war ein schön eingerichtetes Zimmer, an einer der Wände befand sich ein einladend brennender Kamin. An welcher Stelle der Kathedrale sich dieser Raum befand, konnte Viri nicht einschätzen, dafür war der Weg hierher von zu vielen Gängen und Abbiegungen in Korridoren gespickt gewesen.

In der Mitte stand wie auch in Eilies Zimmer ein größerer Tisch mit einigen Stühlen. Auf dem Tisch lag ihr Kostüm für den Abend.

„Das war zu erwarten“, kommentierte Viri, als sie sah, um was es sich dabei handelte.



## 31 Viri | Abendmahl

„Bitte, nimm doch mehr!“

Draußen regnete es, und Viris Stimmung passte zu dem dunklen, düsteren Wetter. Dennoch kam sie Mames Aufforderung nach und nahm ein wenig mehr von dem Fleisch, das in der Mitte des runden Tisches bereitstand.

Hätte sie nicht gewusst, wer er wirklich war, so hätte sie sein Bemühen, auf eine gewisse Weise freundlich zu sein, rührend gefunden. Er hatte sie noch nicht unsittlich berührt oder sie bedroht, seit sie sich in seiner Residenz im höchsten Stockwerk der Kathedrale eingefunden hatte.

Architektonisch war die Wohnung geschickt gelöst, von unten konnte man die in der Mitte des spitzen Daches emporragende Einheit kaum erkennen, und selbst wenn man eine Unebenheit im Dach wahrnahm, so sah die Residenz von außen eher aus wie ein Säulengang, der das Dach an einer Stelle leicht anzuheben vermochte.

Von innen gesehen verdunkelten die Säulen die Atmosphäre, doch Viri fand, dass das durchaus zu Mames Wesen und seinen Taten passte. Die Säulen waren mit dunklem Holz verziert, der Boden mit schwarzem Marmor ausgelegt, zu ihren Füßen spürte sie den weichen, dunkelroten Teppich.

Ein Kronleuchter spendete etwas Licht, denn von draußen vermochte in der Düsternis der dunkelgrauen

Wolken und des stetig an die mannshohen Scheiben prasselnden Regens kein Licht mehr in die Wohnung zu gelangen.

Auch sie selbst war dunkel gekleidet. Viri trug nicht mehr die weiße, mit goldenen Mustern durchzogene Kleidung, welche sie von Eilie erhalten hatte.

In ihrem Zimmer hatte sie ein Kleid aus dunklem Samt vorgefunden. Der Stoff war beinahe schwarz, schimmerte aber aufreizend im Lichte des Kronleuchters. Dazu passend hatte sie schwarze, seidene Handschuhe erhalten, schwarze Stiefel und eine leicht silberne schimmernde Strumpfhose. Auf ihren Schultern thronte ein verchromtes metallenes Gestell, welches ein wiederum dunkles, hüftlanges Cape trug.

So pompös die Kleidung aussah, Viri fand sie billig, aufreizend, effektheischend und plump. Eilies Kleid war so schön gewesen. Vorsichtig hatte Viri es in ihrem Zimmer zusammengelegt und in einem Schrank versteckt.

„Ach Eilie...“, dachte sie sehnsüchtig. Sie musste stark sein.

„Was hast du heute noch mit mir vor?“, fragte sie ihn daher direkt und so verwegen, wie ihre Stimme es herzugeben vermochte. Inständig hoffte Viri, dass Mame das leichte Zittern entgangen war.

„Nun, zumindest werden wir heute nicht das Bett teilen“, antwortete er nach einer kurzen Pause.

„Auch letztes Mal wolltest du schon nicht bis zum Äußersten gehen. Hast du Angst vor mir?“

Sie war stark. Es tat gut, ihn zu reizen. Mame jedoch lehnte sich nur in seinem Sessel zurück.

„Letztens hatte ich mich dann lieber dafür entschieden, dir ein kleines Mahl zu bescheren.“

„*Widerliches Subjekt*“. Übelkeit stieg bei der Erinnerung in ihr auf.

„Was in aller Welt bist du nur?“, fragte sie schließlich anstelle der Worte, die sie gedacht hatte.

„Das musst doch du mir erklären! Wie kommst du in aller Welt dazu, ausgerechnet mich in deinem Fiebertraum wieder zu erschaffen? Den Abschaum von Hel! Die Kreatur, die beinahe eure Welt in das Unglück gestürzt hat.“

Ihr Kopf tat weh. Viri musste sich zurücklehnen und kniff sich mit Zeigefinger und Daumen die Nase. Sie hatte ja anfangs nicht einmal gewusst, dass die Welt um Cobalton, Chandelier und Demeter echt gewesen war. Viri hatte sie für einen Traum gehalten. Letztendlich wurde aus dem Traum mit Relsh Realität. Doch nicht nur die Stadt überlebte, sondern auch er. Seine Realität war Viris Albtraum, wobei sie doch wieder beim Träumen angekommen war.

„Soll ich dir dankbar sein, wieder zu leben? Welches meiner Leben war denn gut?“, platzte er heraus.

„Diese beschissene Welt ist am sterben, und deine Tochter hat nichts unternommen. Sie war ja so gut und hat sich um alle gekümmert, und was hat's gebracht? Nichts. Alles stirbt!“

Er setzte sich wieder zurück und atmete durch.

„Zuerst wusste ich nicht, wer ich war. Tesserakt konnte nicht verstehen was geschah und floh sich in den Wahnsinn. Jahrelang wimmerte ich dahin und verstand nicht, was geschehen war. Als ich irgendwann alt war und schließlich wieder einmal starb, hörte ich nicht auf zu existieren. Ich wandelte durch die Welt und wusste nicht, wie mir geschah. Ich hatte keinen Körper, aber ich war mehr als Luft. Ich war nicht in Hel, nein, diesmal war ich verloren und nirgendwo.“

Und schließlich traf ich ihn. Mame. Er hatte alles verloren und kämpfte dafür, Gerechtigkeit in der Welt zu erreichen. Seine Methoden gefielen mir, er war militant und gewalttätig, und wer sich in seinen Weg stellte, sollte sterben.

Ich konnte ihm einen Handel anbieten, das ewige Leben im Austausch gegen einen Körper. Ich wusste nicht ob es klappt, doch es hat funktioniert.“

Er lachte auf, es war ein hysterisches, überdrehtes Lachen. Mit der flachen Hand schlug er auf den Esstisch.

„Und was hat er jetzt, der Narr? Sein Körper existiert, ich konnte mit seinen Anhängern eine Religion gründen, doch seine Seele ist verschwunden! Dieser elende Irre!“

Viri hatte Angst. Dieser Mann war unheimlich. Sie konnte nicht genau abschätzen, wieviel von ihrer Macht sie ihm gegeben hatte, als sie ihn erschuf, doch es war offensichtlich genügend.

Mame... oder Ardankin, oder wer auch immer er nun war, stemmte sich auf seinen Tisch, warf seine Brille zur Seite und starrte Viri mit strengem Blick an.

„Ich will mich an dir laben, ich will dich genießen und dich verzehren und schließlich vernichten. Doch du wirst mir einen Nachkommen in die Welt setzen. Und dieser Nachkomme wird mein sein. Er, oder sie, oder was auch immer wird das Kind des Vaters sein. Du wirst alles tun damit dieses Kind deine Kräfte erhält, verstehst du mich? Und dann werde ich mit dieser Macht dafür sorgen, dass ich endlich in einer sicheren, stabilen Welt leben werde.“

Er war verrückt und wahnsinnig, doch er hatte tatsächlich vor, die Welten zu retten. Auf eine kranke und perverse Weise. Doch sein Weg diente nur dazu, ihm das sichere Leben zu ermöglichen. Viri fragte sich, wie und wann er auf diese wahnwitzige Idee gekommen war. Doch er war so in Rage, Schaum kam aus seinem Mund, dass sie nicht wagte, etwas zu sagen.

Schließlich sprang er über den Tisch, nahm ihr Kiefer in seine linke Hand und starrte sie an. Seine Finger drückten so fest zu, dass es weh tat.

„Nein, Elvira, heute werden wir nicht das Bett teilen. Aber morgen wirst du zu einer besonderen Prozession

anwesend sein. Ich habe sie extra angekündigt, um zu zeigen, dass die Göttin nun auf unserer Seite ist, und dort werde ich dich erniedrigen. Ich werde dir wehtun. Und wenn du meinst, es ist vorbei, dann werden wir mein Kind zeugen.“

Mame drückte ihr Kinn nach oben, sodass Viri unweigerlich aufstehen musste. Es tat fürchterlich weh, doch sie sah ihm weiter in die Augen. Tränen konnte sie nicht mehr unterdrücken, der Schmerz war unerträglich.

Mit seiner anderen Hand griff er unter das Kleid, riss die Strumpfhose hinunter und schob seine Finger zwischen ihre Beine.

„Ich war der Abschaum auf der alten Erde, ich war der Abschaum in Hel und ich werde dir zeigen, was für ein widerlicher Abschaum ich hier bin. Du jedoch, Mädchen, bist nun Eigentum dieses Abschaums.“

Er nahm die untere Hand weg, löste den Griff um ihr Kiefer und gab ihr eine schallende Ohrfeige. Viri geriet ins Taumeln und lief zur Tür.

„Renn weg, du Stück Fleisch!“, rief er ihr nach.

„Morgen wirst du erleben, was es heißt mir zu gehören!“

Viri torkelte bei der Türe hinaus, lief mit zerrissener Strumpfhose aus der Wohnung und lief in ihr Zimmer. Sie hatte den unstillbaren Drang, sofort hier zu verschwinden, doch sie konnte Eilie und den ganzen lebenden Wesen nicht antun, dass dieses Scheusal noch mächtiger wurde, als er schon war.

Zurück in ihrem Zimmer angekommen riss sie sich seine Kleider vom Leib, griff zitternd in die Schublade und drückte sich Eilies Kleid an ihren Körper.

Sie stolperte ins Bett, kuschelte sich unter die Decke und hielt das weiße und goldene Stück Kleidung fest an ihr Herz. Die Tränen ließen sich nicht mehr aufhalten und sie weinte und schluchzte in das Kissen hinein. Die Angst war unerträglich.

„Für Eilie. Für alle“, begann sie in Gedanken immer wieder zu wiederholen.

## Prolog VI | Das Ende der Welt

Es waren zwar erst wenige Monate vergangen, seit er seine Ausbildung hier in der Hohen Akademie in Coaress begonnen hatte, doch es kam ihm schon so vor, als hätte er nie etwas anderes gemacht in seinem Leben.

Die Kindheit zu Hause bei seinem Vater, das Aufwachsen im Steintempel, die Lehren bei Professor Ebonskap, sein Abenteuer in Sithera, alles schien so unendlich lange in der Vergangenheit zu liegen.

Als Jebelle das erste Mal Coaress gesehen hatte, waren die Eindrücke überwältigend gewesen. Die Stadt schien nur aus weißen Gebäuden zu bestehen, mächtigen hohen Bauten, alle mit Säulen, Statuen und Stuck verziert.

Die Straßen aus Kopfsteinpflaster waren sauber, höchstens einige Blätter der die Straßen säumenden Bäume fanden sich auf den Wegen, Schmutz oder Unrat hingegen war nicht zu sehen. Linh, die ihn auf dem Weg nach Coaress begleitet hatte, erklärte, dass in der Nacht spezielle Trupps die Straßen reinigten. Meistens handelte es sich dabei um Sträflinge, Diebe und andere Kleinkriminelle, die damit ihre Strafe verbüßen konnten.

Von der Stadt selbst hatte Jebelle seitdem nicht mehr viel gesehen. Schnell wurde er in die Hohe Akademie überbracht, eine Schule inmitten der Stadt, die mehr einer Festung glich. Das Areal war von hohen Mauern umgeben, in der Mitte des Gebäudekomplexes befand



sich ein viele Stockwerke hohes Gebäude, in dem die Klassenräume untergebracht waren.

Die Hohe Akademie war der Ort, in dem alle höheren Wächter, wie auch Pirvell aus dem Steintempel, unterwiesen wurden. Auch wenn Jebelle glücklich war, als Niemand aus der Provinz eine solche Gelegenheit zu erhalten, so fühlte er sich doch ein wenig fehl am Platze. Seine Mitschüler, die schon länger hier waren, waren alle aus gutem Hause, und in seiner Altersstufe war er der einzige Schüler, alle anderen waren schon weiter im Unterricht vorangeschritten als er selbst.

Die Professoren waren kühl und streng, meistens genoss Jebelle Privatunterricht. Er galt bei seinen Mitschülern als Jostons Günstling, was ihm viel Abneigung einbrachte, dabei hatte er sich doch gar nicht für diesen Weg entschieden. Darüber hinaus war der Stoff umfangreich und schwer zu erlernen, meistens saß er in seiner großen, prächtigen Kammer am dunklen Schreibtisch und las sich in die umfangreiche, schier endlose Menge an Lehrmaterial ein.

Wieder einmal war er über seinen Büchern eingeschlafen, ein Klopfen an der Tür weckte ihn auf.

Es war dunkel in seiner Kammer, durch das hohe Fenster kam nur das gedämmte Licht der Nacht hinein. Jebelle sah hinaus in den Innenhof, in keiner anderen Kammer brannte mehr Licht, es musste mitten in der Nacht sein. Die Lampe, die er sich zum Lernen an seinen Tisch gestellt hatte, war schon lange ausgegangen.

Schlaftrunken drehte er die Ölschraube der Lampe zu, obwohl sich ohnehin kein brennbares Material mehr darin befand.

Er war noch vollständig angezogen, nur seine Mitra hatte er bereits abgesetzt. Wie aus Reflex setzte er sich die Kopfbedeckung auf und ging zur Türe. Dort stand Linh, vollständig gekleidet in der Uniform von Jostons Wache. Sie hatte nicht nur das Kommando über die Obel, sondern war auch noch ein hochrangiges Mitglied von Jostons persönlicher Leibgarde.

„Du bist noch angekleidet?“, fragte sie überrascht.

Jebelle sah sich um und deutete auf den Schreibtisch, auf dem sich verschiedene Papierstapel und Bücher in ein chaotisches Gesamtbild einfügten.

„Hm, viel zu tun. Du bist fleißig, dein Erfolg wird dir gewiss sein. Wenn du so weitermachst, dann sieht deine Zukunft rosig aus.“

Jebelle wusste nicht, was er von diesem Besuch halten sollte.

„Das freut mich, aber seid ihr wirklich nur gekommen um meinen Fleiß anzuerkennen?“

Eigentlich wollte Jebelle nur noch ins Bett, es war ohnehin schon wieder viel zu spät. Linh deutete ein Lächeln an, soweit das in der Dunkelheit zu erkennen war.

„Du hast recht. Ich hätte dich schon früher einmal besuchen sollen. Schließlich haben wir ein besonderes Abenteuer erlebt, nicht wahr?“

Sie sah sich um.

„Könntest du mir bitte folgen? Es wünscht dich jemand im Raum des Direktors zu sprechen.“

Jebelle nickte. Er verstand zwar nicht, was gerade vor sich ging, doch Linh war in der Hierarchie der Wächter höhergestellt als er, und so folgte er ihr bereitwillig.

Linh trug eine sehr eng geschnittene Uniform, die nicht zu der festlicheren Kapitänsbekleidung passte, die er in Erinnerung hatte. Es handelte sich um einen weißen Einteiler, der mit roten Streifen an den Oberarmen und Oberschenkeln dekoriert war. Um ihre Hüfte trug sie einen breiten Gürtel, der mit vielen Taschen bestückt war.

Seit seiner Zusammenkunft mit Maei und der Krankenpflege im Schiff achtete er mehr auf die Figur von Damen. Bei Linh fiel ihm auf, dass sie noch dünner als Maei war und ihre Hüften weitaus weniger ausgeprägt waren als bei der verletzten Frau, die er gesundgepflegt hatte.

Vor dem Raum des Direktors blieb Linh stehen und öffnete ihm die Türe. Das Büro war von einer einzigen Öllampe erhellt, die auf dem großen Schreibtisch des Direktors stand. Vom restlichen Raum konnte man daher in der Dunkelheit nicht viel sehen, vor den dunklen

Fenstern saß Joston auf dem Ohrensessel. Er hatte seine Ellenbogen auf dem Tisch aufgestützt und sah Jebelle in die Augen. Mit einer kurzen Geste wies er ihn an, sich auf einen der Gästestühle zu setzen.

„Oberster Wächter Joston, es... es ist...“

Doch Joston winkte ab.

„Du musst nicht nervös sein, junger Jebelle. Wie geht es dir hier in der Akademie?“

„Nun...“, stammelte Jebelle weiterhin, „es ist viel Stoff, den ich nachholen muss, und ich hatte ja meine Ausbildung im Steintempel noch nicht beendet, aber ich... ich gebe mein Bestes um den Erwartungen gerecht zu werden.“

Der oberste Wächter lächelte.

„Das ist in Ordnung. Ich bin mir sicher, du wirst das schaffen. Bisher hast du mich nicht enttäuscht. Nach deinem Ausflug nach Sithera hast du keinem ein Wort erzählt, du stehst hinter unseren Idealen und hast dich sogar Maei und deinem Professor Ebonskap in den Weg gestellt.“

Jebelle fragte sich, ob an diesem Tag sich alle vorgenommen hatten, ihn mitten in der Nacht zu loben. Auch wenn ihm Jostons Worte natürlich schmeichelten.

„Doch ich hätte dich nicht in der Nacht hierher zitiert, wenn es keinen wichtigen Grund gäbe. Du erinnerst dich ja sicher noch an sie, oder?“

*„Wie hätte ich sie vergessen können?“*

„Ja, ich erinnere mich.“

„Sehr gut. Ich habe eine spezielle Aufgabe für dich. Du wirst morgen früh nach Steinhagen reisen. Dort wird dich jemand erwarten, eine junge Dame. Sie hatte mit Maei Kontakt und hilft uns, Parmacia zu beschützen. Sie wird dir alles Weitere erklären, bist du bereit dafür?“

„Ja natürlich... aber was passiert mit meinem Unterricht?“

Joston lachte.

„Ich bin mir sicher, du wirst alles aufholen. Und die Professoren hier werden sich schon um dich kümmern, wenn du zurück bist.“

Joston wies ihn an, das Büro wieder zu verlassen und Linh begleitete ihn zurück zu seiner Kammer.

„Versuch noch etwas Schlaf zu bekommen“, sagte sie, bevor er die Türe schloss.

„Ich werde dich morgen früh begleiten.“

## 32 Viri | Die Prozession

Früh am Morgen hatten die Wachen von Mame Viri aus dem Bett geholt. Unbeholfen stolperte sie aus dem Bett, dennoch gab sie ihr Bestes um Eilies Kleid unter den Laken verschwinden zu lassen, bevor einer der Männer etwas bemerken sollte.

Sie befahlen ihr, sich vollständig zu entkleiden, und als sie schließlich nackt inmitten des Zimmers stand, kam Mame herein. Sie fühlte sich so ausgeliefert, so hilflos. Ihr Körper war voller Narben, den Zeichen von Jostons Angriff. Die Verletzungen in ihrem Gesicht konnte jeder sehen, doch die Narben an ihrem Körper sollte nie jemand zu Gesicht bekommen, der ihr nicht vollkommen nahestand. Nun aber sah sie ausgerechnet ihrem schlimmsten Albtraum ins Gesicht, und er konnte jedes Detail ihres Körpers betrachten.

Er sah sie mit einem höhnischen Grinsen an. Diesmal hatte er nicht seinen weißen Anzug an, sondern eine Kutte, die einem Priester ähnelte. Sie war wie Eilies Kleidung weiß und mit goldenen Verzierungen, ging bis zum Boden und hatte sehr weite Ärmel. Unter dem breiten Kragen konnte man ein schwarzes Hemd erkennen, um den Hals war der Kragen von einer Art weißen Krawatte fixiert.

Wie immer saß seine runde Brille auf den Augen und verlieh dem strengen, ernsten Gesicht eine Form von Intellektualität, die ihm eigentlich nicht zustand.

Seine Männer wiederum sahen völlig emotionslos aus, kalt und grausam. Sie holten silbrig glänzende Seile aus einem kleinen schwarzen Kästchen, das ein Wachmann mitgebracht hatte, der zeitgleich mit Mame in den Raum gekommen war.

Anfangs nahm Viri an, dass man sie damit fesseln sollte, doch als sie mit dem Material in Berührung kam, wusste sie, was Mame und seine Leute damit vorhatten. Sie ging in die Knie, als der erste Mann ihr ein Seil um den Knöchel band, es fühlte sich an, als wäre jegliche Kraft aus ihrem Körper gewichen. Zwei der Wachen stützten sie, während der dritte das Material auch an ihrem anderen Fußknöchel und um ihre Handgelenke schnürte.

„Nein, nein, lasst sie. Sie kann das.“

Auf Mames Befehl hin ließen die beiden Männer Viri los und sie stürzte umgehend. Ihr Kopf rumorte, als sie auf dem Boden aufschlug, und sie stöhnte auf, als Mame ihr mit dem Fuß in die Seite trat.

„Steh auf! Du hast mehr Kraft als deine Tochter. Du kannst gehen!“

Sie nahm ihren ganzen Willen zusammen und versuchte, sich auf die Unterarme aufzustützen. Als sie erneut zu Boden ging, traf sie wieder ein Fußtritt.

Die Kraftquelle in ihrem Inneren war wie beim letzten Mal im Kerker zur lauwarmen Kugel zusammengeschrumpft, wo normalerweise eine glühende, beinahe unantastbare Sonne zu sein schien.

Doch diesmal ließ sie sich von der scheinbaren Schwäche nicht ablenken und so versuchte Viri, auf diese abgekühlte Quelle zuzugreifen. Sie konnte auch ein wenig Kraft daraus gewinnen, gerade so viel, um aufzustehen und in gebeugter Haltung vor Mame zu stehen. Er grinste weiter.

„Sehr schön, mein mächtiges Mädchen. Du hast genügend Kraft, um selbständig zu stehen, und doch bist du zu schwach um irgendetwas zu tun.“

Er fuhr mit seiner Hand sanft über ihre Wange und öffnete ihren Mund, indem er mit seinem Daumen zwischen ihre Zähne griff. Am liebsten hätte sie zugebissen, doch Viri hatte keine Kraft mehr dafür.

Schließlich schnallte er ein Halsband um ihren Nacken, an dem eine Kette befestigt war. Mame zog daran und Viri stolperte, sie fiel wieder auf den Boden.

„Naja, auf dem Weg zum Kirchenschiff solltet ihr sie vielleicht doch wieder tragen“, kommentierte Mame lapidar, woraufhin die beiden Männer sie wieder stützten.

Sie trugen Viri die Gänge entlang, ihre Beine schleiften dabei auf dem glatten, kalten Boden. Schließlich blieben sie in einem karg ausgestatteten Raum stehen, der mit einer großen Türe vom Kirchenschiff getrennt war. Dort ließen die Männer wieder ab von ihr, und Viri musste schnell auf die Quelle ihrer Kraft zugreifen, um nicht wieder auf dem Boden aufzuschlagen. Wankend stand sie nun vor Mame.



Er zog an der Kette, und mit all ihrer verbleibenden Kraft konnte sie ihm unsicher durch die Türe folgen.

Die Reihen der Sitzbänke waren voll. Vorne saßen die reichen, wohlhabenden Menschen in prächtigen Kostümen und Anzügen, sie lächelten und klatschten, als Mame eintrat, die nackte Viri an einer Hundeleine führend hinter ihm.

Viri aber sah nicht zu diesen Menschen, die ganz offenbar Nutznießer von Mame waren, sondern vielmehr in die Reihen der zerlumpten, in dunkle Kapuzen gehüllten Menschen dahinter. Für diese Leute war sie bereit, dieses Martyrium zu ertragen.

*„Nein, ich bin auch für die Leute in den ersten Reihen da.“*

Niemand konnte sagen, was dazu geführt hatte, dass sie in dieser neuen Welt zu Geld, Macht und Reichtum gekommen waren. Viri maßte sich nicht an, über eine Gruppe von Menschen zu urteilen. Mame war das Übel.

Das Licht brach sich in der staubigen Luft, durch die schmalen Fenster schien es in gefächerten Strahlen hinein. Es war kalt, Viri fror bitterlich.

„SEHT HER, MEINE GLÄUBIGEN“, rief Mame.

„ICH HABE SIE GEBRACHT. DIE GÖTTIN, DIE ERLÖSUNG!“

Die Menge raunte und jubelte.

Sie ließ die Welle der Erleichterung und das Gefühl der Erlösung, das die Menschen ausstrahlten, über sich ergehen. Ach, wenn diese Leute nur wüssten, wem sie hier zujubelten. Das Material um ihre Hand- und Fußgelenke lähmte sie so sehr, sie wollte doch etwas tun. Etwas erreichen, etwas verändern. Die Situation schien ihr so hoffnungslos.

Als die Menge wieder in ruhigeres Raunen verlief, begann Mame von einer Kanzel herunter zu sprechen, die er kurz zuvor erklommen hat, während die Leute in den Reihen tobten und jubelten. Die Kanzel war am rechten Rand des Altarbereiches an einer Säule angebracht. An dieser befand sich auch ein Mikrofon, sodass Mame nicht mehr durch die ganze Halle brüllen musste.

„Unsere Göttliche hat sich bereit erklärt, mit mir den heiligen Bund der Ehe zu schließen. Zusammen werden wir ein Kind zeugen, das unser beider Mächte vereint und die Welt in eine goldene, glückliche Zukunft ohne Verfall und Tod führen wird!“

Wieder brüllten die Menschen unter ihm und feierten ihn.

Viri kam es etwas seltsam vor, dass die Menge zwar überschwänglich jubelte, bei der großen Anzahl der Personen hätte sie aber erwartet, dass die Freudenbezeichnungen in der Kirche wesentlich lauter klingen würden.

Mame gebot den Kirchgängern, wieder ruhig zu sein. Seine flache Hand war zu einer Geste geformt, die in kurzer Zeit wieder für Stille sorgte.

Im hinteren Bereich der Kirche stand jemand auf. Es war eine der zerlumpten Gestalten, die wohl aus den ärmeren Gebieten von Denver in das große Bauwerk gekommen war.

Mame fletschte kurz, beinahe unmerklich die Zähne und sprach dann aber in sein Mikrofon.

„Du dort hinten! Was ist dein Begehrt? Wie kann die Kirche von Elvira dir und deinen Nöten helfen?“

„Beende diese Farce!“, hörte man die weibliche Stimme durch den Raum rufen.

Sie riss sich den Umhang vom Körper. Es war Eilie! Dieses dumme, schrecklich dumme, naive und so liebenswerte Geschöpf!

„Eilie“, hauchte sie. Ihre Tochter sah sie an, und für einen Moment hatte Eilie ein Funkeln in den Augen, dass sogar Viri ein klein wenig Angst machte.

„Liebste Eilie!“, sagte Mame unbeeindruckt.

„Es ist schön, dass du gekommen bist um deiner Mutter bei ihrem Aufstieg in ein neues Leben zuzusehen! Es erfüllt mich mit Glück, dass du auch an unserem goldenen Weg teilnehmen möchtest!“

„Hör auf!“, rief sie als Antwort. „Deine Zeit ist jetzt vorbei.“

„Aber Eilie, hast du denn schon vergessen, wie ich in der Lage bin, euch zu binden? Schau!“

Er kam von der Kanzel hinunter und trat Viri in die Hüften. Sie konnte nicht genügend Kraft aufbringen, um stehen zu bleiben und so fiel sie schmerzhaft um.

Mühevoll erhob sie sich und setzte sich hin. Es fiel ihr alles so unwahrscheinlich schwer.

Nun standen alle in Kutten gehüllte Personen auf. Sie rissen sich die Stoffetzen vom Leib, und Viri erkannte, dass es sich um tausende von Extant handelte. Es mussten die Bewohner von Shion sein. Alle.

Viri empfand sowohl Dankbarkeit, als auch Angst vor dem, was jetzt kommen mochte. Wieso war Eilie nicht einfach in Shion geblieben und forschte weiter? Wieso ergab sie sich dem Risiko, hier alles zu verlieren?

Ihre Tochter erhob die Hand, ihre Augen glühten nun förmlich. Kurz darauf begann die Kirche zu beben, Steine klapperten, der Putz riss auf und Fensterscheiben zerbarsten. Es war, als würde sich die Kirche von oben nach unten auflösen, die Deckengewölbe wurden aufgerissen und das Baumaterial wurde in die Luft geschleudert. Steine, Beton und Holzplanken flogen nach oben hin weg und schlugen rund um das Gebäude mit tosendem Lärm ein.

Mame hielt sich den Unterarm vors Gesicht, währenddessen flog eine Extant auf Viri zu, riss ihr die metallischen Seile vom Körper, von der anderen Seite

bedeckte jemand ihren Körper mit einem großen Laken. Scheinbar war es also so, dass nur sie und Eilie unter der kräftezehrenden Wirkung dieses Materials litten, der Extant fügte das Gewebe keinen Schaden zu.

Die Extant, welche Viris Fesseln abgenommen hatte, war Ciel. Zwar sahen sich alle Extant recht ähnlich, doch Viri hörte ihre Stimme, als sie ihre Großmutter kurz berührte.

*„Wir helfen dir.“*

Die Person, welche ihr das Laken gegeben hatte, stand neben ihr und lächelte. Es war Ebonskap.

„Ihr begeht euch nur in Gefahr!“, rief Viri, die sich so glücklich fühlte aber gleichzeitig so besorgt war.

Die Kathedrale löste sich in donnerndem, tosendem Lärm auf, im aufgewirbelten Staub konnte man kaum mehr etwas erkennen. Die Menschen, die in den vorderen Reihen gesessen waren, gingen ängstlich in die Knie oder verkrochen sich unter die Sitzbänke.

Als das Gebäude bis auf die Grundmauern geschleift war, legte sich auch der Staub langsam wieder. Eilie senkte den Arm, einige der Extant sprangen in die Luft und gingen auf die verängstigten Menschen nieder. Sie umklammerten die schreienden, flehenden Personen und flogen mit ihnen davon. Viri war sich sicher, dass Eilie ihnen nichts antun wollte, nein, vielmehr ging es darum, die Menschen vor dem zu retten, was gleich hier geschehen sollte.

Eilie meinte es offensichtlich sehr ernst.

Das Laken, welches Ebonskap Viri um den Arm gelegt hatte, entpuppte sich als einfaches Kleid, das sie schnell um ihren Körper band und mit einer Kordel, die an der Taille aufgenäht war, festbinden konnte.

Die ganze Evakuierung dauerte nur wenige Augenblicke, nachdem die verwirrten Menschen weggebracht worden waren, wurde es sehr still. Die Sonne strahlte nun auf den Boden, die zerstörten Bänke und die Überreste der abgerissenen Mauern. Viri stand auf und sah sich einmal um.

Die Teile der Kirche hatten das Gebiet weiträumig zerstört, die ohnehin schon beschädigten Häuser lagen nun wie auch die Kirche in Trümmern. Mame lachte auf, sein weißes Gewand war beige vom Staub. Er nahm seine milchige Brille ab, warf sie zu Boden und fixierte Eilie.

„Eilie, ich wusste gar nicht, dass du so grausam sein kannst wie ich. Für den aussichtslosen Kampf zerstörst du die ganze Stadt und tötet alle, die in den Trümmern gelebt haben?“

Ihre Tochter trat durch die Reihen der verbliebenen Extant und blieb einige Schritte vor Mame stehen.

„Was interessiert dich die Stadt?“

„Du dummes Mistvieh!“, brüllte er sie schließlich an.

„Was bildest du dir ein zu wissen?“, fügte er ruhiger hinzu.

Sie sah ihn mit einem finsternen Blick an, dennoch war ihre Miene voller Stolz. Eilie hob das Kinn an, ihre Beine waren leicht gespreizt. Wieder trug sie die enganliegende, festliche golden-weiße Kleidung, die so zu Viris Kleid passen würde, das jetzt sicherlich irgendwo zerstört in den Trümmern lag.

„Ich weiß was du zwanzig Jahre lang getan hast. Über Jahrhunderte habe ich für diese Welten gekämpft, und du hättest mir beinahe den Willen genommen, weiterzumachen.“

„Und was hast du erreicht?“, spie er sie an.

„Nichts“, fügte er hinzu. „Alles hier liegt im Sterben. Ich gebe dir noch ein paar Jahre, und du bist alleine auf dieser Welt. Immerhin gehörst du dann zu den Guten und kannst alleine auf der vertrockneten Erde herumlaufen und dir sicher sein, wie ehrenvoll und anständig du doch warst.“

„Das...“, begann Eilie zu antworten, doch sie stockte.

„Eilie, lass dich nicht in die Irre führen.“

Es war an Viri, ihrer Tochter gut zuzureden.

„Du tust das Richtige.“

Eilie sah Viri ins Gesicht und erlaubte sich ein kurzes Lächeln. Sie nickte und mit einer weiteren Handbewegung schwebten die Extant in den Himmel und stürzten dann herab. Mit ihren Klauen

gingen sie auf Mame nieder, der kreischend die Arme schützend vor den Körper nahm.

Ein geflügeltes Wesen nach dem anderen trat mit den Klauen nach ihn oder riss an seinem Körper, doch bis auf wenige Kratzer konnten sie ihm nichts anhaben. Dennoch war er durch die Extant abgelenkt und konnte sich im Angesicht der ständigen Angriffe nicht weit weg bewegen. So stand er inmitten der ehemaligen Altarempore und versuchte, aus den Wellen der Angriffe irgendwie zu entkommen.

Viri selbst wich zurück und wollte sich ihrer Tochter nähern, doch Ciel kam ihr zur Seite und zog Viri weg.

*„Nicht. Es wird gefährlich.“*

Eilie trat mit dem Fuß zu Boden und mit einem Mal flogen alle Extant von Mame weg. Er nahm langsam die Hände vom Gesicht. Tatsächlich war er nur oberflächlich verletzt und stand, abgesehen von seinem zerrissenen Gewand, wie vorher da. Doch er wirkte für einen Moment verwirrt, und noch bevor er die Hände wieder herunternehmen konnte, sprang Eilie nach oben und berührte ihn auf der Brust.

Viri verstand anfangs selbst nicht, was Eilie tat, doch dann ging Mame in Flammen auf. Er hatte keine Möglichkeit mehr, irgendwelche Tricks zu versuchen, sie konnte wohl einiges an Kraft direkt an ihm bündeln. So ging er in einem gellenden Schrei auf die Knie, sein



Körper nur noch ein Schatten im lodernden roten Licht, das Eilie aus ihrem Inneren gezogen hatte.

Es hatte sie offensichtlich viel Kraft gekostet, denn sie stolperte einen Schritt nach hinten und atmete schwer, nachdem sie sich von Mame gelöst hatte.

Von hinten kam einer der Extant angefliegen und stützte ihr blasses Kind, das kurz in die Knie ging. Beide sahen einmal hinunter zu der verkohlten Leiche, die am Boden lag.

„Ist er... tot?“

Viri ging einige Schritte nach vorne. Es war beinahe, als hätte Eilie eine Armee zur Rettung ihrer Mutter herbeigeschafft. Nein, es war nicht zu Viris Rettung. Es war zur Rettung aller Menschen.

Anfangs hatte sie gehofft, dass der Einsatz von Eilies innerster Kraft zum Tod des Monsters hätte führen können, doch ihre Hoffnung war vergebens. Noch ehe sie sich Mames oder Ardankins Überresten nähern konnte, bewegte sich die dünne, schwarze Gestalt und stand in unkoordinierten, zuckenden Bewegungen wieder auf.

Der Anblick des zerschundenen Körpers war schrecklich. Die Haut war schwer verbrannt, bestand aus schwarzen Aschebrocken. Von den Haaren war nichts mehr übrig, am Kopf waren die Lippen verbrannt und hatten sich hinter die Zähne geschoben, so dass ein offener, runder Mund entstand, der absurd lange, schwarze Zähne zeigte.

Mames Augen jedoch glühten in einem gelblichen Licht. Er hatte wie Eilie tatsächlich einen Teil von Viris Kraft inne. Sie vermutete, dass er wohl selbst dann nicht verschwinden würde, wenn sie seinen Körper ganz vernichten könnte.

Die traurige Gestalt hob einen der dünnen, schwarzen Arme und deutete mit einem der knöchigen Finger auf Viri, während sie einen hissenden Ton von sich gab. Mames anfangs so unbeholfenen Bewegungen wurden immer geschmeidiger, und schlussendlich begann der Körper sogar, ein Stück in der Luft zu schweben.

„Es liegt an uns, oder?“, fragte Viri ihn, während sie ihm in die Augen sah. Mame jedoch antwortete nicht, sondern nickte nur mit dem Kopf.

„Mutter...“. Eilie sah immer noch sehr schwach aus.

„Nein. Bleib weg. Wir müssen es beenden, oder es hört nie auf.“

Die Überreste von Mame stiegen immer weiter in den Himmel, um seinen Körper waberte die Luft, bis er schließlich in einer flirrenden, dunklen Kugel einige Meter über dem Boden verharrte.

Viri verstand, dass dies der Teil ihrer Kraft war, mit dem sie aus irgendeinem Grund Ardankin wieder zum Leben erweckt hatte. Der Teil ihrer Kraft wurde von seiner Seele, oder was auch immer von ihm übrig war, noch festgehalten und koordinierte den toten Körper.

Es war ein gruseliger Anblick, und die Extant um sie herum blieben am Boden und blickten schweigend nach oben. Viri musste auch dorthin. Sie musste sich ihm stellen. Allerdings hatte sie keine Flügel. Zumindest nicht in dieser Gestalt.

Und so, wie sie in ihrem Leben schon viele Namen hatte, so fand sie sich auch in verschiedenen Gestalten wieder. Sie war die Mal'ach Rena, ein geflügeltes, harmloses Mädchen. Sie war Viri, die Sammlerin mit den vier Hörnern auf der Stirn. Sie war Viri, die liebende Frau Manais und ein Mensch, und schließlich die unberechenbare Viri im Körper eines Extant.

Sie war in der Lage gewesen, den Tempel in Etheria wiederaufzubauen, grundsätzlich musste es also möglich sein, den Dingen vergangene Formen zu geben. Viri horchte tief in sich, begab sich zu der wieder aufgeflamten, so wohligh warmen Quelle ihrer Kräfte und versuchte, sich an die Gestalt zu erinnern, die sie einst so gefährlich und unberechenbar gemacht hatte. Viri erinnerte sich daran, wie es sich anfühlte statt Händen und Füßen nur knorrige Klauen zu besitzen, wie der Körper mit einer ledrigen Haut überzogen war. Und so wie sie sich an das Leben in dieser Gestalt erinnerte wurden mit einem Mal alle Geräusche lauter, intensiver. Die Gerüche wurden deutlicher, Viri roch Angst und Verzweiflung, Schweiß und zerbrochenen Stein. Als sie die Augen öffnete, sah sie alles klarer, heller, schärfer.

Der Extant Viri war zurück. Diesmal jedoch blieb auch ihr Geist in ihr erhalten, sie wusste was sie tat und war nicht nur ein gewaltsames Tier, das eine Gefahr für alle darstellte, die ihr etwas bedeuteten.

Sie sah zu Eilie hinüber, und diese lächelte sie an. Ihre Tochter verstand, und auch Viri gab ein Lächeln zurück. Extant waren nur mit Mühen in der Lage zu sprechen, und diese Kraft wollte sie sich sparen.

Dieser Körper fühlte sich vertraut an, geschickt sprang sie in die Luft, streckte die Flügel aus und hielt sich mit einigen kräftigen Schlägen in der Luft.

Um sie herum war alles zerstört. Die ohnehin schon beschädigten Häuser waren nun vollends zusammengebrochen, die Kathedrale war Geschichte, und auch wenn das Licht der Sonne einen schönen, warmen Tag versprach, so konnte sie die Tristesse der kaputten Landschaft doch nicht ausgleichen.

Wichtiger jedoch war, was vor ihr geschah. Mame schwebte immer noch vor ihr und schnellte Viri entgegen, als sie ihn ansah. Seine trockene, verbrannte Hand schnappte hervor und versuchte mit den spitzen Knochen seiner Finger, ihre Brust zu durchschlagen.

Es tat unbeschreiblich weh als sie von seiner Hand getroffen wurde, doch sie konnte den Aufprall noch abmildern, in dem sie sich wegdrehte. Wenigstens schaffte Viri es, in der Drehung noch nach ihm zu treten.

Mit jedem Schlag, den Mame bei ihr landete, und bei jedem Treffer, den Viri platzieren konnte, zerbrach die kaputte Hülle von Mame mehr und mehr. Die schwarze Haut bröckelte ab, Knochen und vertrocknete Sehnen und Muskeln kamen zum Vorschein.

In ihrem Kampf bewegten sich die beiden Stück für Stück immer weiter nach oben, bis die Stadt unter Viri aussah, als wären die Gebäude nur kleine Spielzeuge. Menschen oder Extant konnte man nicht mehr erkennen, und der Wald rundherum sah wie Moosbewuchs auf einem flachen Stein aus. Das Massiv der Berge war indes weiterhin beeindruckend, auch wenn sie über den Gipfeln schwebten. Ob sie bereits über oder unter den Wolken waren konnte sie nicht beurteilen, da der Himmel völlig klar war, nur direkt am Horizont konnte man einige helle Schlieren am blauen Firmament ausmachen.

Mame, oder vielmehr das schwarze, zerfetzte Skelett das er noch war, ließ nicht von ihr ab. Immer wieder schien er regelrecht auf Viri zu springen, schlug auf sie ein, trat nach ihr, kratzte und biss. Jeder Angriff für sich tat nicht besonders weh, doch mit der Zeit fühlte Viri sich schrecklich ausgelaugt. Die vielen Wunden begannen zu brennen, das schwarze Blut einer Extant lief an vielen Stellen hinab.

Wieder einmal wich sie ihm aus, er kam mit ausgestreckten Armen auf sie zu. Doch Viri war zu langsam, drehte sich nicht rechtzeitig und so konnte er einen Teil ihrer Flügel einreißen.

Viri schrie auf, ein stechender Schmerz schnellte durch ihren ganzen Körper und sie verlor die Balance in der Luft, sie begann abzustürzen.

„*So nicht. So nicht, Ardankin.*“, dachte sie sich und krallte sich an sein Bein. Er versuchte, seine schwebende Haltung aufrechtzuerhalten, doch Viri umklammerte ihn mit all ihrer Kraft.

Er schlug wild um sich, versuchte, in ihre Arme zu beißen, doch die beiden stürzten nach unten.

Bevor sie auf dem Boden aufprallten, wurde Viri kurz schwarz vor Augen. Ein unvergleichbarer Schmerz riss sie wieder aus ihrer Ohnmacht, als sie mit dem Rücken zuerst auf dem Grund aufkam. Kein Lebewesen hätte einen Sturz aus dieser Höhe überlebt, Viri jedoch musste schmerzhaft feststellen, dass ihre besondere Rolle in dieser Welt auch dazu führte, dass sie nicht so leicht totzukriegen war.

Hatte sie nach Jostons Angriff mit sich gehadert und sich so oft gewünscht, gestorben zu sein, so schätzte sie diese Robustheit in diesem Moment sehr.

Ihr rechter Flügel war vollständig zerfetzt, auch ihre linke Kralle war gebrochen. Doch sie lebte, und mit ihr leider auch Mame. Das fauchende, keifende tote Wesen hatte sich aus Viris Umklammerung gelöst und schwebte über ihr. Viri lag auf dem Rücken und rappelte sich auf.

Die Haut flatterte nur noch in Stücken am geschwärzten Skelett, die leuchtenden Augen lagen tief in den schwarzen Höhlen im Schädel.

Viri fühlte sich geschwächt, ihr ganzer Körper schien ihr nur noch eine Hülle für Schmerzen zu sein. Erneut schnellte Mame vor, wieder mit ausgestreckten, spitzen Fingern, bereit sich in ihr Herz zu bohren, doch kurz bevor er ihre Brust erreichte, hielt er einen Moment inne.

Was ihn abgelenkt hatte, konnte Viri nicht erkennen, doch nachdem er immer so verzweifelt versucht hatte, ihre Brust anzugreifen, stieß Viri nun auch ihrerseits ihre rechte, noch heile Klaue durch seinen Rücken. Das Skelett schrie auf.

Die Haut gab sofort nach und löste sich beim Aufprall von Viris Krallen in Staub auf, und auch die Knochen des Brustkorbs brachen unter dem Druck ihrer Kraft schnell.

In seinem Inneren befand sich dieselbe bekannte Wärme, die Viri immer dann fühlen konnte, wenn sie auf die Quelle ihrer Kraft zugegriffen hatte. Doch statt der glühenden Hitze ihres Kerns fühlte sie hier nur ein angenehm warmes Glimmen. Sie hatte also Ardankin nur mit einem verschwindend geringen Teil ihrer Kraft ausgestattet. Jedoch wusste er sie zu nutzen und konnte so sein schreckliches Regiment ausüben.

Doch nun war es vorbei. Viri griff zu und umklammerte die Wärmequelle. Es fühlte sich wie eine weiche Kugel an, schließlich wurde langsam ihr ganzer Arm warm und sie

konnte spüren, wie die Energie zurückfloss um in ihrem eigenen Innersten aufzugehen. Stück für Stück wurde sie stärker und fühlte sich mächtiger, doch die Energie kam in solchen Wogen über sie herein, dass Viri schwindelig wurde.

Nur noch verschwommen konnte sie erkennen, wie die Überreste von Mame zu Staub zerfielen. Es fiel Viri immer schwerer, klare Gedanken zu fassen, so stolperte sie schließlich nach hinten und fiel auf den Rücken. Allerdings konnte sie diesen Aufprall kaum mehr spüren, die Geräusche rundherum konnte sie nur noch dumpf vernehmen.

Und gerade, als sie die Besinnung verlor, erkannte sie wie etwas Riesiges am Himmel schwebte.



Die Hände. Es waren die Hände eines kleinen Jungen. Diese Hände drehten sich, die Finger wurden betrachtet. Der ganze Körper war der eines kleinen Jungen.

„Komm, Grigorij! Komm wir müssen los! Was ist denn mit dir?“

Ein Mädchen, auch noch ein Kind, kam näher und zog den Jungen hoch. Sie war hübsch, und ihre Augen voller Sorge.

„Nadescha! Ich weiß nicht was geschehen ist. Ich... ich komme!“

Er lief dem Mädchen nach, verschloss eine verfallene Türe hinter sich und lief durch tief verschneite Straßen vorbei an schiefen Laternen und kaputten Zäunen, passierte alte, rostige Autos bis er einen Betonbau erreichte. Es war eine Schule.

„Du musst jetzt zu den Jungs“, sagte das Mädchen mit sanfter, freundlicher Stimme. Sie umarmte den Jungen, umklammerte seinen Kopf mit ihrer Hand und drückte ihn an ihr Herz. Er spürte ihren Herzschlag an seinem Ohr.

„Lass dich nicht ärgern, ja, kleiner Grigorij? Ich hole dich nachmittags wieder ab.“

Ein Gefühl der Kälte durchzog sein Herz, als sie sich umdrehte und den Zaun entlanglief, der die Straße vom Schulhof trennte. Er winkte ihr nach.

Ein Blitzschlag und dann Blut. Überall Blut.

Eine Lederjacke. Und Hände eines jungen Mannes.  
Blutverschmierte Hände, die das Gesicht vergruben und  
Tränen fortwischten.

Am Boden lag das Mädchen, das ihn eben noch umarmt  
hatte. Es war älter geworden, die Haare bunt, doch man  
konnte das Gesicht noch erkennen. Blut lief den  
Mundwinkel herunter, die Augen starrten ins Leere. Sie  
trug keine Hose, ihr Bauch war aufgeschlitzt, Innereien  
quollen daraus hervor.

„NADESCHA“, schrie der junge Mann mit aller Kraft. Er  
kniete am Boden.

Hinter dem Mädchen standen einige Männer ohne  
Gesicht.

„Heul nicht wegen der verdammten Nutte. Zahl die  
Schulden deines versoffenen Vaters.“

Der Blick war getrübt von den Tränen. Doch im Innersten  
gab es eine unbeschreibliche Wut, ein nicht zu  
bändigender Hass.

Mit der rechten Hand griff der junge Mann nach einer  
Flasche und schlug sie an einem der Tische auf.

Kurz darauf wieder Blut. Tod und Blut. Alle Männer  
waren tot am Boden, friedlich lagen sie neben seiner  
Schwester. Und der junge Mann wusste, was er zu tun  
hatte. Er würde stärker sein als alle anderen. Er würde es  
allen zeigen. Nadescha war nicht umsonst gestorben.

Im nächsten Moment waren die Hände fahl geworden. Dünn und knochig, die helle Haut mit Flecken übersät, dünn wie Seidenpapier.

Am Ende des Bettes, in dem der Mann lag, saß jemand. Sein Freund. Sein einzig wahrer Freund. Er hatte ihn nie betrogen.

„Mensch, was hast du nur gemacht? Wieso musstest du eine jede vögeln? Es bringt dich um.“

Der Mann schüttelte den Kopf.

„Ist... in Ordnung. Ich sehe alle wieder. Ich sehe... sie wieder.“

Sein Freund zuckte nur mit den Schultern.

„Wirst doch noch sentimental? Es gibt nichts nach dem Tod. Du zerfällst zu Staub und bist nichts mehr.“

Dennoch stand er auf und berührte ihn an den Schultern.

„Immerhin hast du gelebt. Du hast mehr gesehen als andere, die doppelt so alt sind wie du. Es ist gut.“

Ja, er verspürte Frieden. Und statt des Lichtes, das er zuvor gesehen hatte, versank er nun in Dunkelheit. Es war, als würde er durch die Matratze hindurchgleiten, durch das Bett fallen in die ewige Bedeutungslosigkeit.

Doch auch hier hörte seine Existenz nicht auf. Diesmal trug er weiße Kleidung, eine Jacke aus leichtem Stoff mit weiten Ärmeln.

Um ihn herum befand sich ein Wald. Unbeschreiblich dichter, finsterer Nadelwald. Er nahm die feuchten, toten Nadeln am Boden in seine Hände, verrieb sie in den Fingern und roch dann daran.

Ziellos und unsicher wanderte er durch die Dunkelheit, wunderte sich über die seltsamen Tiere, die er sah und freute sich über die Stille. Doch bald schon wurde seine Wanderschaft unterbrochen. Sie trat vor ihn.

„Bist du der Mensch, den sie Grigorij Ardankin nannten?“, fragte sie ihn.

Sie war hübsch. Unschuldig, unsicher, und doch versuchte sie, ihm Angst zu machen. Dieses dumme Gör. Er würde ihr...

Die Szene driftete wieder in unerträglich helles Licht ab, und im nächsten Moment kniete er auf dem Mädchen mit den Hörnern, das er gerade noch zum ersten Mal gesehen hatte. Sein Messer steckte in ihrer Schulter, sie atmete schwer.

Es war nicht viel Zeit vergangen, seit sie sich das erste Mal gesehen hatten, doch sah sie ungleich reifer und erfahrener aus diesmal.

Lange konnte er sich keine Gedanken über sein Mädchen machen, denn er starb erneut, als ihm sein eigenes Schwert durch die Brust getrieben wurde.

Wieder tot. Wieder sank er durch die Welt. Diesmal jedoch fühlte er, wie seine Seele aufgelöst wurde, wie sie

wie in einer Säure begann, zu verschwinden. Doch er hatte das auch verdient.

Er begleitete eine junge Frau. Diese Frau sah so ganz anders aus als früher. Der Zeitpunkt war ein anderer. Die Welt war eine andere. Sie hatte Flügel, und gemeinsam mit zwei anderen Leuten waren sie auf dem Weg, jemanden zu suchen. Er wusste nicht, wer er war. War seine Existenz nicht einfach nur ein junger Mann, ein verantwortungsvoller Bürgermeister?

Nebelkreaturen, dunkle Wolken mit leuchtenden Augen. Was war das? Wieso änderte sich die Welt erneut? Warum war die junge Frau wieder verschwunden?

Lichtblitz um Lichtblitz folgten, Angst überkam ihn. Das ganze Sein nur noch eine Aneinanderreihung unlogischer Dinge, unverständlicher Abläufe,

Wieder löste sich der Körper, in dem er sich befand, auf, irgendwann fühlte er, wie er zwar noch hier war, aber keinen Platz mehr auf der Welt besaß.

Sie hatte ihn verflucht! Sie hatte ihm das Leben geschenkt, doch es war eine Belastung. Er wollte doch nur aufhören zu existieren.

Die Trauer und Verzweiflung war nicht mehr zu ertragen, bis er ihn traf. Einen alten, ergrauten Mann, der im Leben gescheitert war. Das, was noch von ihm übrig war, ging zu dem Mann. Er kniete in einer Ecke in einem zerstörten Haus.

„Was ist mit dir?“

Der ältere Herr zuckte und sah sich um. Er konnte ihn hören, aber nicht sehen.

„Was bist du? Darf ich sterben? Darf ich endlich meine Lieben wiedersehen?“

Er fühlte sich mit dem Mann verbunden. Doch nein. Er durfte kein Mitgefühl mehr empfinden. Alles, was seine Existenz ausmachte, war eine Macht, die er nicht verstand. Er musste lernen, mit dieser Macht umzugehen, er musste sie ausnutzen. Und um die Macht auszunutzen, musste er diejenigen ausnutzen, die ihm vertrauten.

Lange schon war es an der Zeit, dass er sich wieder daran erinnerte, wer er war. Dass er die Dinge wie immer in die Hand nahm, dass er sein eigener Herr wurde.

Sie hatte ihm mit dem Fluch des Lebens bestraft. Mit dem Fluch ewigen Lebens. Hass ist ein starkes Gefühl. Er hasste sie. Er hatte es verdient, zu leben. So zu leben, wie er wollte.

Er war Grigorij Ardankin. Und er übernahm den Körper dieses alten Mannes.

„Wie heißt du?“, säuselte er verständnisvoll in dessen Geist.

„Man nennt mich... seit Jahren nur noch Mad American. Oder Mame, als Kurzform. Ich wollte die Welt besser machen, doch ich bin am Ende.“

„Fürchte dich nicht. Ich werde dein Leben verlängern. Du kannst weitermachen.“

„Was willst du dafür?“

*„Nichts. Ich werde mir nur ein kleines Stück deines Körpers borgen, um darin zu existieren“*

„Ich habe keine andere Wahl, nicht wahr?“

*„Nein, hast du nicht. Nun lass uns losgehen. Wir werden die Welt verbessern.“*

Er konnte die Welt nicht verbessern.

Doch er lernte seine Fähigkeiten in diesem neuen Körper zu nutzen. So hatte er gelernt, dass er Teile seiner Kraft in Gewebe stecken konnte. Und dieses Gewebe war dann in der Lage, mächtige Wesen wie Eilie zu binden. Sie nutzten schließlich beide dieselbe Kraftquelle. Ihre eigene Macht drückte sie zu Boden. Es war wirklich amüsant anzusehen.

Mit jedem Mal, wenn er seine Kraft in die Stoffe wirkte, fühlte er sich schwächer. Die Zeit lief ihm davon.

Die letzte Erinnerung hatte er an einen verkohlten, zerstörten Körper. Er hatte nicht nur Mames Seele vernichtet, sondern nun auch noch seinen Körper.

Die Kugel, die vom Himmel kam, war sein Untergang. Die Welle von Kraft, die sie ausstrahlte, ließ ihn unvorsichtig werden. Er war erschrocken. Und das gab ihr die Möglichkeit, sein Innerstes von ihm zu reißen.

Nun war es zu Ende. Er löste sich auf.

*„Doch mein liebes Mädchen.*

*Du wirst bis zum Ende meine Erinnerung in dir tragen.  
Jedes meiner Verbrechen. Alles, was ich gesehen habe.  
Ist in deinem Geist. Von jetzt für alle Zeit.“*



## 34 Echriel | Die Kugel am Himmel

Nachdem sich Mame in diese schreckliche Absurdität verwandelt hatte und auch Viri zu einer Extant geworden war, konnte Echriel nichts anderes tun, als den Beiden in ihrem Ringen zuzusehen, das sie immer höher führte, bis außer einigen dunklen Punkten am strahlend blauen Himmel nichts mehr zu erkennen war.

Er mahnte sich zur Vernunft, schüttelte kurz den Kopf und sah sich um. In die Ruinen der Kathedrale hatten sich wieder einige Extant eingefunden, allerdings sahen sich diese unsicher um oder versuchten auch, das Geschehen am Himmel zu verfolgen. Niemand wagte es aber, Mame und Viri zu folgen.

Eilie lag gestützt in den Armen eines Extant. Echriel lief auf sie zu und sah, dass sie schwer atmend auf dem Boden saß, aber bei Bewusstsein war. Auch sie sah nach oben zum Himmel.

„Eilie, geht es dir gut?“

Sie sah ihm in die Augen und lächelte. Es war ein zufriedenes Lächeln.

„Ja... ich weiß, Mutter wird es schaffen...“

Seltsamerweise hatte auch Echriel das Gefühl, dass Viri keine Schwierigkeiten haben sollte, Mame niederzuringen. Er fühlte sich etwas schuldig für diesen Gedanken, denn er bedeutete, dass er sein Schicksal ohne

weitere Unterstützung in Viris Hände legen würde, so wie alle anderen.

Echriel sah noch einmal kurz nach oben, wo er die Beiden vermutete. Wie viele mochten wohl so denken wie er? Viri musste einsam sein dort oben, alle verließen sich auf sie und erwarteten, dass sie Mame besiegen würde.

Eilie jedoch hatte alles gegeben, um ihre Mutter zu unterstützen. Sie hatte die Kathedrale niedergerissen, sie hatte den Plan erarbeitet, die Menschen zu evakuieren, die verbleibenden aus der Kirche zu befreien und Mame so lange abzulenken, dass sie ihre Kräfte auf ihn anwenden konnte.

In Shion hatte sie mit einem Mal so stark und selbstbewusst gewirkt. Sie überließ ihre Mutter nicht diesem Ungeheuer, nein, Eilie war mutig und nahm das Schicksal in die Hand. Hier aber hatte sie sich verausgabt, und auch wenn sie aus den Händen der Extant wieder aufstand, so wirkte sie dennoch ausgelaugt und kraftlos.

„Vielen Dank, Eilie.“

Echriel versuchte sie etwas zu unterstützen, und wieder konnte er ihr ein leichtes Lächeln auf das Gesicht zaubern.

„Ich denke... es hat funktioniert.“

In den Tagen zuvor waren die beiden Frauen Echriel noch mehr ans Herz gewachsen. Sie kämpften für diese Welten, sie unterstützten sich und sie hatten es geschafft,

sich auch unter widrigsten Umständen nicht entmutigen zu lassen.

Auch Morel und seine Extant waren ihm sehr sympathisch. Der verschrobene Mann hat eine beeindruckende Bibliothek aufgebaut, und Echriel gierte danach, sich in dieses Wissen einzulesen. Er wollte noch so viel erfahren.

Und so musste er sich eingestehen, dass er sich bei Elvira hier wesentlich wohler fühlte, als er in Steinhagen je empfunden hatte. Auch er wollte helfen, dieser Welt wieder zu einer Zukunft zu verhelfen.

Doch schnell wurde er wieder aus seinen hoffnungsvollen Gedanken gerissen.

Im nächsten Moment zog die Extant, welche Eilie in den Armen hielt, scharf den Atem ein. Auch Echriel fuhr herum und folgte dem Blick des besorgt dreinblickenden geflügelten Wesens. In der Ferne stürzte ein nicht auszumachendes Knäuel vom Himmel.

„Mutter“, hauchte Eilie, und versuchte nach vorne zu gehen. Echriel stütze sie dabei.

„Es könnte genauso gut Mame sein.“

Eilie ballte ihre rechte Hand zu einer schwachen Faust, die sie sogleich wieder öffnete und mit den Fingern ihr Herz berührte.

„Ich hoffe es.“

Er nahm sie fester in die Arme.

„Lass uns hingehen.“

Sorgsam griff Echriel ihr um die Taille und stützte sie, während die Beiden in Richtung des Hügels gingen, wo Mame oder Viri abgestürzt waren. Sehr schnell fand Eilie wieder zu ihrer Kraft zurück und konnte schon nach wenigen Minuten wieder sicher und selbständig gehen. Sie war wirklich ein beeindruckendes Mädchen.

Doch schon nach wenigen hundertern von Metern zischte eine Extant an den Beiden vorbei und stellte sich in den Weg.

„Hinter euch!“, kreischte sie mit einer rauhen, unangenehm heiseren und doch schrillen Stimme.

Echriel drehte sich langsam um und rieb sich die Augen. Vom Himmel senkte sich eine unbeschreiblich große Kugel herab. Diese Kugel schien aus Wasser zu bestehen, Wellen glitzerten im Sonnenlicht, an manchen Stellen hatten sie kleine Schaumkronen.

Unterhalb der glänzenden Oberfläche war die Kugel dunkelblau und undurchsichtig.

Gänsehaut breitete sich auf seinem Nacken aus. Die Sphäre sah aus wie der Mond, ihr Durchmesser war so gigantisch, dass der obere Rand über den Wolken bereits heller wurde und aussah, als würde er in einem Nebel verschwinden.

„Was zur Hölle ist das?“, sagte Eilie mehr zu sich als zu Echriel und lief zurück, auf die Kugel zu. Echriel und die Extant folgten ihr umgehend.

Direkt unterhalb der Kugel wirkte sie noch bedrohlicher, Echriel hatte das beklemmende Gefühl, dass er ertrinken würde, wenn dieses Ungetüm den Boden berühren sollte. Doch sie blieb ungefähr drei Mannslängen über dem Boden stehen und verharrte in einem schwebenden Zustand. Direkt unter der Kugel war die Form des Gebildes selbst nicht mehr zu erkennen. Vielmehr sah es für Echriel so aus, als würde er an der Decke hängen, und unter ihm wäre ein großer Ozean.

Ihm wurde schwindelig, wenn er nach oben sah.

Etwa auf Höhe der ehemaligen Kathedrale begann, Wasser von der Kugel nach unten zu tropfen. Mehr und mehr Wasser kam von der Kugel herab, doch nur an einer Stelle, es wirkte nicht so, als würden sich die Fluten der ganzen Kugel nach unten ergießen. Nach wenigen Minuten sah es so aus, als würden die riesigen Wassermassen von einer Säule gestützt werden, es erinnerte Echriel beinahe an einen völlig fehlproportionierten, überdimensionalen Baum.

Und dort, wo die Säule den Boden berührte trat ein Wesen hervor. Es sah ein wenig wie Mal'ach, oder Menschen aus, mit zwei Beinen, zwei Armen und einem Kopf. Doch dieses Wesen hatte viele Ähnlichkeiten mit einem Fisch, an den Beinen waren kleine Flossen und Finnen, zwischen den Armen und dem Oberkörper war eine Art Schwimnhaut. Die Gestalt war blaugrün, und offensichtlich am Körper geschuppt. Wie auch bei den Extant konnte man keine definierten Geschlechtsteile

ausmachen, dennoch war von diesem Wesen der Körperbau eindeutig männlich.

Kurz darauf stellte sich eine nun diesmal eher weibliche, aber dennoch ebenso auf eine Weise nach einem Fisch aussehende Person neben ihm.

Die Köpfe der beiden waren wie die eines Menschen, sie hatten sogar Ohren, ähnlich den spitzen Ohren der Mal'ach, doch Haare waren auf den Häuptern keine zu erkennen. Vielmehr glitzerten auf der Stirn Schuppen in mehreren Farben. Würde sie das volle Sonnenlicht treffen, mussten die Beiden sicherlich wunderschön leuchten.

Eilie reckte ihr Kinn und trat hervor, vor die Reihen der Extant, die sich in einem Kreis um die beiden aus dem Wasser gestiegenen.

„*Bewohner!*“, hallte eine dominante männliche Stimme in seinem Ohr. An der Reaktion der Extant und auch einem beinahe unmerklichen Zucken konnte Echriel erkennen, dass die Stimme auch die anderen hören konnten.

„Was wollt ihr? Wer seid ihr?“, rief Eilie.

„*Schweig. Ich bin der Shiarran Demetrios, zu meiner Seite mein liebendes Weib Atargatis. Wir sind Vollstrecker der ewigen Wächter und mit ebensolchen Mächten wie diese gesegnet.*“

„Und ich bin die Tochter der hohen Wächterin Elvira. Was wollt ihr in unserer Welt?“

Für einen kurzen Moment sah der Fischmensch Eilie in die Augen, überblickte dann aber wieder die ganze Welt.

*„Deine Mutter ist keine Wächterin. Sie ist ein Bastard, eine Schande für die unendliche Existenz. Ihr Vater wurde mit unseren Gnaden gesegnet, und er hat sie mit Füßen getreten. Nein, nicht nur das, er hat es auch geschafft eine andere Welt aus den Fugen geraten zu lassen.“*

Eilie rannte vor. „NENN MEINE MUTTER NICHT BASTARD!“

Doch bevor sie auch nur in die Nähe der beiden ewigen Wächter kommen konnte, prallte sie wie an einer Wand ab und stürzte zu Boden. Sie versuchte wieder aufzustehen, doch mit einer Handbewegung von Demetrios blieb sie am Boden liegen.

*„Wenn du deine letzten Tage in Frieden verbringen möchtest, bleib am Boden, Mädchen.“*

*„Wir verkünden euch ein Urteil“, hörte Echriel nun die viel angenehmere Stimme der Frau in seinen Ohren.*

*„Gemäß des gültigen Urteils des Rates von Incipit wurden Etheria und seine Welten vor vielen hundert Jahren zum sanften Tode verurteilt. Die Mal’ach, Menschen und Sayt sowie alle anderen Seelenträger sollten durch würdevolles Aussterben vernichtet werden.“*

*„IHR!“, donnerte nun wieder die männliche Stimme, „habt es gewagt, dieses Urteil zu ignorieren. Ihr habt es*

*indes sogar gewagt, eine neue Welt anstelle der toten Welt Etheria aufzubauen! Und wieder wurde dieses schreckliche Geschwür zu einer Gefahr für andere Welten! Just kam es in den letzten dreihundert Jahren wieder zu Verschiebungen im Gefüge des Seins, die nicht geschehen dürfen. Das Geschwür bildet wieder Metastasen.“*

*„Von daher“, es war nun wieder die Dame, die zu allen sprach, „hat der ewige Rat beschlossen, eure Welten endgültig von der Quelle allen Seins abzutrennen. Ihr werdet schon in kurzer Zeit in das Nichts abdriften und dann endgültig aus der Existenz der Dinge verschwinden!“*

„Nein! Was bedeutet das? Erklärt euch!“, rief Eilie, immer noch zu Boden gedrückt von der Kraft, die Demetrios ausübte. Er aber drehte sich um und trat wieder in die Wassersäule.

Die Frau trat einige Schritte auf Eilie zu.

*„Wir zerstören Etheria vollständig.“*

Nun trat auch Echriel hervor. Er konnte Eilie dort nicht allein liegen lassen, nicht, nachdem was gerade geschehen war. Er verstand zwar noch nicht, wer diese Wesen waren und um was es sich bei Incipit handelte, wenn er jedoch die riesige Wasserkugel über ihm betrachtete, dann durfte die Macht dieser beiden Fischmenschen nicht anzuzweifeln sein.

Die Frau sah ihn an.



*„Oh, ein gestrandeter aus einer anderen Welt. Sorge dich nicht, guter Mann. Etheria wird nicht sofort zerfallen. Du hast noch Zeit, einige Stunden vielleicht. Beeile dich, Merlusigne wartet auf dich. Dort, in Etheria, im Tempel.“*

Mit diesen Worten drehte sich auch die Frau um, ging in die Wassersäule, die sofort zusammenbrach und eine riesige Pfütze in den Überresten der Kathedrale hinterließ. Kurz darauf stieg auch die Kugel selbst wieder in den Himmel, und nach wenigen Augenblicken war der Zauber vorbei, und Echriel fand sich im Licht der Sonne wieder. Nun stürzte er zu Eilie und nahm sie erneut in die Arme. An diesem Tag stützte er sie oft. Eilie allerdings stand von allein auf und sah Echriel in die Augen.

„Wir müssen zu Mutter.“

## 35 Eilie | Es drängt

Nachdem ihr Echriel aufgeholfen hatte, konnte sie noch immer nicht fassen, was gerade geschehen war. Sie glaubte diesen Wesen, der Auftritt in der riesigen Wasserkugel war ausreichend als Demonstration der Macht, welche die Beiden sicherlich innehatten.

Nun war es umso wichtiger, schnell zu Elvira zu gelangen. Noch immer war diese nicht zurückgekommen, und so war neben den neuen Ereignissen um diesen Demetrios immer noch unklar, was mit Mame geschehen war.

Eilie lief los und fokussierte den Fuß des Berges, diesen kleinen Hügel, auf dem Elvira und Mame abgestürzt sein mussten. Die Entfernung ließ sich an diesem klaren Tag schlecht abschätzen, dennoch vermutete Eilie, dass es sicherlich einige Kilometer Laufstrecke waren. Das würde eine ganze Weile dauern, bis sie dort angekommen war.

Gerade als sie losgelaufen war, hörte sie einen knatternden Motor. Um weitere Unwägbarkeiten umzusehen, hielt sie kurz inne und drehte sich um. Einige der Bewohner von Denver waren nach den Geschehnissen um die große Wasserkugel zurückgekehrt und hatten sich in einem weiten Kreis hinter den Reihen der Extant eingesammelt. Die Menschentraube teilte sich, als ein Motorrad auf sie zukam.

*„Bitte, es ist doch schon alles kompliziert genug.“*

Das Motorrad hielt in einem gewissen Abstand zu ihr, und der junge Fahrer stellte den Motor ab.

Es handelte sich bei der Maschine um ein älteres Modell, die hohen Schutzbleche und das Fehlen von Verkleidung kannte sie aus den Zeiten, als sie ein normaler Mensch gewesen war. Nach dem Zusammenbruch der Welten hatten sich diese geländegängigen, und doch sparsamen Motorräder durchgesetzt, da man mit ihnen auch über schlechte Straßen und sogar ganz abseits von befestigten Wegen fahren konnte.

Der junge Mann nahm seinen mit einem dunklen Visier versehenen Helm ab und lächelte Eilie an. Seine Gestalt war eher hager, aber groß gewachsen, in seinem Gesicht befand sich ein gepflegter, rothaariger Bart.

„Ich... äh...“, begann er zu sprechen, hielt aber dann inne und knackste kurz mit den Fingern.

„Ich habe gesehen wie sie losgerannt sind. Egal wo es hingeht... ich denke, ich kann schneller sein.“

Er atmete kurz ein und deutete zum Hügel.

„Ich denke, sie wollen da nach oben und ich könnte sie mitnehmen.“

Natürlich. Eilie trug ihr förmliches weiß-goldenes Gewand, und von den Prozessionen her kannten sie natürlich die meisten Bewohner der Umgebung. Mame hatte sie als Göttin verkauft.

Sie war seit Unzeiten nicht mehr auf einem Motorrad mitgefahren, doch in der Tat versprach das Angebot die Chance, schneller ihre Mutter zu erreichen. So lief sie auf den jungen Mann zu und setzte sich hinter ihn auf den Platz des Sozius.

Die Maschine war nicht wirklich für eine Reise zu zweit ausgelegt, doch sie konnte sich hinter ihn setzen. Er wirkte vertrauenswürdig, und sein Angebot schien ehrlich. Und wenn er versuchte, ihr etwas anzutun, würde sie ihn genauso verbrennen wie Mame.

„Dann los. Fahr zu diesem Hügel dort oben.“

Eilie deutete auf die Stelle, an der sie den Absturzort vermutete. Der junge Mann startete wieder den Motor und Eilie klammerte sich um seine Taille. Er trug eine hellbraune Lederjacke, die schon einige Jahre alt sein musste, doch sie stand ihm gut zu Gesicht.

Er drehte sich um und reichte ihr seinen Helm.

„Sie können ihn dringender gebrauchen als ich.“

Vermutlich würde sie keinen Helm benötigen, doch dankend nahm sie das Angebot an. Erstens schützte der Helm tatsächlich etwas, und zweitens wäre eine Diskussion über ihren robusten Körper jetzt nur wieder Zeitverschwendung gewesen.

„Wie heißt du, Junge?“, rief sie ihm zu, als sich das Motorrad in Bewegung setzte.

„Spruce. Mein Name ist Spruce.“

Das Motorrad knatterte den Hügel hinauf, abseits des Weges in direkter Linie auf den Ort zu, den sie angedeutet hatte. Spruce war ein guter Fahrer, auch wenn Eilie in manchen Kurven Angst bekam, denn die Maschine rutschte mit dem Hinterrad öfters weg. Doch schlussendlich war sie in kurzer Zeit oben, und ein kleiner Krater im Erdreich gab ihr Recht. Hier war ihre Mutter abgestürzt.

Eine Welle der Erleichterung durchfuhr Eilie, als sie einen Haufen von Staub erkannte, in dem noch einige Knochenreste lagen. Das mussten die Überreste von Mame gewesen sein, von denen nun kein Lebenszeichen mehr ausging. Doch wo war ihre Mutter?

„Elvira? Mutter?“

Keine Antwort.

„Mutter? Wo bist du?“

Sie lief umher, und auch Spruce stieg von seiner Maschine ab und begann sich umzusehen.

„Hier!“, rief er schließlich hinter ihr.

Eilie fuhr herum und lief auf ihm zu. Elvira lag an einen Stein gelehnt, etwas versteckt hinter einem Gebüsch. Sie war wieder in Gestalt der Sammlerin aus Hel und keine Extant mehr. Ihre Kleidung hatte sie offensichtlich bei der Verwandlung verloren, denn sie lag nackt auf dem Boden.

„Ei... Eilie“, hauchte sie, als sie zu Bewusstsein kam.

„MAMA!“

Eilie ging in die Knie und umarmte Elvira so fest und innig, wie sie es noch nie getan hatte. Sie begann zu weinen, sie musste dabei heftig schluchzen, sodass ihre Tränen den Hals ihrer Mutter hinunterliefen. Sofort spürte auch Eilie den angenehm warmen Druck der Umarmung.

„Du hast es geschafft!“, murmelte sie in Elviras Nacken hinein.

„Ja, doch... was war diese Kugel?“

Eilie ging ein Stück zurück und löste sich aus der Umarmung.

„Du hast sie gesehen?“

Elvira nickte.

„Wir müssen... zurück und mit Echriel und Morel sprechen.“

Die beiden Damen standen auf, und als sie den Schutz des Findlings verließen, lag eine Hose und die Lederjacke am Boden. Spruce stand neben seinem Motorrad, nur bekleidet mit einem T-Shirt und einer kurzen Hose und sah zur Stadt hinunter.

„Ich dachte, sie möchten das anziehen.“

Ihre Mutter war sichtlich überrascht.

„Wer ist der junge Herr denn?“

„Er kam aus der Gruppe der Menschen heraus und hat mich schnell hier hochgefahren. Er ist einer der Guten.“

Dankbar schlüpfte Elvira in die Hose, wobei sie etwas kämpfen musste, ihre Hüften in die sehr schlank geschnittene Jeans zu quetschen. Als Ausgleich dafür musste sie die Hosenbeine umstülpen, da sie viel zu lange waren.

„Bringst du meine Mutter nach unten?“

Spruce nickte. „Sehr gerne. Was ist mit ihnen?“

„Ich bin froh, wenn ich jetzt mal eine halbe Stunde laufen kann. Die Welt wird ja nicht gleich untergehen.“

*„Zumindest hoffe ich das, aber ich muss meine Gedanken in Ordnung bringen...“*

Elvira fühlte sich sichtlich unwohl, als sie auf das Motorrad stieg, und ihre Haltung wirkte verkrampft, als Spruce den Motor startete und losfuhr.

„Ein Moment des Friedens... und die nächste Bedrohung schon in Sichtweite“, flüsterte Eilie.

## 36 Viri | Treffen mit dem Fischmädchen

Ihr war noch ganz schwindelig, auch wenn sie schon eine Weile von dem Motorrad abgestiegen war. Der Junge, Spruce, hatte sich so bemüht sie sicher nach unten zu bringen, aber diese zweirädrigen Maschinen waren schlimmer als der Ritt auf einem Sleipnir, dem achtbeinigen Rotwild aus Hel. „Höllmaschine“ schien ihr eine gute Bezeichnung.

Dennoch bedankte sie sich höflich bei ihm und war auch froh, schnell wieder in den Überresten der Kathedrale zu sein, wo Echriel sie überschwänglich empfing und herzlich in die Arme nahm, als sie zurückkam.

„Viri! Es ist so schön dich zu sehen! Ich nehme an, du warst erfolgreich?“

Er hielt sie auf Armeslänge Abstand und sah sie gleichermaßen stolz und glücklich an. Viri lächelte ihn an.

„Mame zumindest ist endgültig verschwunden.“

Das, was Ardankin gewesen war, war nun fort, seine Seele und sein Bewusstsein war verschwunden, dessen war Viri sich sicher. Das Geschenk, das er ihr zum Abschied hinterlassen hatte, verschwieg sie allerdings.

Er hatte ihr seine Erinnerungen hinterlassen, hatte ihr die Bilder aller seiner schlimmen Erfahrungen und Gräueltaten geschenkt. Es war fürchterlich, doch davon durfte sie sich jetzt nicht ablenken lassen.



„Echriel was... was ist hier geschehen?“

„Diese riesige Kugel aus Wasser. Sie war offenbar eine Art Schiff. Dort hinten“, er deutete auf eine riesige Pfütze am Boden des ehemaligen Gebäudes, „ging eine Wassersäule direkt von der Kugel hinab, und zwei... nun ja, Wesen traten heraus.“

„Wesen?“

„Sie sahen aus wie Menschen, ohne Flügel und Hörner, hatten aber die Haut und angedeutete Flossen wie Fische. Wie diejenigen, von denen ich früher immer geträumt hatte. Erinnerst du dich, im Tempel von Steinhagen...“

Viri nickte. „Ja, ich erinnere mich. Ein Fischmädchen hat uns von Parmacia nach Etheria geführt. Ich weiß nichts... genaues darüber, aber offenbar hat sie dafür gesorgt, dass wir nicht ertrinken.“

Echriel senkte den Blick.

„Ich kann mich daran nicht erinnern.“

„Du warst ohne Bewusstsein.“

Er atmete tief durch.

„Jedenfalls war die Aussage der Fischleute sehr eindeutig. Sie behaupteten, über diese Welt in der Vergangenheit ein Todesurteil gesprochen zu haben. Und da offensichtlich immer wieder Ärger von dieser Welt ausgeht, wollen sie Etheria in den nächsten Stunden zerstören. Und wenn man dem Glauben schenken mag, was sie behaupten, sterben dann auch diese Welten.“

„Ungh...“ war der einzige Laut, den sie in diesem Moment hervorbringen konnte. Gerade hatte sie ihr Leben aufs Spiel gesetzt, um das Übel in Form des wiedergeborenen Ardankin von der Welt zu tilgen, nun tat sich eine neue Gefahr auf, bei der sie nicht einmal einschätzen konnte, wie groß sie war.

Nach einer kurzen Weile war auch Eilie von ihrem Fußmarsch vom Hügel her hinuntergekommen. Viri sah sie an, und offenbar steckte in ihrem Blick etwas, das ihre Tochter sofort zu ihr laufen ließ. Sie umarmte Viri erneut, wandte ihren Blick aber zu Echriel.

Eilie blieb ruhig und umarmte Viri weiterhin, doch sie spürte, wie der Körper ihrer Tochter leicht zitterte.

„Nun gut“, sagte diese betont kühl.

*„Sie sagten, Echriel sei nur ein Gast und solle wieder zurück in seine Welt.“*

Viri erschrak und wirbelte herum, hinter ihr stand Tero. Sie hatte mit ihm kaum Kontakt gehabt, seit sie wieder in dieser Welt gewesen war, doch genau wie Ciel ihre Großmutter war, so war Tero ihr Großvater. Er hatte sie in Shion nur kurz begrüßt und umarmt, aber den Kontakt weitestgehend vermieden.

*„Ihm geschieht nichts, doch er sollte zurück, meinten sie.“*

Da Eilie ihre Mutter noch umarmt hatte, konnte auch sie Teros Worte in ihren Gedanken vernehmen. Er ließ sie los und ging ein paar Schritte zurück.

„Nachdem wir nichts darüber wissen, was genau geschehen ist, oder was diese Fischwesen sind, sollten wir vielleicht wirklich nach Etheria.“

Viri dachte kurz darüber nach, wie sie schnell zu der Hochebene gelangen konnten, in der sich das Portal nach Etheria befand. Sie blickte sich um und sah Ciel und Tero. Ciel saß am Rand der Kathedrale auf den Überresten einer Mauer, hielt die Klauen von Tero und sah zu Viri hinüber. Sie hatten immer ein Auge auf sie.

„Eilie? Echriel?“

Die Beiden waren sofort bei Viri.

„Bitte sprecht mit Ciel und Tero. Sie sollen euch mitnehmen.“

„Fliegen?“, fragte Eilie, und Viri antwortete mit einem Nicken.

„Und ich weise euch den Weg.“

Viri stellte sich breitbeinig hin, schloss die Augen und konzentrierte sich wieder darauf, wie sich die Welt als Extant anfühlte. Und als ob es für sie völlig natürlich wäre, verwandelte sie sich in kurzer Zeit und stand als geflügeltes Wesen mit knöchigen Händen und ledernen Schwingen vor ihrer Tochter und vor Echriel.

Glücklicherweise hatte die Verwandlung nicht den verletzten Flügel mit sich genommen. Viri erinnerte sich immer an vergangene Formen, aus diesem Grund stellte sie wohl immer eine einmal gewesene Form ihres Körpers

wieder her, und sie hatte sich an eine Zeit erinnert, als sie ein gesunder Extant war.

Sie sprang in die Luft und blieb mit mächtigen Schlägen ihrer Flügel einige Meter über dem Boden stehen. Ihre Großeltern verstanden und griffen Eilie und Echriel vorsichtig unter die Arme und hoben sie an. Es sah so spielerisch leicht aus, Viri hatte aber noch nicht genügend Vertrauen in ihre Flugfähigkeiten, um eine Person mit sich zu nehmen.

Immer wieder drehte sie sich in der Luft um und prüfte nach, ob Ciel und Tero auch folgen konnten, doch den beiden schien der Personentransport keine Schwierigkeiten zu bereiten. Viri indes orientierte sich an den Straßen und Wegen, die sie mit Eilie zurückgelegt hatte, als sie nach der ersten Begegnung mit Mame nach Relsh und Hel gekommen war. Auf der Hochebene, auf der sie einst ihren Mann verloren hatte, befanden sich Portale in alle Welten. Aus diesem Grund hatte Eilie auch einst angeordnet, dass niemand dieses Gebiet betreten durfte. Auch wenn nur Wächter diese Portale sehen konnten war es doch besser, alle anderen Lebewesen davon fern zu halten.

Nach kurzer Flugzeit schon tat sich die graue, triste Ödnis der Ebene unter ihr auf und Viri ging in den Sinkflug. Bei der Landung kam sie ins Trudeln und stolperte unbeholfen, als ihre Füße den Boden berührten. Sie überkreuzte die Beine und kam schmerzhaft bäuchlings am Boden auf.

„Wie gut, dass Ciel und Tero die anderen tragen.“, dachte sie sich, während ihre Selbstachtung gerade eine empfindliche Delle erhalten hatte.

Schon als Viri sich den Staub vom Körper klopfte, standen Eilie und Echriel wieder sicher auf ihren Beinen. Echriel, versuchte, Tero die Hand zu geben indem er mit seiner Handfläche einen der knorrigen Finger des Extant berührte und den Arm schüttelte. Tero wusste nicht, wie ihm geschah, ließ diese menschliche Geste aber zu. Vor Ciel führte er einen kleinen Knicks durch, nahm ebenfalls ihre Klaue und gab ihr einen Handkuss.

„Die Dame, der Herr? Es war eine Ehre.“

Offensichtlich hatte der Flug ein Hochgefühl bei ihm ausgelöst. Auch Eilie schmunzelte, als sie seine Reaktion sah.

„Ein Jammer, dass ich damit nicht fliegen kann“, sagte er während er etwas mit seinen Flügeln wackelte.

„So zugeschnitten funktioniert das ohnehin nicht.“

„Nun gut, sehen wir an, was in Etheria geschehen ist“, unterbrach Viri die Szene. Die Zeit drängte.

Sie umarmte Ciel und Tero herzlich, ihre Tochter tat es ihr gleich. Sie unterließ es, sich wieder zurück in die Gestalt einer Sayt zu verwandeln, denn sie hätte wieder keine Kleidung zur Hand, und die körperliche Stärke der Extant konnte ihr noch hilfreich sein.

So nahm sie die Hand von Echriel, wie sie es immer tat, wenn sie ein Portal durchschritten, und ging auf die wabernde Luftströmung zu, die sie beim Durchschreiten nach Etheria führen sollte. Seit ihrer Rückkehr hier auf die Erde war sie nicht mehr in dem Land gewesen, das sie so lange als ihr Ziel herbeigesehnt hatte.

Letztendlich stellte sich dann heraus, dass doch Etheria offensichtlich das Ziel ihrer langen Reise sein sollte.

Einmal noch atmete sie tief die Luft der Erde ein, bevor sie das Portal durchschritt.

## 37 Viri | Unerwartetes Widersehen

Die Lande von Etheria breiteten sich vor Viris Füßen genau so aus, wie sie diese zuletzt gesehen hatte. Nachdem sie aus dem Portal geschritten waren und den kleinen Raum in Etherias Tempel verlassen hatten, in dem sich das Portal befand, war Viri sofort zu einem der Fenster geeilt, um nach draußen sehen zu können.

Immer noch standen die Gräser der Weiden hoch in der beinahe vollkommenen Finsternis dieser toten Welt, der Tempel war unbeschädigt, und in der Weite breitete sich die Ödnis aus.

„Es ist doch alles wie immer“, murmelte sie mit der heiseren Stimme der Extant. Es war einfacher, zu sprechen als immer den Körperkontakt mit denjenigen Personen zu suchen, die sie ansprechen wollte. Sie waren ja nur zu dritt.

„Was sollen wir jetzt tun?“

Echriel stand hinter ihr und sah auch beim Fenster hinaus.

Ohne sich umzudrehen, eröffnete Viri ihnen ihre Gedanken.

„Ich habe bereits mit so einem Fischwesen zu tun gehabt. Genau genommen sind wir beide mit Hilfe eines solchen Mädchens hierhergekommen.

Wir haben keine Zeit, um in der Bibliothek des Tempels nach Antworten zu suchen. Wenn es stimmt, was die Frau

gesprachen hat, müssen wir für jede Stunde dankbar sein.“

Als hätte die Welt Viris Aussage gehört, konnte man rumpelnde und donnernde Geräusche hören. Alle drei zuckten dabei kurz zusammen.

Wie schön musste Etheria einst gewesen sein. Viri hatte nur ganz schwache Erinnerungen an die Zeit als Rena, doch allein die Weiden im schwachen Leuchten der ansonsten so finsternen Welt waren wunderschön anzusehen.

„Die Frau hat gesagt, Merlusigne würde auf dich warten, Echriel. Das ist eben jenes Mädchen, das uns den Weg hierher ermöglicht hat. Und ich weiß wo sie ist.“

„Dann lasst uns gehen.“

Eilie stand bereits in der Türe, Viri und Echriel folgten.

„Wohin?“

Ihre Tochter blieb stehen, Viri ging an ihr vorbei und trat hinaus, über die schwimmenden Platten über den Teich in die Weiden. Sanft berührte sie ihr Kind an der Schulter beim Vorbeigehen.

„*Immer dem Leben folgen.*“

Sie konnte nicht anders, als beim Marsch in Richtung des Dorfes, das sie als erstes wiederhergestellt hatte, die Spitzen der Gräser zu berühren. Das weiche Grün in ihrer Klaue fühlte sich herrlich an, insgesamt erinnerte sie die Gegend an einen Spaziergang im Mondlicht, auch wenn



das fahle Licht nur von den Ozeanen kam, die aus einem für Viri unbekanntem Grund von unten durchleuchtet waren.

Wenn wirklich alles in Kürze zerstört werden sollte und dem Untergang geweiht war, dann wollte Viri zumindest noch einmal die kleinen Dinge im Leben genießen können. Die kleinen Freuden, die man sonst im Streben nach Zielen und dem Druck, den das Leben an sich ausübt, so leicht vergessen konnte. Man würdigte die Dinge immer solange nicht, bis sie zu verschwinden drohten.

*„Nein, solchen Gedanken kann ich mich jetzt nicht hingeben.“*

Die Gruppe marschierte dann durch das alte Dorf, und selbst wenn sie keinen Halt machten, so spürte Viri, wie Eilie fasziniert die Gebäude beobachtete.

Etwas außerhalb des Dorfes wurde das Land wieder zur dunklen, trockenen Wüste. Doch nun war der Weg nicht mehr weit, nur einige kleinere Hügel noch trennten Viri, Eilie und Echriel von dem Stück Küste, an dem sie Etheria betreten hatten.

Als sie schließlich das Meer erreichten, sah Viri Merlusigne schon von weitem sitzen. Das Fischmädchen saß auf einem Stein unweit des Wassers und sah in das Leuchten hinein, das schwache Glimmen, welches der Ozean ausstrahlte.

Das Mädchen bemerkte sie ebenso bald, stand auf und drehte sich um. Ihr Blick war traurig und ernst, zuletzt hatte sie Viri so verspielt und fröhlich erlebt.

*„Du bist hier.“*

„Merlusigne, was ist hier geschehen?“

*„Ich wollte dir wirklich helfen. Ich habe dich zurückgebracht, hier in deine Welten. Es ist so traurig, dass hier alles stirbt. Doch alle... alle wollen es so. Ich bin nur eine kleine Gehilfin im großen Rat der ewigen Wächter. Aber ich habe es versucht. Elvira, es tut mir leid.“*

„Wer ist das?“

Eilie wirkte angespannt, sie sah mit ernster Miene zu Merlusigne hinüber.

„Das ist das Fischmädchen, das mich hergebracht hat.“

*„Wir nennen uns die Shiarran. Wir leiten die Geschicke aller Welten.“*

„Wenn du die Geschicke der Welten leitest, dann bring alles wieder in Ordnung!“, rief Eilie wütend.

*„Es tut mir leid, ich kann nicht...“*

„Das heißt also, es ist vorbei“, hauchte Viri.

Sie drehte sich um und sah ihre Begleiter an.

„Dann... ist es wohl an der Zeit, Echriel nach Hause zu bringen.“

„Was redest du da?“

Sie hatte den freundlichen, älteren Mann noch nie so wütend gesehen.

„Merlusigne ist hier, wir haben die ganze Bibliothek von Etheria zu unserer Verfügung, und die Zeit drängt! Du wirst doch jetzt nicht aufgeben!“

„Aber... Echriel.“

„Merlusigne, was meinstest du damit, dass die Shiarran Herrscher aller Welten sind?“, fragte er nun an das Mädchen gerichtet.

„Nun, ich denke, das kann ich erklären!“

Viri fuhr herum. Hinter einem größeren Findling am Ufer des Meeres trat ein bekanntes Gesicht hervor. Er trug ein Irrlicht in seiner Hand, was seine Erscheinung in ein leicht grünliches Leuchten erstrahlen ließ. Unter den Augen hatten sich tiefe Falten gebildet, der Blick war ernster geworden, auch wenn er ansonsten immer noch aussah wie ein Junge.

„Jebelle.“

„Maei?“

Sie kam ihm näher, berührte ihn kurz.

„*Andere Form, selbe Person.*“

„Maei?“, fragte Eilie von der Seite.

„Der Name, den ich mir gab, als ich gedacht hatte, euch verloren zu haben, mein Kind. Manai und Eilie zusammengefügt... Ma Ei...“

Ihre Tochter näherte sich, legte ihren Arm um Viris Schulter und drückte sie. Es tat gut, doch das Erscheinen von Jebelle hier ergab keinen Sinn.

„Jebelle, was machst du hier?“

„Nun, es ist einiges geschehen. Offensichtlich konnte ich Joston davon überzeugen, dass mir eine große Zukunft bei den hohen Wächtern bevorsteht, und so hat er mich eingeladen, in seiner eigenen Akademie zu studieren. Du kannst dir vorstellen, dass das kein Zuckerschlecken ist. Aber die Möglichkeiten sind fantastisch.

Und da er Vertrauen in mich gesetzt hat, wurde ich mit dieser besonderen Aufgabe betraut.“

Er trat einige Schritte nach vorne und sah sich um.

„Es ist ein schlimmer Anblick. Ich wusste nicht, was mit einer Welt geschieht, wenn die ewigen Wächter das Zentralgestirn zerstören.“

Jebelle sah Viri ins Gesicht, in seinem Blick war aufrichtige Anteilnahme zu erkennen.

„Das... das tut mir wirklich leid, Maei.“

„Viri... mein eigentlicher Name ist Viri...“

Der junge Mann konnte sich ein schiefes Lächeln abringen.

„Ich hatte den Namen Maei noch nie gehört, bevor ich dich kennen gelernt habe. Viri ist ein schöner Name.“

Nach einer kurzen Pause fuhr er fort.

„Doch ich habe mich nicht von Merlusigne durch die Weiten von Incipit ziehen lassen, um dich zu bemitleiden, Viri. Ich... wir haben einen Plan, wie wir helfen können.“

„Ihr?“, fragte sie unsicher. Das letzte Mal, als sie Jebelle gesehen hat, hatte er ihr mit Joston aufgelauret.

Und wie sie es befürchtet hatte, war es auch diesmal so. Von der anderen Seite kam der Anführer von Parmacia in ihr Blickfeld.

„Was... Jebelle, was soll das?“

Auch Joston hielt ein Irrlicht in der Hand. Abgesehen vom grünlichen Schimmer des kleinen Lebewesens sah er aus wie immer, seine blonden Haare waren mit Paste nach hinten gestrichen, die Kleidung war weiß und makellos, und in der Hand hielt er den Stab, mit dem er Viri einst so schwer verletzt hatte.

Er sah ihr in die Augen und zu Viris Überraschung war darin kein Hass oder Groll mehr zu sehen, sondern ein unerklärbares Funkeln, das sie so noch nie gesehen hatte.

Joston kam ihr näher und ließ den Stab zu Boden fallen.

„Elvira, bitte hör mir zu. Ich denke... ich kann dir helfen.“

„Indem du mich wieder töten willst?“

„Er wollte dich töten?“, fragte Eilie von der Seite.

„Ja. Ich war auf der Suche nach Etheria, und warum auch immer – ich bin in Jostons Welt gelandet, nachdem ich mir auf der Hochebene das irdische Leben genommen hatte. Er hat mich willkommen geheißen, in seine Weiden geführt und dann damit...“

Viri deutete auf den Stab.

„Damit hat er mir den halben Körper aufgeschlitzt! Die Narben trage ich immer noch!“

Sie drehte sich zu ihrer Tochter um, verwandelte sich im Handstreich wieder in ihre Gestalt als Sayt und deutete auf den Überrest eines der kleinen Hörner auf ihrer Stirn, dann führte sie ihre Hand die Narben entlang bis zu den Füßen. Es war ihr egal dass sie nun nackt vor allen stand.

„Von hier oben bis unten tief in die Beine hinein war ich zerschnitten. Nur weil ich eine hohe Wächterin war, habe ich überlebt.“

Nun fuhr sie wieder zu Joston herum.

„Und jetzt willst du mir helfen? Wie? Indem du uns alle sofort tötest? Auch Eilie hier hat mein Blut, und sie wird genauso wenig sterben wie ich!“

Joston sah sie an, sein Blick ernst und eingefroren. Er stellte sich vor Viri hin, und ihr fiel erneut auf, wie groß dieser Mann eigentlich war. Er überragte sie um mehr als eine Kopflänge und sah auf sie hinab. Danach schloss er die Augen, ging auf die Knie und nahm Viris Hand.

„Es tut mir leid, Elvira. Ich habe einen schrecklichen Fehler begangen. Das alles... das alles hast du nicht verdient.“

Viri zog ihre Hand zurück und ging einen Schritt nach hinten. Sie spürte die Hände von Eilie und Echriel auf ihrem Rücken.

„Was... was soll das. Joston?“

Der Herr von Parmacia stand wieder auf und verschränkte die Arme.

„Es gibt viele Welten wie unsere, Elvira. Alle sind sie nach demselben Muster aufgebaut. Es gibt eine Oberwelt, in welcher die Mal'ach alle andere Welten verwalten. Die anderen Welten sind die Mittelwelt der Menschen und die Unterwelt der Sayt. Das ist in tausenden und abertausenden von Welten dasselbe Muster.

Menschen werden in der Mittelwelt geboren und durchleben dort eine Existenz voller Gefahren, Chancen und Möglichkeiten. Wenn sie sterben, im Leben aber nicht genügend Erfahrungen gesammelt haben und ihre Seele selbst nicht weise und rein genug ist, landen sie nach dem Tod in der Unterwelt.

Dort erfahren sie das Ritual der Reinigung, das ihre Erfahrungen in der Seele verbleiben lässt, aber alle Erinnerungen davon trennt. Mit Abschluss des Rituals werden sie wieder hoch zur Mittelwelt gesandt und erhalten einen erneuten Versuch, ihr Leben zu meistern.

Erst wenn ihnen das gelungen ist, erscheinen sie als Mal'ach in der Oberwelt. Dort ist das Leben angenehm, sicher und es steht einem jeden Mal'ach offen, zum Wächter zu werden, der die Geschicke in der Oberwelt als Beamte oder Fürsten leiten kann. Die höchsten Wächter erhalten zudem das Recht, über eine der Oberwelten zu herrschen und somit auch die Geschicke der Mittelwelt in ihre Hände zu nehmen.

Die Leben der Mal'ach sind lang und voller guter Momente, ihnen droht kein Ungemach. Ist ihre Zeit jedoch vorbei und ihre Seele angereichert mit Jahrhunderten voller Erfahrungen und Erinnerungen, so werden sie nach ihrem Tode zu Sayt in der Unterwelt und vollziehen das Ritual der Reinigung an den noch unvollständigen Seelen. Ist auch die Zeit der Sayt vorbei, so geht ihre Existenz in den Erfahrungsschatz der Ewigkeit ein, und mit all dem Wissen, der Intelligenz und der Erfahrungen die ein jedes Lebewesen gemacht hat, können die Anführer unser aller Welten noch mehr Existenzen erschaffen, mehr Welten, mehr Grundlagen für Seelen.“

Er schritt hinüber zum Meer, ging in die Hocke und nahm eine Hand voll Wasser.

„Dieses Meer... ist in Wahrheit eine unendlich große Wasserblase im Zentrum aller Welten. Hier, in diesem ewigen Ozean, befinden sich kleine Luftbläschen, die sich um Zentralgestirne herum gebildet haben. Das sind die Oberwelten. Unter- und Mittelwelten sind irgendwo da



draußen, was sie zusammenhält, das wissen nur die ewigen Wächter, die Shiarran inmitten des Ozeans, Incipit. Merlusigne hier ist eine ebensolche Shiarran.

Wie diese Wesen leben und gedeihen, wissen selbst wir hohe Wächter nicht. Angeblich besitzen sie ein unermesslich großes Wasserreich im Zentrum von Incipit.“

„Das waren die fehlenden Informationen“, hauchte Eilie.

„Deswegen starben immer mehr Menschen aus. Wir hatten keinen Kreislauf des Lebens mehr.“

Joston drehte sich zu ihr, seine Augen glänzten.

„Und doch, werte Eilie, hast du so unglaubliches geleistet! Nachdem das Urteil der Shiarran gesprochen wurde und Etheria zum Tode verurteilt wurde, konntest du es zusammen mit dieser kleinen Insel im Nichts, die deine Mutter geschaffen hat, erreichen, dass der Kreislauf wieder zurück in seine ursprüngliche Bahn springen wollte. Eigentlich war es so gedacht, dass alle Menschen, die ihr Leben vollständig beendet hatten, nach Parmacia gesendet werden sollten um dort als Mal'ach geboren zu werden. Die Mal'ach und Sayt, die in Etheria und Hel lebten, sollten sterben, zusammen mit allen anderen nicht bewusst empfindenden Lebewesen.“

Nun wandte er sich wieder zu Viri.

„Es tut mir so unendlich leid!“

„Warum wolltest du mich töten? Was... was hat dich dazu gebracht, so etwas... so etwas zu tun?“

Joston setzte sich auf einen der Findlinge, die zuhauf auf dem Küstenstreifen lagen.

„Eding... Eding hatte eine andere Art, als hoher Wächter über seine Welten zu regieren. Er wollte nicht, dass die Menschen leiden mussten, um Erfahrungen zu sammeln. Er trat vor seinen Menschen in Erscheinung, gab ihnen Hinweise und half ihnen dabei, sich zu entwickeln. In keiner anderen Welt hatten die Menschen einen derartigen technologischen Fortschritt erreicht wie in Edings Erde. Und auch seine Seelen waren reiner, seine Ergebnisse bestechend.

Mit Hilfe der Gehilfen der Shiarran können wir hohe Wächter zwischen den Welten wandeln. Eding und ich... wir kannten uns sehr lange. Und er wollte mich unbedingt davon überzeugen, auch meine Menschen zu unterstützen, doch ich lehnte ab. Seine Idee war gut, doch sie war gegen die Regeln, die uns seit undenkbaren Zeiten leiten. Ich wollte die Welt so führen wie immer.

Eding jedoch ließ sich davon nicht überzeugen. Er hieß mich einen Narren und verschwand wieder in seine Welt.

Irgendwann bemerkte ich, wie sich die Menschen in meiner Welt plötzlich auch technologisch und gesellschaftlich weiterentwickelten. Anfangs sah ich mich bestätigt und dachte, dass Eding der Narr sei. Doch ich musste feststellen, dass er seine Frau in meine Welt

eingeschleust hat. Sie hat im Geheimen meinen Menschen Botschaften gesandt und ihnen dabei geholfen, sich über die natürliche Entwicklung hinaus zu entfalten.

Schnell gab es auf meiner Erde Kriege, Hunger und Verzweiflung. Ich wurde so wütend. Eding hatte ein Krebsgeschwür erschaffen und es in meine Welt gebracht.

Ich habe seine Frau ausfindig gemacht, doch sie wehrte sich. Sie begann, eine Revolution anzuzetteln. Sie wollte mich stürzen! Schließlich konnte ich sie verhaften und ließ sie hinrichten. Merlusigne hier übergab ich die Botschaft mit Edings Taten an den Rat der ewigen Wächter, und sie beschlossen, Edings Welten zu zerstören.

Doch... das war nicht gerecht. Eding hatte seine Grenzen überschritten und Schlimmes getan, doch ich hätte niemals dafür sorgen wollen, dass seine Welten zerstört werden. Und jetzt... jetzt ist es beinahe zu spät.“

Wieder ertönte das tiefe Grollen, das Viri schon zuvor durch Mark und Bein gegangen war.

Viri war sich sicher, dass Joston die Wahrheit sprach. Doch eine beinahe nicht zu ertragende Welle an Gefühlen erschlug sie innerlich, sodass sie nicht auf ihr Herz hören konnte. Ihr Verstand übernahm die Kontrolle, und sie wurde viel kühler und berechnender, als es die Situation eigentlich zuließ. Sie achtete nicht mehr auf Eilie und auch nicht auf Echriel sondern konzentrierte sich ganz auf Joston.

„Und du wolltest mich töten, da mir Eding seine Macht übergeben hatte?“

„Nein, nicht nur deswegen. Wärst du nur eine Mal'ach oder Sayt gewesen, die durch ein Unglück die Macht eines hohen Wächters geerbt hätte, dann hätte ich dich in meine Akademie gebracht und du wärest auf ewig dort mein Gast gewesen.

Nein, Elvira. Du bist die Tochter Edings und seiner Frau Gilyani, welche in meinen Welten die Flamme der Revolution entzündet hatte. Ich habe in dir alles gesehen, was Eding verbrochen hatte. Ich habe dir die Schuld für die Taten deines Vaters gegeben. Und das, obwohl Gilyani schon tot war und auch deinem Vater seine Welten entrissen hatte.“

## 38 Eilie | Kräfte und Mächte

Das, was sie eben von Joston gehört hatte, konnte Eilie kaum fassen. Das, was er gesagt hatte, war in sich schlüssig gewesen, und sie hatte wenig Zweifel daran, dass er die Wahrheit sagen würde. Doch bedeutete das auch, dass die Welten, die sie über Jahre versucht hatte zu retten, gar nicht mehr gerettet werden konnten.

„Das heißt also, es ist alles verloren. Wir können nichts mehr tun.“

Ob jetzt Eding und seine Ideen zum Führen der Welt schuld waren, dass Etheria und so auch die Erde und Hel langsam sterben sollten oder Joston, indem er dafür Sorge trug, dass Edings Welt zerstört wurde, es war einerlei. Sie konnte nichts mehr tun.

„Nein, das nicht. Deshalb bin ich gekommen.“

Joston sprach ruhig und gefasst.

„Elvira, als Merlusigne dich von Parmacia nach Etheria gebracht hat, wart ihr auf eine gewisse Weise im Geiste verbunden. Unsere junge Dame hier konnte Einblick in deine Erinnerungen bekommen, und ihre Berichte haben mich berührt. Ich habe ihr aufgetragen euch zu folgen und so habe ich auch erfahren, dass deine Tochter hier Wunderbares geleistet hat. Allerdings hast du, als du Mutter geworden bist, Eilie einen Teil deiner Kraft gegeben. Und den wirst du brauchen, um meine Idee umzusetzen.“

„Sagst du gerade, ich solle mein Kind töten?“, fuhr ihre Mutter den Anführer der anderen Welt an.

„Ist das dein Plan? Hier stirbt alles und bevor es zu Ende geht willst du mich in der Gewissheit lassen, dass ich kurz vor dem unvermeidlichen Ende meine Tochter eigenhändig getötet habe?“

„GENUG!“, rief Joston.

„Elvira, du kannst mir glauben oder nicht. Ich habe mich jahrelang mit meiner Schuld belastet, zahllose Wesen durch meine Anklage getötet zu haben. Ich habe zusätzliche Schuld auf mich geladen indem ich dich zu töten versucht hatte. Ja. Doch ich will es gut machen. Vertrau mir! Bitte!“

Elvira atmete durch. Eilie ging einen Schritt zurück und Echriel stützte sie.

„Ich habe Jebelle hier mitgenommen, da er eine sehr spezielle Aufgabe erhält“, fuhr er fort und hielt dann kurz inne.

„Ich... Elvira, ich werde dir den Teil der Kräfte überlassen, die du Eilie gegeben hattest. Ich bin einer der mächtigsten hohen Wächter und lebe schon viel länger als die meisten anderen, selbst wenn es deren so viele gibt.“

Er ging zu Jebelle hinüber.

„Es ist nicht so einfach die Quelle der eigenen Kraft auf andere zu übertragen. Wenn ich Elvira einen Teil meiner

Kräfte gebe... dann habe ich mein Todesurteil unterzeichnet, denn diese Macht lässt sich nicht mehr verschließen. Den verbleibenden Teil werde ich Jebelle übertragen, damit er mein Nachfolger wird.“

Der Junge, Jebelle, legte seine Hand auf die Brust und ging einen Schritt zurück.

„Aber... hoher Wächter, nein! Das...“

„Ruhe, mein Junge. Ich habe die Entscheidung gefällt. Du bist treu und rechtschaffend, und in der Akademie der Einzige, dem ich das zutrauen würde. Deine Ausbildung ist noch nicht weit fortgeschritten, aber es bleibt keine Zeit mehr.“

Es war unbeschreiblich schwierig, diese ganzen neuen Informationen und Eindrücke zu verarbeiten. Eilie hatte den Namen Joston schon einmal gehört, ihre Mutter hatte ihr von ihm berichtet. So wie er sich jetzt aber darstellte, musste er entweder geläutert oder eine gänzlich andere Person sein. Nichtsdestotrotz war er der Anführer einer ganzen Reihe von Welten und er war offensichtlich bereit, seine Existenz zu opfern.

„Was soll Elvira genau machen?“, fragte sie, halb flüsternd. Doch Joston hörte Eilie.

„Elvira soll ihre Mächte einsetzen, um aus eurer kleinen Insel eine vollständige Welt zu erschaffen, in welche die Menschen nach Ende ihres Lebenszyklus aufsteigen können. Wenn euch das gelingt, dann werden eure Erde und Hel nicht untergehen.“

Erneut deutete Joston auf das Meer.

„Das besondere an eurer Insel ist, dass sie außerhalb von Incipit entstanden ist. Ganz ist mir nicht klar, wie du das geschafft hast, Elvira. Aber es ist ein Anfang. Du musst deine ganzen Kräfte einsetzen, und dann hast du mit Relsh eine eigene Oberwelt, ohne dass die Shiarran darauf Zugriff hätten.“

„Das erscheint plausibel“, warf Eilie ein, „aber wieso muss Joston sich opfern?“

„Elviras Kräfte reichen nicht aus. Es hat nur für dieses kleine Stück Land und einer lebensfähigen Atmosphäre rundherum gereicht. Und selbst wenn sie Zugriff auf all ihre Kräfte gehabt hätte, würde es nicht ausreichen. Elvira ist stark, doch sie hat nie gelernt, mit ihrer Macht umzugehen!“

„Genau dafür wollte ich ja immer nach Etheria.“

Die Stimme ihrer Mutter klang belegt.

„Aber... das muss doch alles nicht bedeuten, dass jemand sein Leben lassen muss!“, warf Eilie ein.

„Wir haben nur noch Stunden“, antwortete Joston ruhig.

„Gehen wir zum Tempel, ich erkläre euch alles. Und ich sage dir, wie du die Welt erschaffen kannst, die du benötigst, Elvira. Aber wir müssen uns beeilen.“

Ihre Mutter rieb sich die Schläfen.

„Nun gut. Ich muss das... erst verstehen.“



„Gut, dann...“, begann Joston, doch in diesem Moment begannen die Wellen des Ozeans zu Tosen und ein Beben erschütterte den Boden unter ihnen. Spalten rissen das Erdreich entzwei, Steine kamen ins Rollen, am Horizont versanken ganze Bergketten im Wasser.

„Nein! NEIN! NEIN!“, rief Joston.

Er nahm ein kurzes Schwert, das er an seinem Gürtel führte und stach es sich in die Brust.

Der junge Jebelle erschrak und lief sofort zu seinem Anführer. Dieser berührte ihn mit seiner Hand, Jebelle verdrehte die Augen und brach augenblicklich zusammen.

Während die Fluten immer mehr tosten, fuhr Joston herum und sprang zu ihrer Mutter. Eilie wollte nach vorne stürmen, doch Echriel hielt sie fest.

„Das ist gefährlich!“, rief er. Das Rauschen der Wellen und Dröhnen des Bodens wurde immer unerträglicher. Sie konnte sich auf dem wackelnden Grund kaum mehr auf dem Boden halten.

Etheria brach in sich zusammen.

Joston berührte Elvira an beiden Schultern, und sie schrie schmerzerfüllt so laut auf, dass es für einen kurzen Moment den Lärm des Weltuntergangs überdeckte. Tränen schossen in Eilies Augen, als sie sah wie sich ihre Mutter in Schmerzen wand.

Der Anführer der anderen Welt wurde schließlich ohnmächtig und sackte neben Viri zusammen. Jebelle aber hatte sich wieder aufgerappelt, kam zu ihm gerannt, fiel auf die Knie und begann zu weinen.

Erst Merlusigne, die der ganzen Szene beiwohnte, riss ihn aus seiner Lethargie.

„*Ihr müsst weg!*“, rief sie so laut, dass auch Eilie ihre Stimme in ihrem Kopf vernahm.

„*Ich soll Jebelle und Echriel mitnehmen, Elvira muss für Eilie ihren eigenen Weg finden.*“

„NEIN!“, rief Echriel hinter Eilie.

„Ich bleibe hier! Ich gehöre hierher!“

„*Aber, diese Welt...*“

„Nein, mein Platz ist hier. Ich helfe Elvira, oder gehe mit ihr unter... ich... es hat sich angefühlt als gehöre ich hierher.“

„*Ich verstehe. Jebelle!*“

Der junge Mann drehte sich um, noch verwirrt, sprang aber noch Viri zur Seite und stützte sie, während sie wieder wach wurde.

„Ich weiß nicht was geschieht... aber verschwende das Geschenk nicht... ich werde es dir ansonsten nie verzeihen!“

Ihre Mutter saß benommen auf dem wackelnden Boden und sah Jebelle teilnahmslos an. Er schüttelte den Kopf,

schloss die Augen, stand wieder auf und lief zu Merlusigne.

Das Fischmädchen sah traurig aus, besann sich dann aber auf ihre Aufgabe und nahm Jebelle an der Hand. Er folgte ihr in das tosende Meer, bis ein Leuchten ihn umgab und die beiden verschwunden waren.

Doch was geschah jetzt mit ihnen?

Eilie und Echriel liefen zu Elvira, die immer noch apathisch am Boden saß.

„Mutter! Bitte! Tu etwas!“

„Etheria... implodiert“, stellte Echriel mit zitternder Stimme fest. Und tatsächlich stieg das zerbrechende Land am Horizont immer stärker an, die Kugel schien rasant kleiner zu werden. Sicherlich waren der Tempel und alles was noch von einer Zivilisation übriggeblieben war, zerstört.

„Ich... es ist so viel“, stotterte Viri.

Eilie nahm sie an den Schultern und schüttelte sie sanft.

„Mutter... bitte“

Viri schüttelte den Kopf.

„Ich weiß nicht, ob ich es kann. Es war so viel auf einmal. Joston... er hat es mir erklärt, aber... mein Kopf... tut weh.“

Hinter ihnen erschien ein Riss im Boden und tosendes Wasser stieß nach oben. Echriel stolperte und fiel fast

rückwärts hinein, konnte sich aber noch nach vorne retten. Er nahm Jostons Stab und versuchte sich, damit aufzustützen.

„Tu es... jetzt.“

Joston lag neben ihnen, das Gesicht eingefallen, die Augen leer. Er war nur noch ein Skelett mit etwas faltiger Haut über seinen Knochen.

„Nimm... Stab...“

Echriel stolperte nach vorne und gab Viri den Stab. Die Stöße am Boden wurden so stark, dass auch er nicht mehr stehen konnte. Er fiel so, dass er Viri und Eilie an den Schultern berührte, um sich aufzustützen. Es war eine ungewollte Umarmung, doch es war eine.

„Ich... versuche es. Wenn ich es nicht schaffe... Eilie, mein Kind. Ich habe mich so sehr nach dir gesehnt. Ich werde dich immer lieben, egal was aus uns wird. Und Echriel... danke! Ich weiß nicht was es ist, aber unsere Herzen... sind sich nahe. Danke! Danke für alles!“

Echriel umarmte die Beiden stärker und Eilie umklammerte die Taille ihrer Mutter. Was auch immer geschehen sollte, Nähe und Liebe waren das Letzte, was sie fühlen würde. Sie fühlte sich zu beiden verbunden, doch sie konnte nichts mehr sagen. Leise begann sie zu weinen und gab sich der Wärme ihrer Mutter und ihres treuen Begleiters hin.

Viri streichelte noch einmal über Eilies Kopf, dann schloss sie die Augen.

„Danke, Joston.“

Der Boden vibrierte, die Gischt des Meeres regnete auf sie herab, und gerade als der Lärm nicht mehr zu ertragen wurde, brachen schließlich die Fluten über sie herein und Eilie wurde von den beiden anderen weggerissen. Kaltes, salziges Wasser umgab sie, und nachdem sie sich anfangs dagegen gewehrt hatte und verzweifelt versuchte, die Luft anzuhalten, begann sie, das Wasser einzuatmen.

Eilie wurde müde. Und schließlich schlief sie ein.

## 39 Viri | Totenacker

Die Fluten waren über sie hereingestürmt, hatten sie von Eilie und Echriel gerissen, noch während Viri versucht hatte, sich an das zu erinnern, was Joston ihr aufgetragen hatte.

Sie hatte ihre ganze Kraft aufbringen müssen, sollte sich auf Relsh konzentrieren und ihre Erinnerungen und Erfahrungen über Etheria damit verknüpfen. Joston hatte ihr unschätzbare Wissen über den Zusammenhang der Welten mit auf den Weg gegeben, doch sie war nicht schnell genug gewesen. Zu sehr hatten sie die Sorge über ihre Lieben abgelenkt, zu sehr hatte sie der Untergang von Etheria abgelenkt.

Als das Wasser über ihr zusammenschlug, hatte sie noch nicht einmal richtig an Relsh gedacht.

Nun stand sie inmitten einer grauen Gebirgslandschaft, eingekleidet in ein weites, graues Gewand, das an der Hüfte mit einer einfachen Schnur zusammengebunden war. Sie sah der Gegend ähnlich, in welcher sie einst auf der Erde ihren Mann gesundgepflegt hatte, damals, als sie in ihrem Wahn als Extant einen der wertvollsten Menschen schwer verletzt hatte.

Doch diese Gegend war anders. Überall wuchsen Gräser, deren Grün zwar ausgebleichen wirkte, doch sie lebten. Auf dem steinigen Weg befanden sich viele Pfützen, es musste also erst geregnet haben, die warme Luft war feucht. Und überall fand sie Grabsteine vor. Einige waren

mit einem Kreuz versehen, andere einen sechszackigen Stern. Viele Gräber waren aber eingeebnet, hatten nur einen verfallenen kleinen Stein vor sich oder zeichneten sich nur durch einige gepflanzte Blumen aus.

Hinter Viri fiel ein Gebirgspfad steil ab, in der Ferne konnte sie eine Ruinenstadt erkennen. Sie selbst war am Boden aufgewacht, unweit einer Pfütze. Schnell war sie aufgestanden, um einen Überblick zu bekommen. Eine kleine Echse war über ihr Gesicht geklettert, das hatte sie aufgeweckt.

Sie hatte ansonsten immer noch ihre eigentliche Gestalt. Die des Sayt-Mädchens mit dem vernarbten Körper.

Auch wenn unten die Stadt wie ein Ziel aussah, so führte Viri ein Gefühl in Richtung der Gräber, die in dem zerfurchten, hochgelegenen Tal an den Hängen der Hügel angebracht worden waren. Nachdem sie einige Schritte gegangen war, erkannte sie, dass sich in der Mitte des kleinen Tals ein Teich befand, und am gegenüberliegenden Ufer des kleinen Sees, der spärlich mit Schilf bewachsen war, saß jemand auf einem Grab.

Langsam ging Viri auf diese Gestalt zu, einer Mal'ach. Sie war in einen dunklen, grauen Umhang gehüllt und saß vom Wasser abgewandt auf einem halb im Erdreich versunkenen Grabstein und starrte auf ein gegenüberliegendes Grab.

„Hallo...?“, versuchte sich Viri der Person zu nähern. Noch wusste sie nicht, um wen es sich handelte.

Eigentlich wusste sie auch nicht, was für eine Gestalt sie erwartete, und auch nicht ob es sich überhaupt um einen Mal'ach handelte oder ob dieses Wesen nur so aussah. Außer den Flügeln konnte sie durch die dunklen Gewänder und den Umhang nichts erkennen.

Die Person reagierte nicht. Viri war diese ganze Gegend unheimlich, sie wusste nicht, wie sie hierhergekommen war, und so wagte sie es nicht, an der Person vorbeizuschreiten, um ihr ins Gesicht zu sehen.

Stattdessen folgte sie dem Blick der Gestalt auf den Grabstein, den sie anstarrte. Den Namen darauf hatte sie schon einmal gehört, von Joston.

### *Gilyani Eding*

„Gilyani“, hauchte sie erschrocken.

Nun reagierte die Person. Sie drehte sich um, schob ihre Kapuze nach hinten und sah Viri ins Gesicht. Es handelte sich um eine junge Frau mit freundlichem Gesicht, ihre Haare teilweise zu kleinen Zöpfen geflochten. Am Ende jedes Zopfes befand sich ein kleines Stäbchen. Der Hinterkopf war mit einem kurzen, leicht abstehenden Pferdeschwanz dekoriert.

Sie lächelte Viri an. Es war ein warmes, freundliches Lächeln.

„So nennt man mich. Oder vielmehr, so nannte man mich.“

„Du bist Gilyani.“



„Ich bin Gilyani, und hier alleine im Totenacker der Mal'ach. Seit vielen hunderten von Jahren.“

„Der Totenacker?“

Gilyani betrachtete wieder ihr Grab und atmete laut aus.

„Ich habe Schlimmes getan. Meine Strafe ist es, dass ich nicht in die Unterwelt absteigen darf, um mein Leben als Sayt fortzuführen. Die Shiarran haben mich zur ewigen Verdammnis hier in dieser Zwischenwelt verurteilt.“

„Du hast eine Revolution angezettelt. Du hast dein Kind alleine gelassen.“

Nun stand die junge Frau auf und sah Viri genauer an.

„Wer... Du bist eine Sayt?“

„Ich bin eine Sayt, ich bin eine Mal'ach, ich bin ein Mensch. Ich bin alles.“

Viri verstand, was Eilie damals empfunden haben musste, als sie sich das erste Mal gegenüberstanden. Viri hatte nie erlebt, was es hieß, liebende Eltern zu haben. In Etheria hatten sich Ciolet und Terock um sie gekümmert, die später als Ciel und Tero in Gestalt von Extant wiedererscheinen sollten. In Hel starben die Sayt, die sie zur Welt gebracht hatten, durch die Hand von Menschen, und als sie auf der Erde erschienen war, da war ihr Bewusstsein schon so weit gereift, dass sie keine Bindung zu den Eltern dort aufbauen konnte. Diese hatten ohnehin nicht verstehen können, wer sie gewesen war.

Nun stand sie Gilyani gegenüber, der Mutter des Mädchens Rena. Und sie hatte so viele Fragen, und doch fühlte sie sich so verlassen.

„Ich bin deine Tochter.“

Gilyani ging einen Schritt nach vorne, streckte die Hand aus und hielt dann doch inne.

„Rena?“

„So hattest du mich genannt. Wo... wo bin ich hier?“

„Das hier ist der Totenacker. Eine Art... Zwischenwelt, welche die toten Mal'ach durchschreiten auf dem Weg in die Unterwelt. In ihre jeweilige Unterwelt.

Ich kann sie nicht verlassen. Dort hinten, wo der Bergpfad nach unten zum Portal führt, kann ich nicht weitergehen.“

Ihre Augen fixierten die Ferne, die Ruinenstadt hinter der Hochebene, die man von hier gar nicht sehen konnte. Voller Sehnsucht starrte sie auf die Hügel.

„Jeder Mal'ach, der stirbt, taucht kurz hier auf, bevor er oder sie zur Stadt hinabsteigt, und über das Portal in seine Unterwelt gelangt. Alle stürmen sie hinab, verwirrt, und ich sehe ihnen zu. Was machst du hier, mein Kind?“

„Ich habe wohl versagt. Etheria brach in sich zusammen, und ich hätte eine neue Welt schaffen sollen. Doch es war zu spät.“

Tränen glitzerten in Gilyanis Augen.

„Etheria ist zerstört?“

„Es war das Urteil der Shiarran. Nach eurer Revolution haben sie beschlossen, Edings Welten sterben zu lassen.“

„Nein...“

Gilyani sah sie an, Tränen liefen die Wangen hinunter.

„Was ist mit Eding?“

„Er ist tot... gestorben einige Jahre, nachdem das Urteil gesprochen wurde.“

Zu Viris erstaunen musste sich Gilyani nicht setzen und ging auch nicht in die Knie, sie nahm diese Nachricht beinahe teilnahmslos auf.

„Es ist also geschehen. Nun ich denke... wir haben die Strafe verdient.“

Viri empfand Mitleid. Auch wenn es falsch war, was die beiden gemacht hatten, so war dieses Schicksal doch ungerecht.

„Was geschieht mit dir hier, Mutter?“

„Nun, ich... warte hier. Ab und an erscheinen Mal'ach. Sie wissen nicht, was geschehen ist. Meistens sind das diejenigen, die in Unfällen oder ähnlichem gestorben sind. Ich helfe ihnen, den Weg zu finden. Was soll ich sonst auch tun? Hier verläuft die Zeit anders. Nur alle paar Tage erscheint jemand.“

Viri drehte sich um. Sie musste wissen, was geschehen war. Vielleicht half es, zu diesem Portal zu gehen.

Möglicherweise konnte sie zurück zu Jostons Welten und versuchen, Eilies Welten zu erreichen.

Sie erschrak, als sie eine Berührung am Rücken spürte. Gilyani hatte die flache Hand daraufgelegt.

„Du bist voller Energie. Voller Kraft. Ich spüre viel mehr als seinerzeit bei Eding.“

Das Gesicht ihrer ursprünglichen Mutter war ernst und doch spürte Viri Nähe.

„Rena, die Herrscherin der Welten... so hatten wir uns deine Zukunft immer gewünscht. Du weißt womöglich nicht was geschehen sein mag, doch du hast die Kräfte es herauszufinden. Oder du hast die Kräfte, alles so zu gestalten, wie du möchtest.“

„Aber ich weiß doch gar nicht, ob sie noch am Leben sind.“

„Kind, du herrschst über Leben und Tod. Ich weiß nicht wo du diese unermessliche Kraft in deinem Inneren erhalten hast, doch nutze sie! Hier droht dir keine Gefahr.“

Gilyani hatte recht. Hier war außer dem Tümpel, ein paar Pflanzen und vielen Grabsteinen nichts. Hier konnte sie sich konzentrieren, konnte die Ruhe finden, die ihr in Etheria verwehrt gewesen war.

„Was wird geschehen, wenn ich meine Kraft nicht richtig einsetzen kann?“

„Das kann dir niemand sagen.“

„Ich könnte versuchen, nach unten zu gehen. In ein Portal...“

„Auch das kannst du tun. Rena, ich habe bereits einmal versagt beim Versuch, selbst eine ganze Welt umzugestalten. In meiner Macht steht es, dir die Möglichkeiten aufzuzeigen. Ich kann dir nicht sagen, was geschehen wird, welche die bessere Alternative ist.“

Sie hatte recht. Und Viri beschloss, dass es an der Zeit war, sich noch einmal auf die eigenen Kräfte zu besinnen.

Noch einmal sah sie sich um. Ihre Mutter lächelte, und Viri musste feststellen, dass sie wirklich ein sehr warmherziges Lächeln hatte. Gilyani war hübsch, erinnerte sie ein wenig an Eilie.

Viri atmete tief durch.

Sie dachte daran, wie sie sich in Relsh wohlfühlt hatte. Wie die wunderbare Burg inmitten der Stadt trutzig sich den Widrigkeiten der Welten entgegenstellte. Die kleine Insel im Nichts, in welcher ihre Tochter versucht hatte, den Kreislauf des Lebens in Ordnung zu bringen.

Viri stellte sich vor, wie das, was von Etheria vorhanden war, von der Erde und Hel getrennt wurde, wie die untergegangenen Kontinente aus den Tiefen von Incipit verschwanden und sich um Relsh ansammelten. Sie formte das Land um die fliegende Insel herum, erschuf eine Kugel, die genau in die Atmosphäre passte, die sich um Relsh gebildet hatte.

Dieses neue Relsh sollte sich verbinden mit der Erde, über den einen Pfad, den Viri kannte, auf der Hochebene um Denver herum.

Und gerade, als sie diese neue Welt vor Augen hatte, erschien ihr eine Vision von erfrorenen Gipfeln, vereisten Flüssen und toten Städten. Der neuen Welt fehlte die Wärme. Die unbändige Glut, welche auch die Erde und Hel vom Innersten heraus antrieb. Sie konnte jedoch kein Feuer entfachen im Innersten dieser Welt, und so beschlich sie das Gefühl von Angst, nun alles zerstört zu haben. Denn es fühlte sich so wahr an, so real. Relsh schien jetzt als eigene Welt zu existieren.

Dann besann sich Viri darauf, dass es durchaus eine Quelle von Hitze und Wärme gab, auf die sie zugreifen konnte. Es war ihr eigenes Innerstes.

Langsam konzentrierte sie sich auf die heiße, glühende Quelle in ihrem Inneren. Und sie versuchte sich vorzustellen, wie diese Kraft nach Relsh floss.

Die Visionen der vereisten Landschaft hörten auf. Sie sah Blumen. Endlose Weiden voller Gräser, tiefe Wälder, beeindruckende Bergketten und tosende Ströme.

Alles unter einem blauen Himmel, an dem die Sonne auf- und unterging.

Eine Welt, in welcher ihre Tochter herrschen sollte.

*„Eilie, bitte sei am Leben.“*

Das war ihr letzter bewusster Gedanke.

## 40 Eilie | Ein Geschenk

*„Komm, süßer Tod. Komm näher, berühre mich, befreie mich aus diesen Fluten. Mein Körper ist vergangen, nun hol meine Seele ab...“*

Eilie fuhr hoch und schnappte nach Luft. Sie musste einige Male schwer schnappend atmen, bevor sie wieder einigermaßen zur Besinnung kam.

Was war eben geschehen? Wo war sie? Was war mit Etheria?

Mit einem sanften Klaps auf die Schläfe mahnte sie sich zur Besinnung und sah sich um.

Die Wände des Raumes, in dem sie sich befand, waren aus Stein, am Boden lag ein Vorleger mit Schachbrettmuster. Hinter ihr erhellte eine große Fensterfläche den Raum, und in der Ecke des Zimmers befand sich ein Schreibtisch mit einigen Pflanzen darauf.

Eilie befand sich in ihrer Kammer der Burg in Relsh. Sie trug ihr festliches, weiß-goldenes Gewand.

Noch immer verstand sie nicht, was geschehen war, doch das Gemurmel vieler Stimmen lenkte sie ab. Es machte den Anschein, als würde ganz Relsh miteinander reden. Selbst hier im ersten Stock der Burg hörte sie die Stimmen widerhallen.

Ihr war schwindelig, sie fühlte sich benommen und rieb sich die Augen. Was war hier nur los?

Auch wenn sie gerade so schnell aus dem Schlaf gerissen worden war, so fühlte es sich anstrengend an, das Bett wieder zu verlassen. Mühevoll rappelte sie sich hoch und sah beim Fenster hinaus, um herauszufinden was los war.

Vor ihr lagen die Hügel, auf denen die Burg Relsh gebaut war. Die Stadt lag etwas links davon, auf derselben Höhe wie die Burg selbst. Die Weiden erstreckten sich bis in den Horizont, und...

„Das kann doch nicht wahr sein!“, entfuhr es ihr.

Hinter dem Horizont lagen Berge, die viel weiter weg waren als es der Rand der Insel ermöglichte.

Sofort rannte sie aus ihrer Kammer, lief nach links den Gang entlang zur Osthalle, die zum Treppenhaus des Bergfriedes der Burg führte. Sie nahm mehrere Stufen auf einmal, um die Spitze des unbewohnten Turmes schnell zu erreichen. Oben angekommen kletterte sie eine Leiter hoch, die sie direkt auf das Dach führte.

Ein kühler Wind wehte ihr ins Gesicht, hoch oben zwischen den steinernen Zinnen des höchsten Gebäudes ihrer Burg. Hinter ihr stieg das spitze Dach steil an, und vor ihr breitete sich die Weite des Landes aus.

Vom Bergfried aus konnte man stets alle Ränder der Insel Relsh erkennen, doch nun war das Land schier endlos. Die Luft war klar, und trotzdem konnte man Land bis zum Horizont erkennen, bis die Landschaft in einem bläulichen Licht verschwand. Es war ein Anblick, den sie



von der Erde aus kannte. Relsh war eine Kugel, oder zumindest eine sehr große, gebogene Scheibe.

Selbst hier, hoch oben hörte sie die Verwunderung der Mal'ach und das Gewirr der Stimmen unten in der Stadt. Sie musste sich um ihre Leute kümmern.

So schnell wie Eilie den Turm bestiegen hatte, eilte sie auch wieder nach unten. Sie lief durch die Osthalle hindurch zum Kreuzgang, in welchem sich das Treppenhaus des Burgkorpus befand. Dort nahm sie die Treppe zum Erdgeschoss, lief durch den leeren Thronsaal hin zu einem Durchgang, der sie in die Burgvorstadt führte.

Dort waren alle Bewohner aus ihren Häusern gekommen und redeten durcheinander, es war eng auf dem Marktplatz. Keinen ihrer Berater, die ihr immer zur Seite standen, wenn sie hier war, konnte sie erkennen. Sie musste wissen was geschehen war und wie lange sie im Bett gelegen hatte.

„Eilie!“

Eine Hand berührte sie, als sie ins südliche Stadtzentrum laufen wollte.

„Echriel! Was ist geschehen?“

„Ich weiß es nicht. Ich bin eben hier auf dieser Parkbank aufgewacht. Ich fühle mich müde. Wir waren doch eben noch in Etheria!“

„Hast du Mutter gesehen?“

„Nein, wo könnte sie... Eilie, wo bist du aufgewacht?“

Sie verstand, was er fragen wollte.

„In meinem Bett, hier auf der Burg.“

„Ich bin hier aufgewacht, auf dieser Sitzbank, auf der ich mich zuletzt so wohl fühlte. Wo fühlt sich Elvira wohl hier?“

Sie musste kurz überlegen. Lange war ihre Mutter nicht hier gewesen, und auch wenn ihr die Burg gefallen hat, so hatte sie doch immer gerne auf der Halbinsel mit den Portalen aufgehalten.

„Die Portale!“

Echriel und Eilie liefen los, beachteten die Fragen nicht, die ihnen die Leute zuwarfen. Die beiden verließen die Stadt durch das nördliche Tor, folgten einem hölzernen Steg, der sie die Hügel hinabführte und kamen zu einer Brücke, die vor kurzem noch über das ewige Nichts zur Halbinsel geführt hatte.

Diesmal jedoch führte die Brücke über einen breiten Fluss, das Wasser glitzerte im Licht der Sonne. Dahinter konnte sie die Tore erkennen, die sie einst um die Portale herum errichten ließ.

Es befand sich niemand auf diesem Platz. Echriel, der immer so ruhig und besonnen reagiert hatte, geriet in Panik.

„Wir müssen jedes Tor durchschreiten und die Welten durchsuchen! Irgendwo muss Elvira sein. Ich denke, sie

hat mit der Veränderung hier auf der Welt etwas zu tun. Wir müssen doch wissen ob es ihr gut geht! Und sie muss uns unbedingt erklären, was sie gemacht hatte!“

Auch in Eilie wuchs die Sorge. Und die Gewissheit. Sie fühlte sich stark, stärker als je zuvor. Sie hörte auf das Gefühl in ihrem Inneren und konnte dort eine Quelle der Kraft erkennen, die sie bisher noch nicht entdeckt hatte.

Ihr war danach zu weinen und zu schreien, doch sie konnte Echriel nicht verletzen. Und sie wusste ja nicht, ob ihr Gefühl sie betrügen sollte.

„Meine Mutter... ist stark. Ich denke, sie hat nichts dagegen, wenn wir erst einmal Ordnung hier in diese Welt bringen. Die Leute sind alle verwirrt.“

„Aber was ist, wenn sie verletzt ist?“ Flehen lag in Echriels Stimme.

„Sie hatte bisher... immer Glück, nicht wahr?“. Eilie brach beinahe die Stimme. Sie wusste, was ihre Mutter ihr geschenkt hatte.

„Ich habe eine Idee. Echriel, bitte hilf mir Ordnung in das Durcheinander hier in Relsh zu bringen. Wir müssen meine Berater finden und die Leute beruhigen. Du hast gesehen wie verwirrt sie waren. Danach reisen wir nach Shion und lassen die Extant Elvira suchen.“

Echriel nickte.

„Du hast recht. Angst ist ein schlechter Ratgeber.“

So gingen die beiden schnellen Schrittes zurück zur Stadt. Schnell konnte Eilie ihre Berater finden, die schon dabei waren, die Bevölkerung zu beruhigen. Eilie gab ihnen auf, unter den Mal'ach in Relsh die Botschaft zu verbreiten, dass Elvira erfolgreich gewesen war, und aus Relsh eine neue Welt erschaffen hatte. Diese Nachricht verbreitete sich wie ein Lauffeuer, und schnell gingen die Leute wieder ihrer täglichen Arbeit nach, während ihre Berater Erkundungstrupps zusammenstellten, um die Ausmaße der neuen Welt zu entdecken.

Eilie und Echriel durchschritten das Tor nach Hel, hin zur Hauptstadt. Hier wartete jemand auf sie. Ciel.

Die Extant kam auf Eilie zu und berührte sie an der Schulter

*„Ich kann sie nicht mehr spüren. Wo ist sie?“*

*„Das weiß ich nicht“, antwortete Eilie in ihren Gedanken, „doch wir müssen sie suchen. Sie muss irgendwo sein.“*

Ciel sah sich um. Der Himmel war blau, und es war ungewöhnlich warm für das sonst so kalte Hochland.

*„Es hat sich etwas geändert.“*

*„Sie hat uns eine neue Welt geschenkt.“, antwortete Eilie.*

## Coda

Die Sonne ließ die Staubschwaden in der alten Werkstatt tanzen, und das Spiel des Lichts passte zu den aufkommenden Geräuschen draußen in der Stadt, in Shion. Der Tag war angebrochen, die Sonne kletterte über die Bergkuppen und sorgte wieder für einen schönen Tag.

Morel saß an seinem Tisch, blätterte in einem der Bücher mit den Erinnerungen der Extant und machte sich einige Notizen, während er an einer Tasse voller Tee schlürfte.

Auch wenn bisher niemand zu würdigen wusste, was er hier an Informationen gesammelt hatte, so war ihm doch klar, dass er diese Informationen klassifizieren musste. Allein schon, damit in Zukunft wieder eine Bibliothek zur Verfügung stand, welche Eilie konsultieren konnte, wenn sie etwas über die Vergangenheit in Etheria oder über ihre Welten wissen musste.

Nein, er war nicht nachtragend. Er hatte verstanden, in welcher Situation Viri und Eilie sich befunden hatten. Das aufrichtige Interesse des Mal'ach Echriel hatte ihn auch sehr erfreut, gerne hätte er sich mit dem belesenen Mann noch über so viele Dinge unterhalten.

Als er seinen Tee getrunken hatte und die Tasse gerade zum Spülbecken in seiner Wohnung bringen wollte, trat Ciel durch die Türe. Sie war eine seiner ältesten Freunde hier in Hel, und Morel fühlte sich in ihrer Gegenwart, und natürlich auch in der Gegenwart ihres Mannes Tero, sehr wohl.

Zur Begrüßung nickte er ihr zu, doch ihr Blick war abwesend und wirkte niedergeschlagen. Mit ihr kam Eilie in den Raum, und auch Echriel war bei ihnen. Viris Tochter wirkte erschöpft und müde, und Echriel hatte wie Ciel einen betretenen Gesichtsausdruck.

Ohne ein Wort schüttelte er Echriel die Hand, umarmte Eilie und auch Ciel.

„Ist etwas geschehen?“, fragte er schließlich. „Bitte setzt euch.“

Wieder setzte sich die Gruppe um Morels großen Tisch, der von der Morgensonne beleuchtet wurde.

„Wir haben... wir haben eine neue Welt.“

Morel verstand nicht.

„Eine neue Welt?“

„Ja. Elvira hat sie... erschaffen. Wir waren erfolgreich in Etheria.“

Morel fuhr mit den Fingern in seine Haare und kratzte sich.

„Doch es ist noch etwas geschehen. Elvira ist verschwunden.“, sagte nun Echriel.

Eilie fiel ihm ins Wort, bevor Morel etwas hätte antworten können.

„Ich werde mich darum kümmern, den Kreislauf des Lebens wieder in Ordnung zu bringen. Ich muss viel lernen. Ich muss wissen, wie man tatsächlich etwas

erschaffen kann, das vorher noch nicht existiert hatte.  
Und dazu brauche ich das Wissen aus Etheria.“

Sie atmete kurz durch, schluckte und deutete dann auf Echriel.

„Echriel benötigt Informationen über die Erde und Hel, denn er wird nach meiner Mutter suchen.“

Ciel starrte nur zu Boden.

Eilie sah Morel mit großen Augen an.

„Es tut mir so leid, dass ich letztes Mal dein gesammeltes Wissen nicht gewürdigt habe, nur...“

Morel lächelte Eilie an.

„Mach dir keine Gedanken, Kind. Jetzt ist wichtig, dass wir alles herausfinden, was du wissen musst. Ich hoffe, du hast ein bisschen Zeit mitgebracht.“

Eilie huschte ein Lächeln über das Gesicht und sie nickte.

„Ich habe viel Zeit.“

## Charaktere

Es war ein ungewöhnlicher Ort. Ein wirklich ungewöhnlicher Ort.

Viele Jahre waren vergangen, seit Elvira verschwunden war, und Eilie hatte viel Zeit verbracht, den Lauf der Dinge wieder in Gang zu setzen. Mit dem gesammelten Wissen der Extant konnte sie in Relsh eine Bibliothek aufbauen, welche dem Wissen des Tempels von Etheria in nichts mehr nachstand.

Offensichtlich war Relsh ein Planet in irgendeinem Sonnensystem, der sich ganz ähnlich wie die Erde um einen Stern drehte. Die neue Welt war durch die Erkundungstrupps kartografiert und dann in einige Länder aufgeteilt worden, in denen jeweils oberste Wächter gewählt wurden. Diese gewählten Wächter sollten sich dann um die Geschehnisse der Welten kümmern. Eilie ermöglichte es ihnen, die Portale zu benutzen und so reisten sie gelegentlich auf die Erde und halfen den Menschen dabei, ihre technische Entwicklung voranzubringen.

Sehr schnell hatten sich die alten Strukturen auf der Erde wiederherstellen lassen, und als der erste Sayt in Hel als Kind eines Menschen und einer Mal'ach geboren wurde, da wusste Eilie, dass ihr Kreislauf des Lebens nun wieder funktionierte. Und das ganz ohne die Hilfe der Shiarran oder Incipit an sich.



Nun hatte Echriel Ebonskap sie aber an einen speziellen Ort eingeladen.

Tauberburg. Die kleine Stadt, in der sie geboren worden war, einst, vor so vielen Jahren.

Als sie zuletzt vor dieser Türe gestanden hatte, war das Haus niedergebrannt gewesen, zerstört von den Bomben des großen Krieges.

Nun war es wiederhergestellt, und auch die Stadt an sich hatte ihren alten Charme wiedererhalten. Die Menschen sorgten sich bei allem technischen Fortschritt darum, auch einige der Städte so wiederaufzubauen, wie sie vor hunderten von Jahren ausgesehen hatten. Selbst wenn es sich bei Tauberburg um ein Museum handelte, das eine alte Stadt in Europa darstellen sollte. Doch Echriel hatte sich dazu entschlossen, seine Heimstatt dort zu errichten.

„Eilie, komm doch rein“, sagte er lächelnd, nachdem sie angeklopft hatte.

Elvira hatte vor ihrem Verschwinden wohl auch Echriel ein kleines bisschen ihrer Kraft gegeben, denn er lebte viel länger als je ein Mal'ach vor ihm gelebt hatte. Da aber Viri selbst seit dem Untergang Etherias nicht mehr gesehen worden war, ging Eilie davon aus, dass es eher ein Abschiedsgeschenk war. Wohin es ihre Mutter verschlagen hatte, konnte sie auch nach vielen Jahren nicht beurteilen.

Echriel hatte sie sehr zu schätzen gelernt. Er half Morel dabei, das Wissen so auszuwerten, dass Eilie ihrer

Tätigkeit als Schöpferin der Welten nachgehen konnte. Nur mit der Hilfe der beiden Herren war sie in der Lage gewesen, in so kurzer Zeit so erfolgreich zu sein.

*„Ob man viele hundert Jahre eine kurze Zeit nennen kann?“*

Echriel führte Eilie in das Gebäude, das genau so aussah wie zu der Zeit, in der sie zu einer erwachsenen Menschenfrau geworden war.

„Du hast dich wirklich sehr bemüht“, musste Eilie anerkennend feststellen.

„Nun, die Pläne des Gebäudes waren noch vorhanden, und ich dachte, dass auch die Herrin unserer Welten ab und an einen Rückzugsort mit dem Gefühl der persönlichen Nostalgie gebrauchen könnte.“

Die Beiden setzten sich in das Wohnzimmer und Eilie nahm auf dem alt aussehenden, aber neu riechenden Sofa Platz. Vor ihr stand eine Tasse, deren heißes Getränk einen angenehmen Geruch verbreitete.

„Heiße Schokolade?“, fragte sie und Echriel nickte.

Er ging an ein Regal, das neben einer Zimmerpflanze aufgestellt war und holte ein kleines Notizbüchlein heraus.

„Auf der Suche nach Elvira habe ich eine kleine Liste von Personen angefertigt, die dich auf deiner Reise begleitet hatten. Ich denke, es ist nie schlecht zu wissen, was aus ihnen geworden ist, oder?“

Eilie nahm einen Schluck von der leckeren Trinkschokolade und nahm das Büchlein entgegen. Echriel setzte sich und bedeutete ihr, darin zu blättern.

Er hatte recht, es interessierte sie wirklich, was er gefunden hatte und begann die Einträge zu lesen.

*„Unico (Wächter)*

*Als Berater und Herr von Hel im Alter von 320 Jahren gestorben. Seine letzten Momente waren unglücklich, da er das Aussterben der Sayt nicht verhindern konnte. Am Sterbebett hat er Eilie das Vertrauen ausgesprochen.“*

Sie erinnerte sich daran. Es war ein trauriger Tag gewesen, und sie konnte eine lange Zeit nach Unicos Tod nicht mehr fröhlich sein.

Auch die weiteren Einträge erinnerten sie an vergangene Zeiten und Begleiter, die ihr entweder zur Seite gestanden hatten oder immer noch in der Lage waren, es zu tun.

*„Josef Morel (Mensch, Wächter)*

*Betreut als Wächter von Hel die Archive in Shion. Steht Eilie als Bibliothekar des Wissens von Etheria stets zur Verfügung und ist ihr weiterhin ein guter Freund. Eilie findet sich oft bei ihm in Shion ein, die Gespräche gehen bis tief in die Nacht. Dabei werden die beiden stets von Ciel und Tero begleitet.*

*Ayrina (Wächterin)*

*Kümmerte sich um die Transportlogistik in Hel und lernte auch die Menschen beim Umgang mit den*

*Gefährten an, als klar wurde, dass die Sayt aussterben würden. Blieb bis zu seinem Tod an Unicos Seite, überlebte ihn aber selbst nur um wenige Jahre.*

*Ciseding (Wächter)*

*Half Eilie dabei, die Zusammenhänge der Welten weitgehend zu verstehen und trainierte sie beim Umgang mit ihrer Kraft. Er stand ihr viele Jahre lang bei und war ihr Mentor und beinahe ein Ersatz für Manai geworden. Sie empfand für ihn wie für einen zweiten Vater. Er wurde sehr alt, bei seinem Tod übergab er ihr die Kräfte, die er selbst von Eding erhalten hatte. Seine Urne steht im hohen Turm von Helgard, Eilie hat zu seinen Ehren einen Trauertag in Hel ausrufen lassen.*

*Terock, Tero (Mal'ach, Extant)*

*Lebt mit seiner Frau Ciel weiter in Shion und unterstützt als enger Freund Morel bei dessen Arbeit mit den gesammelten Werken aus Etheria.*

*Cielet, Ciel (Mal'ach, Extant)*

*Zusammen mit ihrem Mann Tero lebt auch sie als Extant in Shion. Sie konnte ein engeres Verhältnis zu Eilie aufbauen und steht ihr als Familienmitglied besonders nahe. Sie ist die einzige Extant, die regelmäßig in Relsh gesehen wird. Sie fühlt sich insbesondere in den Weiden zum Fuße der Kobaltburg wohl.*

*Eding (Hoher Wächter)*

*Nachdem die Shiarran ihr Urteil gesprochen hatten und ganz Etheria zum Tode verurteilt hatten, verrottete Edings körperliche Gestalt. Er konnte nicht mehr auf seine Kräfte zugreifen und war in Hel gefangen. Erst der Kontakt mit seiner Tochter konnte seine Macht noch ein einziges Mal freilegen. Kurz vor seinem Tod übergab er all seine Kräfte und Erinnerungen seiner Tochter, Viri. Eding hörte während der Schlacht gegen die Menschen bei Predinas / Mirny auf, zu existieren.*

*Mick Sunderland (Mensch)*

*Wurde von Annika großgezogen, half beim Aufbau der Kobaltburg in Relsh mit, starb glücklich in den Kreisen seiner Familie im hohen Alter.*

*Rosalia Goldmann (Mensch)*

*Unterstützte den Aufbau von Relsh, reiste aber nach einigen Jahren zur Erde zurück und berichtete von dort aus regelmäßig an Eilie. Kam im hohen Alter noch nach Hel und arbeitete im Archiv in Gaalkayo, wo sie das Aussterben der Sayt versuchte zu analysieren. Starb dort auch.*

*Annika Steinberger (Mensch)*

*Nachdem sie Relsh kartographiert hatte, zog sie sich ins Privatleben zurück und war wie eine Mutter für Mick*

*Sunderland. Starb in der Kobaltburg während der Bauphase durch einen Unfall.*

*Quaig Dean, Mad American, Mame (Mensch)*

*Nachdem er Frau und Kinder verloren hatte, als die Weltgemeinschaft auf der Erde auseinanderbrach, hatte er sich geschworen, seinen Weg fortzusetzen und Gerechtigkeit auf der Welt zu verteilen, zur Not mit Gewalt. Dafür hatte er seine Anhänger als Mad American unter dem Banner einer Religion vereint. Als er jedoch als Greis seine Ziele noch nicht erreicht hatte, gab er beinahe auf, bis die Seele Ardankins sich seinem Körper ermächtigt hatte. Ab diesem Zeitpunkt hörte er auf zu existieren.“*

„Oh, die Geschichte von Mame kannte ich noch nicht“, merkte Eilie an.

„Lies bitte weiter. Es sollten noch einige interessante Einträge erscheinen.“

*„Michael Sunderland (Mensch)*

*Bei der Rettung von Annika Steinberger auf der Hochebene in den Rocky Mountains durch einen Ausbruch von Elviras Macht ums Leben gekommen.“*

Nun stockte Eilie der Atem.

„Du hast von Michael erfahren?“

Echriel nickte.

„Wie du hatte ich viel Zeit. Ich konnte viele Dinge lernen. Tut es dir weh, von ihm zu lesen? Ihr seid euch ja nahegestanden.“

Eilie aber schüttelte den Kopf.

„Nein, es ist zu lange her.“

Unbeirrt las sie weiter.

„*Fay (Succubus)*

*Verschwand wieder in das Netzwerk der Succubi kurz nachdem Grigorij Ardankin in Hel geschlagen wurde. Was weiter mit ihr geschah, ist unbekannt.“*

„Wer war Fay?“

Sie kannte die Succubi aus Hel und hatte schon ab und an einige davon gesehen. Der Name Fay allerdings sagte ihr nichts.

„Man erzählte mir, deine Mutter hätte seinerzeit Ardankin mit ihrer Hilfe geschlagen. Das muss ein besonderes kleines Mädchen gewesen sein. Doch... liebe Eilie... blättere bitte noch einmal um. Ich habe etwas Besonderes für dich herausgefunden“

Eilie tat wie geheißen und blätterte auf die nächste Seite.

„*Manai Weber, Echriel Ebonskap (Mensch, Mal'ach)*

*Gestorben in der Hochebene der Rocky Mountains auf der Erde, nachdem Viri ihre Existenz dort beendet hatte. Wurde als Mal'ach in Etheria wiedergeboren und von*

*Merlusigne nach Etheria als Säugling nach Parmacia verbracht und wurde dort als Echriel großgezogen.*

*Hat sich zur Lebensaufgabe gemacht, den Aufenthaltsort von Elvira zu finden und durchstreift im Alter noch die Welten auf der Suche nach Hinweisen. Befindet sich aber oft in Relsh und trifft dort Eilie, die ein sehr vertrautes Verhältnis zu ihm aufgebaut hat, ohne dass die beiden wissen, wer Echriel eigentlich ist.“*

Das Buch glitt ihr aus der Hand und fiel eine Handbreit hinab auf den Tisch. Sie konnte nicht fassen, was sie hier eben gelesen hatte. Selbst in ihren Forschungen hatte sie nie etwas in dieser Art herausgefunden.

„Wie... wie kann das sein?“

Der alte Mal'ach sah ihr ins Gesicht, seine Augen glänzten.

„Ich habe viele Erinnerungen an die alte Zeit in meinen Träumen. Sie sind oft wirr und ich kann mir kein Bild machen, doch ich lebe jetzt seit so vielen Jahren und habe irgendwann begonnen, die Puzzleteile zusammenzustellen.“

Er deutete in den Raum hinein.

„Es gibt keine alten Pläne. Ich habe dieses Haus aus meiner Erinnerung wiederaufbauen lassen.“

Eilie musste tief einatmen. Sie war eine Göttin. Sie war so viele Jahre alt. Und dennoch wusste sie nicht, was sie nun empfinden sollte.



„Papa?“ war alles, was ihr einfallen wollte.

Und ihr Vater nickte.

„Mein Kind...“

\*\*\*

„*Und ich...*“, so dachte sie sich.

„*Ich darf zusehen, wie ihr glücklich seid. Und bin doch verdammt, dieses Schicksal zu ertragen*“

Gilyani hörte auf, in den Teich zu starren, stand auf und legte sich zurück in ihr Grab.